

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

WÜRTTEMBERGISCH FRANKEN

JAHRBUCH 1979

11608

Württembergisch Franken

Band 63

Jahrbuch des
Historischen Vereins für Württembergisch Franken



Schwäbisch Hall

Historischer Verein für Württembergisch Franken
1979

R17

Z1078 63.64 - 1975-80



V564/21

Herausgeber: Historischer Verein für Württembergisch Franken
ISSN 0084-3067
Gesamtherstellung: Druckerei Willy Leyh, Schwäbisch Hall

Die Edelherrn von Weikersheim und Pfitzingen und die Anfänge des Hauses Hohenlohe.

Von Gerd Wunder

Mit den Anfängen des Hauses Hohenlohe, das zuerst unter dem Namen Weikersheim auftritt, haben sich immer wieder Historiker beschäftigt. Hervorzuheben sind die Arbeiten von Hermann Bauer¹ und Karl Weller², an den sich die Tafeln von Christian Belschner 1922 anschließen. Am Anfang der eigentlichen Geschichte von Hohenlohe stehen fünf Brüder, von denen drei, die weltlichen Brüder Gottfried und Konrad und der Deutschordens-Hochmeister Heinrich, eine bedeutende Rolle im Reichsdienst spielten³ und schon in jungen Jahren das Vertrauen des Kaisers Friedrich II. genossen. Als Vater der fünf Brüder ist Heinrich von Hohenlohe bezeugt, der einmal auch als Heinrich von Weikersheim vorkommt. Zwar bezweifelte Stälin⁴, ob der Vater der 5 Brüder wirklich Heinrich sei, aber das beruht auf der Fehlinterpretation einer Urkunde von 1225, in der die drei dem Deutschen Orden beigetretenen Brüder als Miterben (quidam ex heredibus suis) statt als Söhne Heinrichs bezeichnet werden⁵; daß es aber dennoch die Söhne sind, bestätigt auch eine Urkunde von 1220, in der Heinrichs Witwe Adelheid ausdrücklich als Mutter der Brüder genannt wird⁶. Die Schwierigkeit beginnt bei der Einordnung des Gemahls der Adelheid, Heinrich von Hohenlohe, in die ältere Stammreihe. Weller gibt folgende Stammsfolge an⁷:

Ungenannter Stammvater

Konrad v. Weikersheim
1153/70

Heinrich v. Weikersheim
1153

Konrad
v. Weikersheim
1155/83

Heinrich
v. Hohenlohe
1155/1215
∞ Adelheid

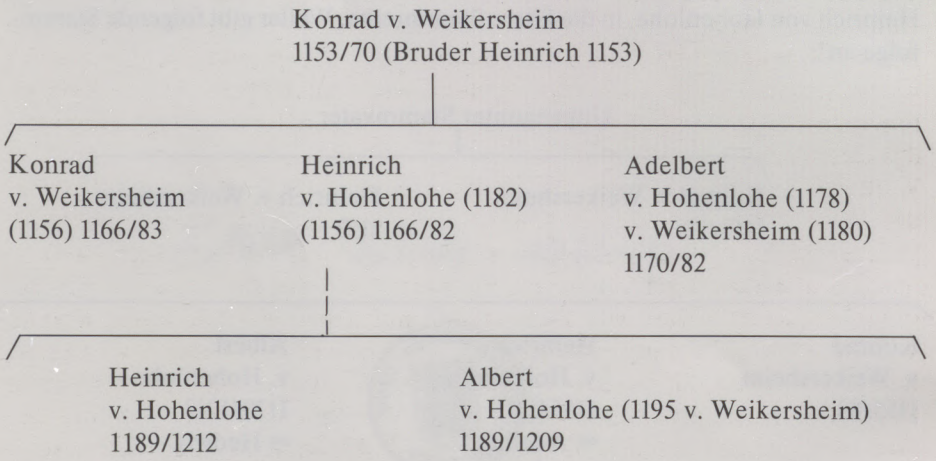
Albert
v. Hohenlohe
1170/1213
∞ Hedwig

↓
Die fünf Brüder

Er erscheint aber wenig überzeugend, daß derselbe Heinrich als Urkundenzeuge 60 Jahre lang, von 1155 bis 1215, auftreten soll und daß seine Söhne dann bis 1249 bzw. 1254 leben; übrigens ist die Urkunde von 1215 kein Beweis, daß er zu diesem Zeitpunkt noch gelebt habe, weil hier lediglich einer der Söhne,

Andreas, als Sohn Heinrichs genannt wird⁸; Erwähnungen Verstorbener ohne den ausdrücklichen Zusatz, daß sie verstorben seien, finden sich häufig, wenn sie als Vorbesitzer oder als Väter genannt sind.

Überprüfen wir also den urkundlichen Befund erneut, Wir finden 1153 Konrad von Weikersheim und seinen Bruder Heinrich, 1156 Konrad und seine zwei Söhne, 1166 Konrad und seine Söhne Konrad und Heinrich, 1170 Konrad und seine Söhne Heinrich und Adelbert, 1171 Konrad und seine Brüder. Es liegt auf der Hand, und es wurde bisher auch allgemein angenommen, daß der erste Konrad 1170/1 gestorben ist und daß jetzt seine 3 Söhne auftreten. Adelbert (Albert) heißt 1178 von Hohenlohe, aber in der gleichen Zeit auch noch von Weikersheim; 1182 wird Konrad von Weikersheim in einer Angelegenheit, die Albert von Hohenlohe betrifft, mit seinem Bruder Heinrich von Hohenlohe genannt. Konrad kommt noch 1183 vor. Dann folgt eine auffällige Pause in den urkundlichen Erwähnungen. Von 1189 ab treten die Brüder Heinrich und Albert von Hohenlohe (1195 von Weikersheim) bis 1209 häufig zusammen auf, Heinrich noch 1212, seine Witwe Adelheid noch 1220. Beachtet man ihre Stellung in den Zeugenreihen, so werden die Einschnitte 1170 und 1183/89 noch deutlicher: die jungen Herren stehen in diesen Listen unten, die älteren rücken vor. So wenig solche Zeugenlisten eigentlich für die Genealogie hergeben, so ermöglichen sie doch einigermaßen eine Unterscheidung der Generationen. Wir kommen damit zu einer erweiterten Stammtafel:



Wer von den drei Brüdern Konrad, Heinrich und Adelbert ist aber nun der Vater der Brüder Heinrich und Albert? Weller setzt, wie wir gesehen haben, diese beiden Brüder in die vorhergehende Generation ein. Hermann Bauer hat in seiner Stammtafel⁹ von 1856 die Generationen besser unterschieden und den Heinrich von 1156/82 als Vater des Heinrich von 1193 angesetzt, weil bei beiden der Name Hohenlohe vorkommt, nicht aber bei Konrad 1156/83. Die

fünf Brüder der nächsten Generation, die 1219 in mehreren Urkunden genannt werden, heißen Gottfried, Konrad, Andreas, Heinrich und Friedrich. Aus diesen Namen, deren Altersfolge überdies nicht feststeht, läßt sich kein Schluß auf ihre Abstammung ziehen.

Einen weiteren Hinweis gibt jedoch das berühmte Siegel „Cunradi de Hohenlo“, das 1207 an eine Urkunde des Bischofs von Würzburg im Zusammenhang mit einer Schenkung Alberts v. Hohelohe unter Zustimmung seines Bruders Heinrich gehängt wurde¹⁰. Um diese Zeit gab es aber keinen siegelfähigen Konrad von Hohenlohe. Das gleiche(?) etwas fehlerhaft geschnittene Siegel benutzte 1224 der junge Konrad, einer der fünf Brüder, und 1230 vereinbarten die weltlichen Brüder Gottfried und Konrad, daß jeder von ihnen Schild und Banner (und Siegel) des Vaters führen dürfe¹¹. Wie kamen die Brüder 1207 in den Besitz eines Siegels eines Konrad von Hohenlohe, den es – urkundlich – bis dahin gar nicht gegeben hatte? Weller nimmt an, sie hätten das Siegel vom verstorbenen ältesten Bruder, Bauer meint, sie hätten es vom Oheim geerbt. Wir müssen gestehen, daß uns beide Vermutungen weniger einleuchten als die naheliegende Annahme, daß es das Siegel ihres Vaters ist. Das würde heißen, daß nicht nur Heinrich und Albert, sondern auch Konrad neben dem ererbten „Zunamen“ von Weikersheim bereits den Namen von Hohenlohe geführt hat und daß nur zufällig in der urkundlichen Überlieferung bei Konrad bloß der ältere Name „von Weikersheim“ festgehalten ist. Das würde aber weiter den Schluß zulassen, daß schon der Vater der drei Brüder, Konrad 1153/70, die Burg Hohenlohe erbaut haben könnte, nach der sich seine Söhne nennen und die ihnen mindestens zeitweise als Wohnsitz gedient haben muß. Das Gesamtbild würde sich allerdings auch nicht ändern, wenn tatsächlich nicht der siegelführende älteste Bruder Konrad, sondern sein Bruder Heinrich der Stammvater des Geschlechts gewesen wäre.

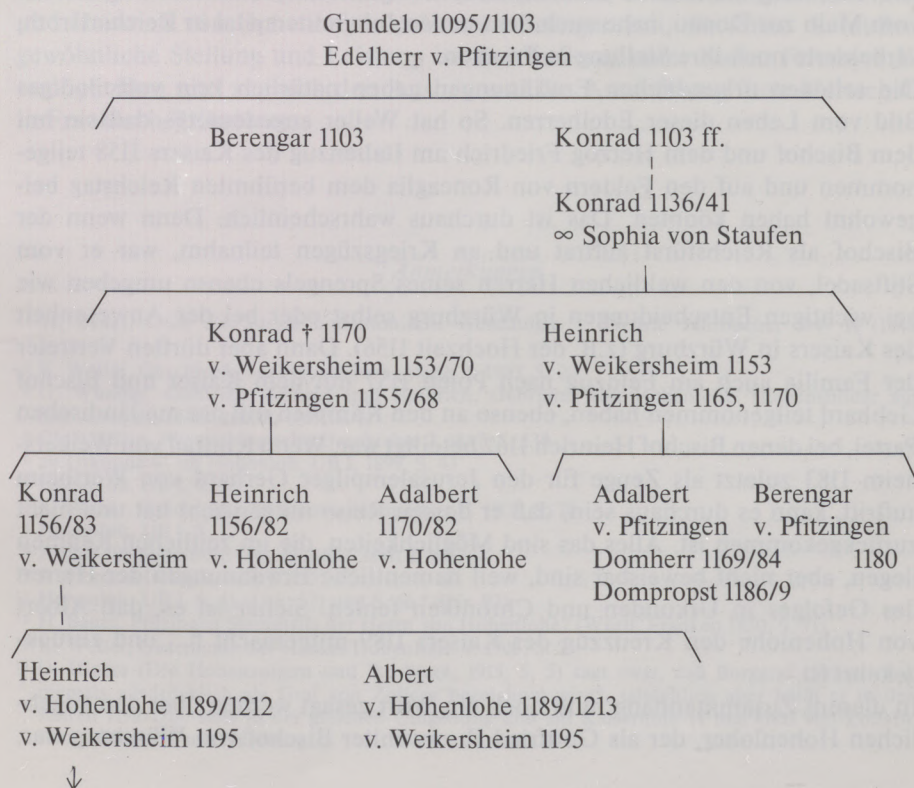
Wichtiger ist die Frage, wer denn der namenlose Stammvater der Familie, der Vater der beiden Brüder Konrad und Heinrich von Weikersheim 1153, gewesen ist. Der Name Weikersheim kommt in dieser Urkunde auch als Ortsname zum ersten Male vor. Hermann Bauer¹² hat aus der Streulage der Besitzungen dieser Herren von Weikersheim mit denen von Pfitzingen, Konrad und Heinrich, auf Stammverwandschaft geschlossen, was Weller ohne nähere Begründung abtut, „da bei der Häufigkeit jener Vornamen und dem zerstreuten Besitz des Adels jener Zeit aus solchen Verhältnissen keine Schlüsse auf Stammesgleichheit gezogen werden dürfen.“¹³ Wir wissen aber inzwischen aus zahllosen Beispielen, daß der Besitz des Hochadels keineswegs „zerstreut“(!) war, sondern sehr häufig ältere Erbteilungen noch in späterer Zeit widerspiegelt und daß die Kombination von Erbnamen mit Besitz durchaus Schlüsse auf Stammesgleichheit ermöglicht. Hermann Bauer meinte allerdings aus dem ihm vorliegenden noch spärlichen Urkundenmaterial den Schluß ziehen zu müssen, daß die beiden Brüder Konrad und Heinrich von Weikersheim mit den beiden gleichzeitigen Brüder Konrad und Heinrich von Pfitzingen verwandt, also

Vettern im Mannesstamm gewesen sein müssen. Hier schätzt er offenbar die Bedeutung der Zusatznamen zu hoch ein. Denn als die Benennungen nach bestimmten Burgen oder Besitzungen erst aufkamen, wechselten sie häufig bei den gleichen Personen ab, je nachdem, auf welcher Burg der betreffende Herr zu jener Zeit gerade saß. Wenn also um 1180 und 1195 die Brüder von Weikersheim auch als Brüder von Hohenlohe vorkommen, so können auch um 1155 die Brüder von Weikersheim als Brüder von Pfitzingen benannt sein. Der gleiche Fall lag vor, als der Graf Friedrich von Zollern Burggraf von Nürnberg wurde: er erscheint in den Zeugenlisten bald als Friedrich von Zollern, bald als Friedrich von Nürnberg, meist in der Umgebung der gleichen Zeugen, und in keiner Urkunde werden der von Zollern und der von Nürnberg nebeneinander genannt¹⁴. So ist auch in keiner Urkunde Konrad oder Heinrich von Weikersheim zusammen mit Konrad oder Heinrich von Pfitzingen erwähnt, während beide stets im gleichen Kreise der Mitzeugen auftreten.

Tatsächlich finden wir Konrad von Weikersheim häufig von 1153 bis 1170 genannt, seinen Bruder Heinrich nur 1153. Dagegen kommt Konrad von Pfitzingen gelegentlich zwischen 1155 und 1168 vor¹⁵, sein Bruder Heinrich 1165. Heinrich von Pfitzingen ist wiederum 1170 neben Konrad von Weikersheim erwähnt. Das Schöntaler Anniversarienbuch¹⁶ verzeichnet unter dem 23. Januar, daß „Friedrich von Bielriet, Konrad de Pfuzeke, Sigebodo von Zimbern, Heinrich von Lauda und Theodor von Aschhausen zu Lebzeiten dem Kloster viel Gutes erwiesen und der Bestätigung des Klosters durch Bischof Heinrich beiwohnten“ (das war 1163 der Fall). Der Schluß ist also sehr naheliegend, daß es sich bei den Brüderpaaren Konrad und Heinrich von Weikersheim und von Pfitzingen um die gleichen Herren handeln muß und daß (der jüngere) Heinrich vorwiegend den Stammsitz Pfitzingen bewohnte. Später wird einmal ein Berengar von Pfitzingen (1180) erwähnt, außerdem 1169/84 ein Domherr Albert von Pfuzeche, der vermutlich 1188/9 als Dompropst Albert auftritt¹⁷. Der Name Albert ist uns auch im Weikersheimer Zweig begegnet, es könnte sich also bei Albert und Berengar um Söhne Heinrichs handeln, zumal wir den Namen Berengar am Beginn der Geschichte des Geschlechts finden.

Denn wenn die Brüder Konrad und Heinrich von Weikersheim identisch mit den Brüdern Konrad und Heinrich von Pfitzingen sind, dann dürfte ein 1136/41 in der Umgebung des Bischofs von Würzburg unter den Edelfreien des weltlichen Gefolges genannter Konrad von Pfitzingen der bisher unbekannte Stammvater sein. 1137 wird dreimal, 1139 zweimal im Gefolge des Bischofs ein Konrad ohne unterscheidenden Zusatz genannt¹⁸; auch hier mag einer davon der Pfitzinger sein. Im Hirsauer Schenkungsbuch endlich erscheint unter dem Datum 1103 ein Gundelo von Pfitzingen mit seinen beiden Söhnen Berengar und Konrad, und Gundelo wird auch 1095/6 im Umkreis des Würzburger Bischofs genannt. Das ist freilich alles etwas wenig, um darauf eine Genealogie aufzubauen. Aber es reicht aus, um den Zusammenhang der Familie im ganzen festzustellen.

Dazu kommt eine Entdeckung von Hansmartin Decker-Hauff. Im Roten Buch, einem Gedenkbuch des Klosters Lorch, fand er den Eintrag, daß die älteste Tochter aus einer frühen Verbindung des jungen Konrad III. mit einer vornehmen Dame „Sophia de Pfuzicha“ genannt wird; er folgert daraus, daß diese um 1110 geborene Tochter des späteren Königs um 1125/6 mit Konrad von Pfizingen, dem Sohne Gundelos, verheiratet worden sei und daß von Konrads gleichnamigem Sohn die späteren Herren von Weikersheim stammen¹⁹. Wie man die Generationen auch immer abteilen mag, der Lorcher Eintrag erklärt die Verwandtschaft zwischen den Hohenlohe und den Staufern die man bisher annahm, wenn man sie auch nicht im einzelnen nachweisen konnte. Denn daß Gottfried von Hohenlohe schon in jungen Jahren zu den Räten der Regentschaft für Heinrich (VII) gehörte und daß sein Bruder, der Deutschordensritter Heinrich, die Braut des Kaisers aus Akkon abgeholt hat, läßt sich bei der Denkweise des Mittelalters nicht nur aus Tüchtigkeit und Leistung, sondern aus Verwandtschaft erklären²⁰. Aus dem Erbe der Staufer dürften die Herren von Pfizingen Weikersheim erhalten haben, das nach späterer Überlieferung mindestens teilweise Reichsgut²¹ oder salisches Erbe gewesen sein soll. Auch der Königsname Heinrich dürfte der Familie durch die Heirat mit der Königstochter zugefallen sein. Wir kommen zu dieser Stammfolge:



Das Gesamtbild würde sich demnach folgendermaßen darstellen. Am Hofe des Bischofs von Würzburg sammelte sich der fränkische Hochadel, an der Spitze die reichen Grafen von Henneberg, zugleich Burggrafen von Würzburg, und von Kumburg; aus diesen Häusern gingen auch wiederholt Domherren oder Bischöfe hervor. Um diese Grafen gruppieren sich die fränkischen Edelfreien von Castell, von Trüdingen, von Trimberg, von Grumbach, von Endsee, von Zimmern und andere mehr. Im 11. Jahrhundert werden sie in Urkunden durchweg nur mit Vornamen genannt. Da finden wir seit 1095 auch Gundeloch, der 1103 mit seinen Söhnen als Gundelo von Pfitzingen auftritt: er gehört zum Umkreis der Kumburggrafen und nimmt an ihrer Stiftung der Kumburg ebenso wie an den Stiftungen für Hirsau teil, offensichtlich erfaßt von der Frömmigkeitsbewegung der Zeit. Eine Verwandtschaft mit den Herren von Mergentheim, die mit dem letzten Kumburggrafen Heinrich verschwägert waren, ist durchaus denkbar ²².

Gundelos Sohn oder wohl eher sein Enkel Konrad heiratete eine Tochter des Staufers Konrad III., vielleicht zur Zeit seines Gegenkönigtums 1126/35; das würde erklären, weshalb er erst 1136 wieder am Hofe des Bischofs auftritt. Mit der Mitgift Sophias – so dürfen wir vermuten – gelang es den Herren von Pfitzingen, im Taubertal Fuß zu fassen, wo sie wichtige Straßen kontrollierten. Die Burg Hohenlohe endlich, nahe der großen Reichs- und Pilgerstraße vom Main zur Donau, nahe auch dem neuen Johanniterspital in Reichartsroth, verbesserte noch ihre Stellung in Franken.

Die seltenen urkundlichen Erwähnungen geben natürlich kein vollständiges Bild vom Leben dieser Edelherren. So hat Weller angedeutet²³, daß sie mit dem Bischof und dem Herzog Friedrich am Italienzug des Kaisers 1158 teilgenommen und auf den Feldern von Roncaglia dem berühmten Reichstag beigewohnt haben könnten. Das ist durchaus wahrscheinlich. Denn wenn der Bischof als Reichsfürst auftrat und an Kriegszügen teilnahm, war er vom Stiftsadel, von den weltlichen Herren seines Sprengels ebenso umgeben wie bei wichtigen Entscheidungen in Würzburg selbst oder bei der Anwesenheit des Kaisers in Würzburg (z.B. der Hochzeit 1156). Dann aber dürften Vertreter der Familie auch am Feldzug nach Polen 1157 mit dem Kaiser und Bischof Gebhard teilgenommen haben, ebenso an den Kämpfen mit der mailändischen Partei, bei denen Bischof Heinrich 1162 beteiligt war. Wenn Konrad von Weikersheim 1183 zuletzt als Zeuge für den Jerusalempilger Gerhard von Wertheim auftritt, kann es durchaus sein, daß er dessen Reise mitgemacht hat und nicht zurückgekommen ist. Alles das sind Möglichkeiten, die im zeitlichen Rahmen liegen, aber nicht beweisbar sind, weil namentliche Erwähnungen der Herren des Gefolges in Urkunden und Chroniken fehlen. Sicher ist es, daß Albert von Hohenlohe den Kreuzzug des Kaisers 1189 mitgemacht hat und zurückgekehrt ist.

In diesem Zusammenhang muß noch ein Wort gesagt werden über den angeblichen Hohenloher, der als Gottfried II. erwählter Bischof von Würzburg war,

aber schon 1197 noch vor der Weihe starb. Weller hat die spätere Überlieferung, daß er aus dem Hause Hohenlohe sei, verworfen²⁴, Belschner hat ihn dennoch ohne genaue Zuordnung in seine Tafeln aufgenommen. Heute darf es als gesichert gelten²⁵, daß das Grabmal des Bischofs Gottfried von Hohenlohe im Würzburger Dom mit der falschen Jahreszahl 1198 Bischof Gottfried III. († 1322) zugehört und erst im 18. Jahrhundert die falsche Beschriftung erhielt. Bischof Gottfried II. war vor seiner Wahl Domscholaster (1179/90) und Dompropst (1192/5). Neben ihm nennt eine Urkunde 1183 noch zwei weitere Träger des Namens Gottfried, nämlich Gottfried von Krautheim, der 1169 Domherr, 1172/80 Portenarius, 1183/95 Domdekan und 1197 bis zu seinem Tode 1203 Dompropst war, sowie einen Kantor Gottfried, der 1165/88 vorkommt²⁶. Einer dieser Herren, vielleicht aber auch der Bischof Gottfried I. (von Spitzenberg) selbst (1184-90), muß mit den Herren von Hohenlohe oder Weikersheim verschwägert gewesen sein; damit würde sich erklären, daß der älteste der oft erwähnten 5 Brüder den Namen Gottfried (um 1190) erhielt. Dieser Name stammt jedenfalls nicht aus dem Mannesstamm, aber die Damen des Hauses sind uns ja ohnehin bis auf jene Sophia unbekannt. Der Krautheimer kann nicht dieser Verwandte gewesen sein, sonst hätte Gottfried von Hohenlohe nicht Richza von Krautheim heiraten können.

Von ihrer Abstammung her brachten jedenfalls die Brüder Gottfried, Konrad und Heinrich von Hohenlohe die Voraussetzungen mit, die ihnen die außergewöhnliche Stellung und Leistung im Reichsdienst unter Kaiser Friedrich II. ermöglichten und zugleich den Ausbau und die Ausdehnung ihrer Herrschaft in Franken begründeten.

Anmerkungen

¹ H. Bauer, Über die älteste hohenlohische Genealogie... (Württ. Jahrbücher 1847 II (1848) S. 131 ff.

² K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. I. 1903, S. 20

³ G. Wunder, Gottfried, Konrad und Heinrich, Gebrüder von Hohenlohe. (Lebensbilder aus Schwaben und Franken II, 1969, S. 1)

⁴ Ch.F. Stälin, Württembergische Geschichte 2, 1847, S. 539

⁵ zu Urkunde 61 im Hohenloh. UB I, 1899, S. 43

⁶ Hohenloh. UB I, S. 33

⁷ K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. I. 1903, S. 20

⁸ Hohenloh. UB I, S. 17

⁹ Archiv für hohenloh. Geschichte I, Heft 2, 1857

¹⁰ J. Albrecht (wie Anm. 9) S. 115

¹¹ Hohenloh. UB I, S. 41 (Urk. 57) und S. 56 f. (Nr. 92)

¹² H. Bauer, Pfüzinger Stammsitz der Herrn von Hohenlohe? (Württ. Franken 1850, S. 71)

¹³ K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. I. 1903, S. 8

¹⁴ O. Hintze (Die Hohenzollern und ihr Werk, 1915, S. 5) sagt zwar, daß Burggraf „Friedrich I. niemals ausdrücklich als Graf von Zollern bezeichnet wird“, tatsächlich aber heißt er in den Jahren 1192/1200 stets in der gleichen Umgebung und am Kaiserhofe 14 mal Graf von Zollern, 18 mal Burggraf von Nürnberg.

- ¹⁵ Völlig abwegig ist die Theorie von Willy Posecker (Genealog. Jahrbuch 15, 1975, S. 48), nach der Konrad von Puezeke 1155 und Konrad von Phuzecka 1168 ein Sproß des Hauses Wettin mit dem „Geschlechtsnamen“(!) Buziki und womöglich ein Stammvater der (nach einem Ortsnamen benannten) bürgerlichen Familie Posecker sei. Das Beispiel zeigt, wie sehr man irregeführt wird, wenn man nur einen Zeugnennamen und nicht die ganze Reihe und die Umgebung der Zeugen beachtet.
- ¹⁶ Staatsarchiv Ludwigsburg B 503 I Bü. 58: Anniversarienbuch Schöntal (1677) unter dem 23. Januar.
- ¹⁷ A. Amrhein, Reihenfolge der Mitglieder des adeligen Domstiftes zu Würzburg (Archiv Unterfranken 32, 1889, S. 92, Nr. 288) gibt glaubhafte Daten zu Albert von Pfuzeche, meint aber den Namen aus Pfütz = Brunnen auf Brunneck deuten zu müssen(!).
- ¹⁸ Mon. Boica 37, S. 46 und 50
- ¹⁹ Die Zeit der Staufer III, 1877, S. 353, Nr. 50
- ²⁰ G. Wunder, Gottfried, Konrad und Heinrich, Gebrüder von Hohenlohe. (Lebensbilder aus Schwaben und Franken II, 1969, S. 1)
- ²¹ Neue Beschreibung des Oberamts Mergentheim S. 797
- ²² K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. I. 1903, S. 8
- ²³ K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. I. 1903, S. 12
- ²⁴ K. Weller, Geschichte des Hauses Hohenlohe. I. 1903, S. 8
- ²⁵ Das Bistum Würzburg Teil 1, bearb. v. A. Wendehorst 1962 (Germania Sacra NF 1)
- ²⁶ A. Amrhein, Reihenfolge der Mitglieder des adeligen Domstiftes zu Würzburg (Archiv Unterfranken 32, 1889), S. 93, Nr. 291

Regesten

- 1095 Februar 14. Würzburg tauscht mit Kumburg Stuppach gegen andere Güter; Stuppach hat *Gundelah* an Kumburg gegeben. (Württ. Urkundenbuch 1, 393, Kumburger Schenkungsbuch)
- 1096 Juli. Würzburg tauscht Eibelstatt gegen Hohenberg an Kumburg. Unter 32 weltlichen Zeugen als vorletzter *Gundeloch* (Monumenta Boica 37, 30)
1103. Ebo und sein Sohn Goswin v. Mergentheim, Gerunc von Rutingen und seine Söhne Richmunt und Adelbert, Embricho und sein Bruder Konrad. v. Rathersheim, *Gundelo de Pfussech* und seine 2 Söhne *Bernger* und *Conradus* schenken an Hirsau. (Hirsauer Codex 34a, WVjhlG. 1887, 4, 31)
- (nach 1100) Schenkung der Guta von Boxberg an Kumburg, erster von 4 Zeugen (vor Friedrich v. Bielriet) *Cuonradus de Pfuciche* (Württ. UB 1, 405)
- 1136 Bischof Embricho v. Würzburg verfügt über die Kirche in Sesselbach. Unter 19 Laienzeugen als zweiter *Cunrat de Pfuzzechen* (vor Friedrich und Adelbrecht v. Trüdingen). (Monumenta Boica 37, 44)
1141. Konrad v. Pfitzingen erwähnt (Decker-Hauff im Katalog Die Staufer und ihre Zeit 3, 353)
- 1153 Mersberg. Bischof Gebhard v. Würzburg bestätigt eine Übergabe des Klosters Tüchelhausen. Unter den weltlichen Zeugen an 2. Stelle (nach Rupert von Castell und seinem Bruder) *Cuenradus et frater eius de Wikartesheim Heinricus*. (Danach Albert v. Trüdingen). (Hohenloh. UB 1)
- 1155 Oktober 29. Würzburg. Kaiser Friedrich nimmt Kloster Lochgarten in seinen Schutz. Unter 12 weltlichen Zeugen als zehnter (nach den Grafen und Markward v. Grumbach, vor Sieboto v. Zimmern) *Cuonradus de Puzecke*. (MG DDF I S. 212; Württ. UB. 2, 94)

- 1156 Oktober Würzburg (datiert 1155). Kaiser Friedrich entscheidet in einer Ministerialensache zwischen dem Bischof und Herzog Friedrich. Unter den Laienzeugen (nach den Grafen und Heinrich und Poppo v. Trimberg) *Conradus de Wikardesheim et duo filii eius*. (MG DD F I, S. 264; Hohenloh. UB 2; MB 29).
1160. Bischof Heinrich v. Würzburg bestätigt die Schenkung von Roßbrunn an Oberzell als bischöfliches Lehen des Herzogs Friedrich, der *Cunradus de Wikartesheim* belehnt, welcher die Lehen weitergibt. (Hoh. UB 3)
- 1163 Würzburg. Bischof Heinrich bestätigt Kloster Schöntal. Unter den 6 Laienzeugen (nach Friedrich v. Bielriet und vor Sigbodo v. Zimmern) *Cuonradus de Phuzeke* (Württ. UB 2, 146), Jahrtag 23. Januar (Anniversarienbuch)
- 1164 November Bamberg. Bischof Heinrich von Würzburg bestätigt Tausch des Bischofs Udo von Naumburg mit Oberzell. Unter den Laienzeugen: *Cunradus de Wikartesheim*. (Hoh. UB 1, S. 546)
- 1165 Bischof Herold v. Würzburg für Oberzell. Zeuge: *Cunrat de Phuozeiche*. MB 45, 26)
- 1165 um Pfingsten (Mai 23) Würzburg. Kaiser Friedrich I. entscheidet zwischen Bamberg und Adelbert v. Trüdingen. 5. weltlicher Zeuge (nach Friedrich v. Trüdingen): *Conradus de Wikartesheim*. (MB 29, 376; Hoh. UB 4)
- 1165 Juni 14. Würzburg. Kaiser Friedrich I. befreit Kloster Bronnbach von Abgaben. Unter den Laienzeugen nach Markward v. Grumbach: *Conradus de Phusiche* et frater *Henricus* (vor Siegeboto v. Zimmern). (Aschbach, UB Wertheim 2, 10)
- 1165 August 18. Tauberbischofsheim. Kaiser Friedrich urkundet für Kitzingen. Unter den Laienzeugen (nach Markward v. Grumbach u.a.) *Conradus de Wikarsheim*. (MB 29, 380; Hoh. UB 5)
- 1166 Würzburg. Herzog Friedrich nimmt Ministerialin auf. Unter den Zeugen (nach Adelbert v. Trüdingen) *Conradus de Wichartesheim* et duo filii *Cunradus* et *Henricus*. (Württ. UB 2, 151; Hoh. UB 6)
- 1168 Juli 10. Kaiser Friedrich urkundet für Würzburg. Unter den Zeugen: *Conradus de Phuzeche*. (Gen. JB 15, 48)
1169. Bischof Herold v. Würzburg entscheidet Streitfall. Unter den Zeugen: *Conradus de Wichartesheim*. (MB 37, 90; Hoh. UB 7)
1170. Bischof Herold v. Würzburg bestätigt einen Tausch. Unter den Zeugen: *Conradus de Wichartesheim*. (MB 37, 97; Hoh. UB 8)
1170. Bischof Herold v. Würzburg belehnt Vizegraf Konrad. v. Nürnberg. Unter den Zeugen nach den Grafen: *Cunradus de Wichartesheim* et filii eius *Heinricus Adelbertus*, Heinrich v. Trimberg, *Heinricus de Pfuzicha*, Siegeboto v. Zimmern u.a. (Hoh. UB 9)
1170. Bischof Herold v. Würzburg bestätigt dem Kloster Bronnbach den Zehnten zu Dietenhausen. Laienzeugen: Markward v. Grumbach und Söhne, Graf Gerhard v. Wertheim, *Conradus de Wichartesheim* et filii sui, *Henricus de Phuzeche*, Siegeboto v. Zimmern u.a. (Hoh. UB 10; Aschbach, Urk. Wertheim 2, 11)
1170. Bischof Herold verlegt Pfarrkirche Oberzell nach Hettstadt. Unter den geistlichen Zeugen: *Adelbertus de Phuczicha*. (Archiv f. Unterfranken 1856, S. 127)
1170. Bischof Herold für Oberzell. Unter den weltlichen Zeugen: *Heinricus de Phuzicha*. (MB 45, 38)
1171. Bischof Herold gibt Bieringen an Kloster Schöntal. Unter den geistlichen Zeugen: *Adelbertus de Pfuzicha*. Unter den 7 weltlichen Zeugen als 5. (vor Siegeboto v. Zimmern): *Cunradus de Wichartesheim* et fratres eius. (Württ. UB 2, 161; Hoh. UB 11)
1172. April 19. Würzburg. Kaiser Friedrich nimmt Kloster Schäftersheim in seinen Schutz. Unter 9 Laienzeugen als 4.: *Cuonradus de Wichartesheim*. (Württ. UB 2, 169; Hoh. UB 12)
- 1172 April 24. Würzburg. Kaiser Friedrich für Würzburg. Unter den Zeugen: *Cunradus de Wikarsheim*. (Hoh. UB 13, MB 29, 408)
- 1178 Bischof Reinhard v. Würzburg urkundet für Kloster Bronnbach und vertraut die

- Ausführung eines Tausches einigen Getreuen an, darunter als erstem: *Adelberto de Hohenloch*. (Hoh. UB 14)
- um 1180. Für die Übergabe eines Hörigen an Kitzingen ist Zeuge (als erster nach dem Vogt) *Adelbertus de Wichardesheim*. (Hoh. UB 16)
1180. Bischof Reinhard v. Würzburg bestätigt dem Kloster Bronnbach einen Zehnt. Unter den Zeugen (nach Sigeboto v. Zimmern und seinem Sohn) *Berengar de Phusich*. (Aschbach, UB Wertheim 2, 17)
1180. Ein Jude in Rothenburg übergibt der Kirche Gut. Zeuge aus dem Klerus: *Albertus de Phuzeche*. (Mon. Boica 37, 112)
- 1180 Januar. Kaiser Friedrich bestätigt ein Urteil des Bischofs Reinhard v. Würzburg zugunsten Kloster Kitzingen. Unter 9 weltlichen Zeugen als achter: *Cunrat de Wighartesheim*. (MB 29, 434; Hoh. UB 15)
1181. Würzburg. Zum Collegium des Heiligen Kilian gehört: *Albertus de Phuziche*. (Mon. Boica 37, 116)
1182. Bischof Reinhard v. Würzburg bestätigt, daß *Albertus de Hohenloch*, liberae conditionis homo, vereinbart hat, daß die Kirche in Reichardsroth von Langensteinach, seiner Patronatskirche, abgetrennt wird. Laienzeuge (nach Konrad v. Boxberg) *Conradus de Wickartesheim* et frater suus *Henricus de Hohenloch*. (Hoh. UB 17)
1183. Graf Boppo von Wertheim verleiht vor dem Zug zum heiligen Grab den Zisterziensern von Altenberg Zollfreiheit. 1. weltl. Zeuge *Cuonradus de Wichardesheim*. (Lacomblet 1, 345; Hoh. UB 18)
1183. Für Bischof Reinhard v. Würzburg ist geistlicher Zeuge *Adelbertus de Pfuziche*. (Mon. Boica 37, 123)

Anmerkung: Für Hilfe bei der Ermittlung von Belegen dankt der Verfasser Herrn Dr. Peter Johaneck, Würzburg.

Neue Forschungen zur Baugeschichte von Schloß Langenburg

Von Gerhard Taddey

1. Der Anlaß

Schlösser sind Bauten, die über Wohn-, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Verteidigungszwecke hinaus Symbole der Herrschaft darstellen. Sie verdeutlichen durch ihre vielfachem Wechsel unterworfenen, zeitbedingten Bauformen Beziehungen zwischen ihren Bauherren, ihren Baumeistern, ihren Architekten. Auch nachdem sie im Lauf der historischen Entwicklung wie ihre gräflichen, fürstlichen oder königlichen Bewohner ihre Hauptfunktion als Zentrum politischer Wirkung ihrer Besitzer verloren haben, bilden sie in Hohenlohe, dem Land der Burgen und Schlösser, wie anderwärts markante Anziehungspunkte, prägen sie die Landschaft. So ist es nur natürlich, daß der Besucher, der Betrachter solcher großartigen Werke der Baukunst nach der Geschichte dieser Bauten fragt, ihren Bauherren, ihren Baumeistern, Künstlern und Handwerkern. In der Regel sind es Kunsthistoriker oder Architekten, die sich mit der Baugeschichte von Schlössern beschäftigen. Durch Stilvergleiche und andere Kunstgriffe gelingt es ihnen, selbst bei nur dürftigen schriftlichen Quellen profunde Aussagen zu machen. Zu ihnen spricht der Bau. Ein Historiker, ein Archivar, mit allenfalls oberflächlichen Kenntnissen der Kunstgeschichte, hat es da schon etwas schwerer. Er sieht auch den Bau, aber dieser bleibt stumm, redet nicht zu ihm. Vergleichbare Werke vom Nordkap bis zur Spitze des italienischen Stiefels hat er nicht parat. So setzt er sich in die Studierstube und befragt die Akten, die oft dürftig und spröde sind, deren Andeutungen in die allgemeine Geschichte eingebettet werden müssen. Er fragt nach Aussagen über den Anlaß eines Schloßbaus, seine Finanzierung, seine Bauherren. Für ihn entsteht der Bau primär aus den Akten – und dann vergleicht er parallel dazu das, was Pläne und die vorhandene Bausubstanz an Aussagen liefern, wieweit dadurch die Interpretation der schriftlichen Zeugnisse bestätigt und erhärtet wird.

Im Jahr 1977 wurde im sogenannten Bettenturm des Langenburger Schlosses – es ist von der Stadt her gesehen der rechte vordere, massige, runde Turm – eine Renaissance-Stuckdecke restauriert, die durch den Schloßbrand von 1963 schwer beschädigt worden war¹. Vier große Medaillons stellen die Jahreszeiten dar, umgeben von Spruchbändern, die zum großen Teil unleserlich waren. So versuchte ich auf Bitten des Hausherrn, aus den Unterlagen des Langenburger Archivs Hinweise auf diese Decke und ihren Gestalter zu finden. Routinemäßig mußte dazu auch die vorhandene Literatur über Schloß Langenburg herangezogen werden. Zweifel wegen mancher Diskrepanzen stiegen auf, als ausgewertet dargestellte Quellen schienen nur oberflächlich – wenn über-

haupt – benutzt worden zu sein. Aus einer üblichen Recherche, die leider nicht positiv erledigt werden konnte, entwickelte sich eine intensive Sucharbeit, deren Fortschritte zu immer neuen Überlegungen Anlaß gaben, schließlich zu einer systematischen Durchsicht mehrerer hundert Rechnungen aus dem Zeitraum von 1522 bis etwa 1710 führten, eine Arbeit, die langweilig scheint, aber in der Regel Erfolg verspricht und für moderne Kunsthistoriker Selbstverständlichkeit ist.

An einem Schloß wie Langenburg wird in jedem Jahr gebaut, sei es, daß der Sturm Ziegel vom Dach wirft, Scheiben eindrückt, eine Regenrinne zu tropfen beginnt. Ich möchte mich hier auf die wesentlichen Baumaßnahmen beschränken, die bis zur Belagerung von Schloß Langenburg im Dreißigjährigen Krieg 1634 stattfanden und die aus den Quellen belegbar sind.

Dabei muß man zwangsläufig auf den Grafen von Hohenlohe-Langenburg hinweisen, der als der Bauherr Langenburgs zu gelten hat, dem der eindrucksvolle Schloßhof, die prägenden Rundtürme und viele Details ihre heutige Gestalt, zum Teil ihr Entstehen verdanken. Am 29. Januar 1628 schloß er die Augen für immer, als die wesentlichen Teile seines Bauwerks vollendet waren. Nicht nur das Schloß, auch die Stadt verdankt ihm viel, so ihre Ummauerung².

Die grundlegende Arbeit über Schloß Langenburg wurde 1957 als Dissertation von Steffen Doerstling verfaßt und in den wesentlichen Teilen in dieser Zeitschrift im Jahr 1959 veröffentlicht³. Aus allgemeinen Erfahrungen der Beschäftigung mit der Geschichte des Hauses Hohenlohe schien die Richtigkeit mancher These von Doerstling fragwürdig zu sein, der mit einem erstaunlich dürftigen Quellenmaterial zu ebenso erstaunlichen, mit großer Sicherheit vorgebrachten Schlüssen kam. Die Ergebnisse neuer Nachforschungen, Ergebnisse nicht einer stilkritischen Untersuchung, für die ich mich nicht kompetent fühle, sondern Folgerungen aus zum Teil recht entlegen anmutenden Quellen sollen hier dargelegt werden. Es tut mir fast leid, daß ein „Anti-Doerstling“ daraus geworden ist, denn auf seinen Aussagen beruhen die einschlägigen Artikel aller Kunsthandbücher und -lexika⁴. Aus ihm schöpft Fleischhauers großartiges Werk über die Renaissance im Herzogtum Württemberg⁵, und er ist Grundlage für Langenburgs Schloßführer⁶. Wegen der hervorragenden Bauaufnahmen, die den Stand vor dem Schloßbrand von 1963 wiedergeben, ist Doerstlings Arbeit andererseits selbst zur wertvollen Quelle geworden. Das ist hier mit Nachdruck festzuhalten.

2. Schloß Langenburg und die inneren Verhältnisse der Linie Hohenlohe-Neuenstein im 16. Jahrhundert

Der hochmittelalterliche Sitz der um 1230 ausgestorbenen Edelherren von Langenberg fiel nach längeren Auseinandersetzungen 1235 an die Edelherren von Hohenlohe. Für eine vielfach behauptete Zerstörung der Burg in den Auseinandersetzungen zwischen den Parteien Kaiser Friedrichs II. und seines

Sohnes Heinrich (VII.) gibt es keinen überzeugenden Beweis. Langenburg war danach Sitz eines Amtes, gelegentlich verpfändet, aber ohne große politische oder strategische Bedeutung. Die älteste im Detail unbekannte Burganlage aus staufischer Zeit wurde mehrfach verändert und den militärischen Gegebenheiten angepaßt. Die ursprüngliche, wohl recht kleine Anlage stand vermutlich östlich der Bastion Lindenstamm auf dem äußeren Ende des langen Berges⁷. Vor 1500 wurde angeblich ein neuer Torbau errichtet, der durch Wappen und Jahreszahl 1493 datierbar ist⁸. Von einer – abgesehen von einzelnen Nennungen – belegbaren Geschichte der Burg kann man erst seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert sprechen. Hier tritt sie auch optisch aus dem Nebel der Vorzeit heraus. Wie war die damalige Situation des Hauses Hohenlohe? Im Jahre 1551 besaß Graf Georg praktisch den ganzen Bereich der Grafschaft Hohenlohe. Seine drei Söhne beschlossen eine Landesteilung, leider, wenn man an die politischen, Gottseidank, wenn man an die kulturellen und baulichen Folgen denkt. Während des Teilungsgeschäfts starb einer der drei. Die beiden Überlebenden, Eberhard und Ludwig Casimir, wurden die Stammväter der Linien Waldenburg und Neuenstein. Zum Teil Neuenstein gehörten die Schlösser in Neuenstein, das Ludwig Casimir sofort zu einer prachtvollen Residenz ausbaute, Weikersheim und Langenburg. Von Schrozberg, Künzelsau, Kirchberg und Ingelfingen, späteren zeitweiligen Regierungssitzen der Neuensteiner, soll hier nicht weiter die Rede sein.

Ludwig Casimir kaufte 1562 die Herrschaft Kirchberg für die Neuensteiner Linie zurück⁹. Sie war 1398 auf Wiederkauf den Reichsstädten Rothenburg, Hall und Dinkelsbühl verkauft worden. Diese und andere Erwerbungen zwangen ihn zu großen Kapitalaufnahmen, so daß er bei seinem Tode 1568 eine zwar vergrößerte und territorial konsolidierte, aber hochverschuldete Grafschaft seiner Witwe und seinen vier Kindern hinterließ. Insgesamt beliefen sich die Schulden auf 134210 Gulden. Zahlreiche Dörfer waren dafür als Sicherheit verpfändet. In seinem Testament bestimmte er, daß die Grafschaft gemeinschaftlich regiert werden sollte, weil so der Aufwand geringer sei und die Schulden besser getilgt werden könnten. Erst mit dem 25. Lebensjahr des jüngsten Sohnes Friedrich sollte zu einer Erbteilung geschritten werden. Bis dahin sollten die Kinder in Neuenstein leben, wenn sie nicht außerhalb studierten oder in fremden Diensten weilten.

Schon nach wenigen Jahren erwies sich die Anordnung des Vaters als nicht durchführbar. Die Söhne brauchten Geld und wollten unabhängiger werden. Vor allem der längst volljährige Sohn Wolfgang wollte vom Schürzenzipfel seiner Mutter fort. Nach langen Beratungen wurde 1573 unter Assistenz von kursächsischen und hessischen Räten eine sogenannte Assignationsteilung vorgenommen¹⁰. Graf Wolfgang erhielt das Haus Langenburg zugesprochen, sein älterer Bruder Albrecht das Haus Weikersheim. Die beiden jüngeren Brüder Philipp und Friedrich sollten bis zur definitiven Erbteilung mit der Mutter in dem gut ausgebauten Neuenstein bleiben. Vor dem Bezug der Schlösser

sollte ein genaues Inventar aufgenommen, Mobilien gezählt und Früchtevorrat gemessen und in gleiche Portionen verteilt werden. Dieses so festgestellte Kapital an Gebäuden, Inventar und Vorrat wurde nur zur Nutznießung überlassen. Lediglich der Zugewinn aus den Einkünften der zugeteilten Herrschaft galt als Eigentum.

Es war klar, daß auch und gerade für die Bauinvestitionen, die man ja nicht wie Stühle oder Lanzen abzählen konnte, eine vernünftige Regelung getroffen wurde. Sonst hätte ja der eine sein Schloß verfallen lassen können, der andere prächtig gestaltet – und die künftige Teilung hätte alles möglicherweise dem dritten oder vierten Bruder zugeteilt. Fortuna ist launisch – und es wurde immer gelost bei den Hohenlohe, wenn es zur Teilung kam. Also wurde festgestellt: „Sovil dann die Bewabung und Erhaltung jetzt ermelter Ansiz belangt, soll ein jeder Herr, was Bew wern, die nach Gelegenheit seiner Hofhaltung nit umgangen werden köndten, unersucht der andern fürzunehmen, aber sonst keiner des Jars über 1000 Gulden ohne der Frau Mutter und des andern Bruders Vorwissen und sambliche Verwilligung zu erbauen Macht haben.... Dieweil auch Langenburg und Weikersheim fast baufällig und wann dieselbige Häuser bezogen, gleich im Anfang gebaut werden müssen, so sollen den zwei ältesten Herren aus gemeinem Vorrat jedem 1000 Gulden zu Erbauung derselben gereicht und gegeben werden.“

Und weiter heißt es sinngemäß: Von allen Bauausgaben sollen genaue Rechnungen gefertigt werden, und zwar kontinuierlich. Diese Bauaufwendungen sollten, wenn ein jeder seinen Ansitz wieder in die gemeine Teilung einwerfen würde, erstattet oder sonst eine gebührliche Vergleichung gemacht werden. Ab Petri Cathedra 1574 sollte diese Regelung gelten.

Wahrlich, keine Regelung, die große bauliche Initiativen inspirieren konnte. Doerstling hat dagegen in der Zeit 1570–1620 drei große Bauperioden festgestellt¹¹. Die ersten zwei fallen in die Lebenszeit Graf Wolfgangs. Man kann sie vergessen. Es gab sie nicht.

Bereits 1575 starb der in Weikersheim residierende Albrecht. Mit seiner Mutter einigte sich Graf Wolfgang über die Aufteilung des Erbes. Dabei erhielt er Schloß und Amt Weikersheim zur provisorischen Verwaltung. Im April 1582 begannen die Vorbereitungen für die definitive Landesteilung, die bis zum 25. Geburtstag des Grafen Friedrich abgeschlossen waren. In einem komplizierten Erhebungsverfahren wurden drei Teile aus der Teilgrafschaft der Neuensteiner Linie gemacht. Der Name jeden Teils – Neuenstein, Weikersheim, Langenburg – wurde am 3. Juni 1586 im Saal des Weikersheimer Schlosses auf einen Zettel geschrieben, die Zettel in gleicher Form zusammengefasst und mit schwarzem Seidenfaden verschlossen. Der 14jährige Matthes Schnerrer aus Weikersheim legte die Zettel in seinen Hut, schüttelte sie und zog für Graf Wolfgang, für den Vertreter des abwesenden Grafen Philipp und für Graf Friedrich – also in der Altersfolge – je ein Los¹².

Im sogenannten Informationslibell, der schriftlichen Beschreibung der Rechte

und Lasten der drei Landesteile, war vorgesehen, daß der Teil Neuenstein den anderen beiden je 8000 Gulden Baugeld auszahlen sollte. Dieser Betrag, der immerhin auf den erheblich besseren Bauzustand Neuensteins schließen läßt, wurde auf insgesamt 12000 Gulden ermäßigt, diese jedoch nicht ausbezahlt, sondern der Anteil Langenburgs und Weikersheims an den Schulden der Grafschaft darum verringert und von Neuenstein übernommen. Die im Assignationsvertrag von 1573 festgesetzten Baurechnungen sollten auf Cathedra Petri 1586 abgeschlossen werden, um die Aufwendungen ausgleichen zu können¹³.

Durch das Los war Wolfgang 1586 Besitzer Weikersheims geworden. Zurück in Langenburg ließ er ein bewohnbares Schloß und große, nicht durchgeführte Pläne. Sein jüngster Bruder Friedrich übernahm Langenburg, starb aber bereits vier Jahre später. Für seine Witwe wurde das Schloß in Kirchberg neu erbaut. Seitdem stand Langenburg wieder unter der Obhut des Grafen Wolfgang, der inzwischen in Weikersheim einen prächtigen Schloßbau begonnen hatte. Für große Aktivitäten in Langenburg, das er in unregelmäßigen Abständen vorübergehend besuchte, war keine Notwendigkeit vorhanden, vermutlich auch kein Geld.

Als Wolfgang 1610 starb, wurde sein Erbe – auch der Anteil Neuenstein war ihm 1605 nach dem Tode seines Bruders Philipp zugefallen – wieder unter seine drei Söhne verteilt. Philipp Ernst erhielt Langenburg, und unter ihm blühte das Schloß auf. Bis zu seinem Tode 1628 wurde fast ständig gebaut und gebessert. Doch dann setzte der Krieg, die ständigen Einlagerungen, schließlich die Belagerung und Eroberung von Langenburg 1634 diesen Bemühungen ein Ende. Damit ist der große Rahmen abgesteckt, in den das Langenburger Baugeschehen eingepaßt werden muß.

3. Die Quellen zur Baugeschichte Langenburgs

Wo können über die stummen Steine, über teilweise fragwürdige Baubefunde hinaus, Informationen zur Baugeschichte gefunden werden? Eine eigentliche Baubehörde, bei der alle Unterlagen zusammenliefen, gab es nicht. Die Bauunterlagen sind verstreut, Originalbaupläne nicht erhalten. So muß man zum Teil Quellen heranziehen, die auf den ersten Blick nichts mit dem Schloßbau zu tun haben. Da sind einmal Hausordnungen, die über Funktionen des Schloßpersonals etwas aussagen, damit Schlüsse über bestimmte vorhandene Räumlichkeiten zulassen – etwa über Befestigungen in der Wächterordnung. Dann gibt es Korrespondenzen allgemeiner Art, die nur dann entstehen, wenn der Bauherr, das heißt der Graf, abwesend ist, sich über Baufortschritt bei seinen heimgelassenen Räten erkundigt, Anweisungen schriftlich gibt, die sonst mündlich auf der Baustelle erteilt wurden und sich damit der Überlieferung entziehen. Als wichtigste Quelle dienen jedoch Rechnungen. Im Archiv Langenburg sind schon seit 1522 Schultheißenrechnungen in Bruch-

stücken erhalten. Später schließen sich daneben Amtsrechnungen an. Sie sind sehr ergiebig für ein grobes Raster der Baumaßnahmen. Ihnen ist nämlich jeweils die Forstrechnung angehängt, und darin wird nach Holzgattung (Eichen-, Buchen-, Espen-, Obst-, Raif-, Rüstholz usw.) stamm- und klafferweise Holzverbrauch aus den Wäldern des Amtes verzeichnet. Wird also gebaut und Holz gebraucht, wird hier der Verwendungszweck angegeben: „für herrschaftliche Gebewen“. Natürlich war nicht immer das für Bauzwecke gesuchte Holz schlagreif und mußte manchmal außerhalb des Amtes gekauft werden. Ein Schweigen der Holzrechnung darf also nicht unbedingt, aber mit gewisser Wahrscheinlichkeit als Indiz für nicht stattgehabte Bautätigkeit gelten. Die Amtsrechnung selbst gibt für den Schloßbau sonst nichts her, war doch der Amtmann dafür nicht zuständig.

Die Schloßverwaltung, die sogenannte Burgvogtei, seit Wolfgangs Aufzug 1574 unter dem Namen Kammer in Funktion, führte genau Buch über alle Einnahmen und Ausgaben, die mit dem Schloß zusammenhingen, vom Kauf von Nägeln über Schmalz, Hühner und goldene Ketten, von der dem welschen Händler abgekauften Zitrone bis zum Nürnberger Tand, aber auch für die Ausgaben sämtlicher Handwerker, von Maurer, Dachdecker, Zimmermann, Häfner, Maler, Gipser, Schuster, Schreiner, Weber bis hin zum Nonnenschneider – dem Kastrator – und den Tagelöhnern. Hier ist Bautätigkeit perfekt in Gulden und Pfennig nachgewiesen. Als 1610 Graf Philipp Ernst die Regierung in Langenburg übernahm, setzte er eine neue Kammer als oberste Finanzverwaltung ein. Ihre Rechnungen sind für Baufragen belanglos. Es ist wieder ein Trugschluß, aus dort nicht nachzuweisenden Buchungen für Bauaufwand auf nicht stattgehabte Bauarbeiten zu schließen, wie es in der Vergangenheit geschah¹⁴.

Man muß sich Klarheit über die Funktionen einer rechnungsführenden Stelle machen. Dann wird man an der richtigen Stelle seine Nachforschungen anstellen. Nicht nur für den Außenstehenden bedeutet das bei der Vielfalt der ständig durch die Erbteilungen im Haus Hohenlohe wechselnden territorialen und funktionalen Zuständigkeiten ihrer Verwaltungen eine erhebliche Schwierigkeit. Sie kann und muß aber in jedem Fall gelöst werden.

4. Die Baugeschichte Langenburgs bis 1610

Fundamente der staufigen Bauperiode sind mit Sicherheit im heutigen Baubestand da und dort erhalten. Mit einiger Wahrscheinlichkeit hat Langenburg zunächst keine vier hohen Türme gehabt, deren Fundamente allerdings aus dem 13. Jahrhundert stammen. Die Türme sind ein schwieriges Kapitel, weil ihre Namen sich mit ihrer Funktion von Generation zu Generation ändern. Da selten topographisch exakte Angaben über den Standort eines Gebäudeteils in den Rechnungen auftauchen – sowohl der Rechner als auch der Handwerker wußten ja, um was es sich jeweils handelte – ist eine Lokalisierung

diffizil. Die heutigen Namen Bettenturm, Huzelturm, Archivturm und Kapellenturm sind relativ jung, stammen zum Teil erst aus dem 18. Jahrhundert. Zum Teil eindeutig scheinen Benennungen wie der vordere, der hintere, der dicke, der Regenbacher, der Bächlinger, der Bibliotheks-, Aschen-, Silberturm, der Wachturm, der Luginsland. Die Türme, neben Giebeln und Arkaden des Hofes die markanten, signifikanten Baukörper werden uns noch beschäftigen. Der erste bauliche Hinweis in einer Rechnung von 1526 sagt, daß Kohlhaus 4 Gulden bekommen habe „an seinem Bestand des Zugs und Wachgangs uff dem Lindenstamm“. Der Lindenstamm, die nach Westen ins Jagsttal vorspringende Bastion, ist der erste festgehaltene Bauteil, nicht aber deshalb der älteste Teil des Schlosses. Er war von einem gedeckten Wachgang umgeben, der vermutlich eine Fortsetzung in Richtung beider Seiten des Schlosses erhielt. Zwei Jahre später baut ein Veltin Friedberger im Auftrag des Grafen Albrecht eine Zisterne, möglicherweise im Schloß unterhalb des heutigen Ostflügels, vielleicht aber auch in den Kellern des Westflügels.

Eine Rechnung von 1552/53 ist aufschlußreicher. Unter der Rubrik Dienerbesoldungen werden aufgeführt: 1. der äußere Torwärter; 2. Linlin, der Wächter auf dem Bächlinger Turm; 3. Mertin, der innere Torwart; 4. Schefer Wendeln, ufm Lindenstamm; 5. Claus Pronnern ufm Lindenstamm. Langenburg besaß also damals mindestens zwei bewachte Tore, einen mit einem Wächter besetzten Turm in Richtung Bächlingen und die bewachte Bastion Lindenstamm. Um diese Zeit erließ Graf Ludwig Casimir, der Vater des Grafen Wolfgang, eine „Ordnung über die Haushaltung und Vernehmung des Schlosses Langenburg“. Ein ausführliches Kapitel ist der Anordnung gewidmet, wie sich Torwärter und Wächter im Schloß halten sollen¹⁵. Dort heißt es – leicht gekürzt – u.a.: „An welchen ... die Vorwach sein wird, sollen sich von Stund an nach dem Nachessen auf ihre Wach verfügen ... und dann volgendts jeder alle Stund dreimal seinen Gang tun und die Schellen rühren ... Item, die Wächter auf der oberen Wach sollen rings herumgehen und bei dem Luginsland an denselben nächsten Laden dabei schreien ... Item sie sollen auch allwegen uf denselben Turm gehen und gegen den Lindenstamm und der Canzlei zu an denselben Läden hinaussehen und fleißig horchen.... Desgleichen sollen sie auch auf den Regenbacher Turm gehen und an denselben Läden uf alle Ort hinaus gegen dem Tor, Lindenstamm und Regenbach hinab fleißig aussehen und hören. Es sollen auch die Wächter auf dem Lindenstamm alle gen herfür bis an Regenbacher Turm und gleichergestalt auf die drei Ort hinaussehen. Dergleichen sollen die untern Wächter bei der Kanzlei ein gut Aufmerken haben.“ Und weiter wird sinngemäß angeordnet, daß der Torwärter tagsüber in der Stube bei dem Fenster gegen die Brücke, der andere bei dem Fenster gegen Bächlingen hinab Achtung haben soll. In einer ausführlichen Burgvogsordnung des Grafen Wolfgang von 1606 werden diese Vorschriften präzisiert: Der Burgvogt soll achten, daß alle Tore, auch die im Graben und Haag recht beschloßen, alle Brücken in- und außerhalb des Schlosses aufge-

zogen, die Leitern hinan getan sind. Der Torwart darf nur bis auf die äußere Brücke gehen. Der Wächter auf der oberen Wache soll jetzt zur alten Kanzlei und zum Lindenstamm schauen. Auf dem Lindenstamm gibt es keine mehr. Was ist aus diesen Ordnungen zu schließen? Rings um das Schloß Langenburg – vielleicht mit Ausnahme der Seite gegen die Stadt, wo die unteren Wächter patrollierten, – verlief ein Gang, auf dem die obere Wache herumgehen konnte. Es gab drei Türme, die dabei eine Rolle spielten: 1. der Regensbacher Turm – mit einiger Wahrscheinlichkeit der heutige Huzelturm, denn von hier aus kann man, wie in der Ordnung vorgeschrieben, das Tor von innen und den Lindenstamm sehen, weil der Nordflügel in seiner heutigen Form nicht bestand, und der Luginsland. Keinesfalls ist damit der im Innenhof stehende heute höchste Turm gemeint. Die Wächter sollten auf den Turm gehen, der also höher als der Wachgang war und von dort auf Lindenstamm und Kanzlei schauen. Das war am besten vom heutigen Archivturm aus möglich. 1617 wird der Bau einer Mauer im oberen Weinberg bis an den Lugisturm verliehen. Da im Norden des Schlosses kein Wein angebaut wurde und eine Weinbergmauer kaum in den Hof hineinführte, gewinnt man noch mehr Beweiskraft für diesen Standort. Da 1552 ein Wächter auf dem Bächlinger Turm genannt ist, ist dieser möglicherweise ebenfalls identisch mit dem Archivturm. Vor 1584 stürzt ein Turm am Hag ein. Er wird seitdem als Faulturm bezeichnet. Er ist identisch mit dem Huzelturm. Zwei hohe Türme sind also sicher im 16. Jahrhundert vorhanden, und zwar die beiden westlichen. Die beiden östlichen runden Türme waren zwar vorhanden, mit dem eigentlichen Baukörper aber nicht verbunden und wesentlich niedriger als heute.

Es gibt mehrere Zugbrücken, also auch mehrere Gräben. Es waren insgesamt drei, die beiden heutigen und ein weiterer Graben mit Zugbrücke vor dem ursprünglichen Zugang. Das geht aus zahlreichen Belegen hervor, die hier nicht einzeln aufgeführt werden sollen¹⁶. Von der Stadt her überquerte man auf einer Zugbrücke den äußeren Graben, der auch Hundsgaben hieß. Darin befanden sich Wirtschaftsgebäude wie das Hundshaus, ein Wildschweingatter und anderes. Die Brücke besaß einen Pfeiler. An beiden Seiten gegen das Tal war der Graben vermauert, besaß aber Pforten, die in den Hag und in den Weinberg führten. Vor dem Graben war der Turnierplatz, der Rennplan, auf dem eine große Linde stand, gestützt von einem Holzgerüst und mit Dielen belegt, so daß man in der Linde sitzen und tanzen konnte¹⁷.

Nach Überquerung des mit Wirtschaftsgebäuden und Stallungen besetzten Raumes zwischen den Gräben überquerte man den zweiten oder Hirschgraben. Hier befand sich das äußere Burgtor, links unter den heutigen Gebäuden neben dem Turm. Höchstens eine Mauer verband vermutlich das Schloß mit dem Aschenturm, diesen mit dem Torhaus. Der heutige Zugang zum Schloß ist ein Ergebnis der Barockumbauten seit 1750. Die an der Südseite stehenden Gebäude existierten im 16. Jahrhundert noch nicht. Das innere Tor, heute für den Besucher nicht zugänglich, befand sich etwa in der Mitte der den

Schloßhof nach Süden abschließenden Wehrmauer. Vor diesem Tor befand sich ein dritter Graben, in dem z.B. in Gewölben die Backöfen standen¹⁸. Vermutlich hat der Aschenturm seinen Namen daher, daß die dort anfallende Asche in seinem Untergeschoß gesammelt wurde und im Frühjahr als Dünger

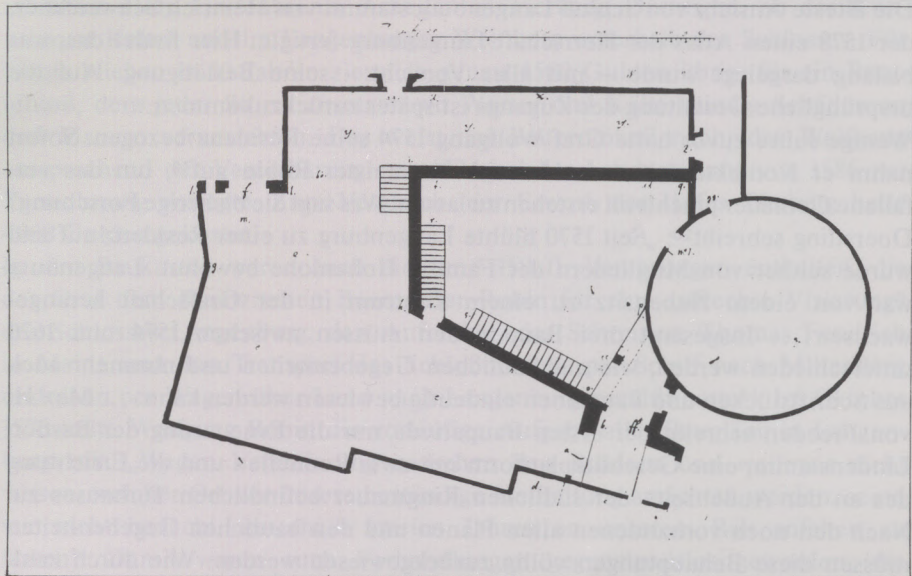


Abb. 1: Zufahrt zum Schloß vor dem Barockumbau, 1750.



Abb. 2: Ansicht von Langenburg aus dem Atlas von Heinrich Schweickher, 1578.

in Weinberge und Äcker eingebracht wurde. In jedem Jahr weisen die Rechnungen die Beschäftigung von Tagelöhnern zum Aschetragen nach. Der nördliche Zwinger war vorhanden und ist nicht erst zu Beginn der Renaissance gebaut worden, wie Doerstling meint.

Die älteste Ansicht von Schloß Langenburg stammt von Heinrich Schweickher, der 1578 einen Atlas der Herrschaft Langenburg fertigte. Hier findet das, was bislang dargelegt wurde – mit aller Vorsicht – seine Bestätigung. Auf die ursprüngliche Gestaltung des Zugangs ist später zurückzukommen.

Wenige Jahre zuvor hatte Graf Wolfgang 1574 seine Residenz bezogen. Sofort nahm er Kontakte mit dem Mainzer Baumeister Robin auf¹⁹, um das verfallene Gemäuer prachtvoll erstehen zu lassen. Was sagt die bisherige Forschung? Doerstling schreibt²⁰: „Seit 1570 blühte Langenburg zu einer Residenz auf und wurde seither von Mitgliedern der Familie Hohenlohe bewohnt. Langenburg war von einem Nebensitz zu einem Zentrum in der Grafschaft herangewachsen.... Insgesamt drei Bauperioden müssen zwischen 1574 und 1620 unterschieden werden, wie aus baulichen Gegebenheiten und nunmehr auch aus Schriftstücken und Bauplänen eindeutig bewiesen werden kann.... Max H. von Freeden schreibt der ersten Bauperiode nur die Erneuerung der Bastion Lindenstamm, eine Geschützplattform mit zwei Rondellen und die Errichtung des an der Außenseite der südlichen Ringmauer befindlichen Torhauses zu. Nach den noch vorhandenen alten Plänen und den baulichen Gegebenheiten müssen diese Behauptungen völlig zurückgewiesen werden. Wie durch zahlreiche Beweise belegt werden kann, ist in der ersten Bauperiode nach 1576 die Hauptbaumasse des heutigen Schlosses Langenburg errichtet worden.“ Von Freeden hat hier im Hinblick auf seine ersten Feststellungen recht, irte sich allerdings insofern, als das Torhaus tatsächlich 50 Jahre nach der von ihm angenommenen Fertigstellung überhaupt erst begonnen wurde, keinesfalls also von Robin stammt – was aber nichts über den planenden Baumeister sagt.

Es wurde eingangs dargelegt, unter welch schwierigen Bedingungen Wolfgang sein neues Haus, und zwar mit dem Risiko des Verlustes, 1574 erhielt. Kaum Geld, viel Schulden – rund 31000 Gulden. Als erstes kümmerte er sich um die notwendigsten Instandsetzungen. Fehlende Dachziegel werden ersetzt, Fenster und Dachrinnen ausgebessert, eingefallene Mauerstücke aufgemauert, „wie meniglich bewußt, wie baufällig das Haus gewesen und Flickwerk von Not wegen beschehen müsse“²¹. Vor allem aber wurde eine Wasserleitung gebaut. „Nachdem zuvor kein Bronnen außerhalb des tiefen Bronnens in diesem Schloß Langenburg, wie denn auch zu einer Hofhaltung keiner zu entraten gewesen, also hat der wolgeborne unser gnädiger Herr einen von Ozenrodt genannt der Sandbrunnen samt den darzu gefundenen Adern hereinführen lassen“²². Von 1574 bis 1583 wendete er dafür 514 Gulden auf. Sein Wald konnte kein Holz für Deicheln, hölzerne Leitungen, liefern. Also bat er Konz von Vellberg um Hilfe. Dieser sagte die Lieferung von 150 Deichelforlen zu,

„wiewol ich nicht vorhabens bin, wann ich gen Langenburg zu Euer Gnaden kommen, dass ich viel Wasser trinken wolle, sondern nur Wein“²³. Weitere Bauprojekte waren eine neue Fischgrube in Bächlingen und eine Scheune mit fast 1000 Gulden, die Anlage eines Gartens, der Ausbau des von Wolfgang erkauften Hofes Lindenbronn, Arbeiten in Tierberg, Döttingen, an der Künzelsauer Kelter und im Langenburger Weinberg unterhalb des Schlosses. Für dieses blieben in 10 Jahren ziemlich genau 4500 Gulden übrig, für ein Bergschloß, dem jeder Sturm zusetzte, wo Wasser und Kälte ständig Schäden an den Mauern verursachten. Das weist das Bauprotokoll nach, das Wolfgang entsprechend der Vereinbarung von 1574 bei der Landesteilung von 1586 zur Verrechnung vorlegte. Zum Vergleich: der Erwerb des Hofes Tierberg hatte 4000 Gulden gekostet.

In den Baukosten waren auch die rund 150 fl. Verehrungen enthalten, die der Graf dem Mainzischen Baumeister Robin für eine „ufrechte Visierung“ des Schlosses Langenburg, den Aufenthalt des Schreiners Thomas Fendrich in Mainz und den Transport des Schloßmodells per Schiff nach Miltenberg und dann per Wagen über Land nach Langenburg gezahlt hatte²⁴. Im Oktober 1576 teilte Wolfgang Robin die vorläufige Aufgabe aller Baupläne in Langenburg mit. „Wegen Veränderung zwischen den Brüdern und weil wir nicht wissen, welcher Ort wir unsere beständige Hofhaltung anrichten werden, seind wir nicht bedacht, innerhalb zweien Jahren an unserem Bau anfahren zu lassen“. Damit waren auch Verhandlungen gegenstandslos geworden, die Wolfgang mit dem Bischof Julius Echter von Würzburg und anderen wegen Lieferung von Eichen zum Bau eines neuen Schlosses geführt hatte²⁵.

An neuen Bauten weisen die Rechnungen aus: ein Metzel- und Rauchhaus im Graben, Wasch- und Brauhaus, verschiedene Stallungen, eine neue Kinderstube, einen neuen Glockenturm mit Uhr und Schlagglocke, die in Nürnberg gegossen wurde. Auch das Briefgewölbe, das Archiv, wurde „nach aller Notdurft“ hergerichtet. Auf dem Lindenstamm wurden zwei Pulvertürme errichtet. Die meisten Ausgaben tragen den Vermerk „von Not wegen“. Das einzige, was man als Neubau betrachten kann, war ein neuer Bau „bei meines gnädigen Herren Gemach“, der 1581/82 von Grund auf aufgemauert wurde. Dafür wurden 40 Eichenstämme geschlagen. Das neue Gebäude hatte 11 Fenster. 1584 wird noch eine Vereinbarung mit dem Dachdecker Lienhard Naufer von Haltenbergstetten getroffen, der die drei alten Türme ausbessern soll, auch den Turm beim Lindenstamm, wenn er wieder gebaut wird²⁶. Einer der Ecktürme war also inzwischen eingestürzt. Es war der heutige Huzelturm.

Das Fazit der Bauarbeiten der sogenannten ersten Renaissanceperiode nach Doerstling – in der die Hauptbaumasse entstanden sein soll²⁷ – lautet in der summarischen Rechnung: „Von Baus wegen insgesamt über das Schloß Langenburg, als welches, wie meniglich bewußt, dermaßen in Dachung und Ingepeuwen und allen anderen Sachen beschaffen, daß unmüglich gewesen, ohne Besserung darinnen zu wohnen. Also ist uf solche und nachfolgende neue Bew als das

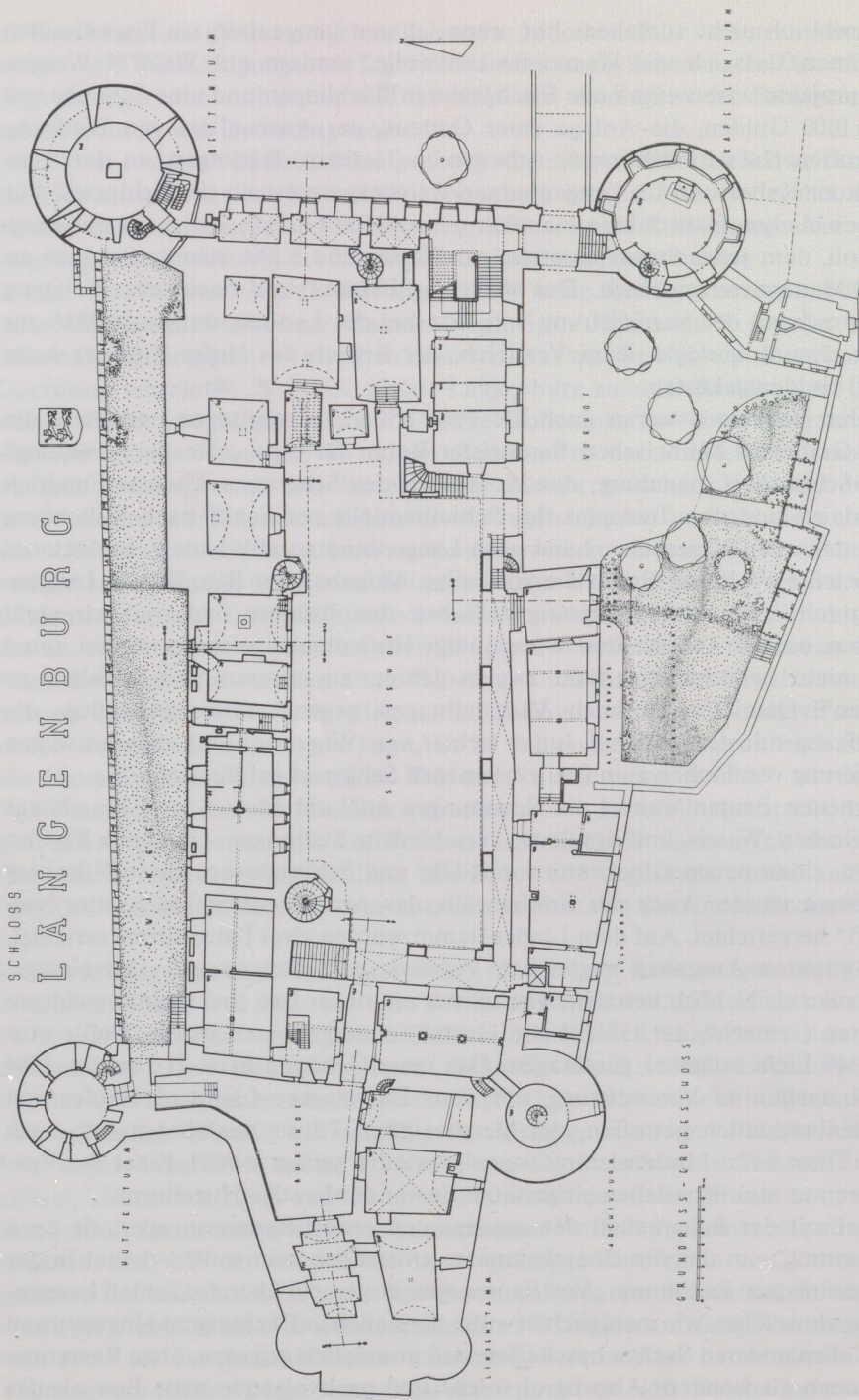


Abb. 3: Grundriß des Erdgeschosses von Schloß Langenburg nach Doerstling, 1957.

Metzel- und Rauchhaus, Wasch-, Brau- und Uhrhaus, neue Kindsstuben und der Bau bei meines gnädigen Herrn Gemach ausgeben wie volgt“.... Die Summe ergibt die bereits genannten 4500 Gulden.

Von Erstellung der Hauptbaumasse kann also wohl kaum die Rede sein. Hier ist der Ansicht von Walter-Gerd Fleck zuzustimmen, der vor Doerstling feststellte, daß von den Robin'schen Plänen kaum etwas verwirklicht wurde²⁸. Sehr viel undurchsichtiger ist, was in der kurzen Amtszeit des Grafen Friedrich 1586–1590 passierte. Er ließ Schloß Döttingen unter Mitarbeit von Thomas Fendrich ausbauen, wobei der Stuttgarter Baumeister Georg Stegle beratend tätig war. Die Rechnungen geben nur Hinweise auf einen neuen Bau über dem neuen Keller, der schwer zu lokalisieren ist, der aber vermutlich als Teil des Nordflügels hinter dem Bettenturm stand. Er umfaßte zwei Stuben, zwei Kammern und eine Gesindekammer, war also vielleicht eine Art von Gästelogis. Danach fiel Langenburg in seinen Dornröschenschlaf zurück, der über zwanzig Jahre dauerte.

Doerstling schreibt darüber: „Die zweite Renaissanceperiode läßt sich zeitlich nicht mit Genauigkeit bestimmen, ist jedoch an den Bauten selbst einwandfrei ablesbar.... Gleichzeitig mit der äußeren Verzierung dürfte auch eine Ausschmückung der Innenräume vorgenommen worden sein. In einem Bestand vom 6. Juni 1601 werden die Gipser und Kalkschneider Limmerich von Neuenstein, Schumacher von Atzenrot und Gerhard Schmidt aus Rothenburg in Verbindung mit der Errichtung der Renaissancedecke im großen Saal genannt“²⁹.

Dieser ominöse Bestandsbrief ist der einzige bislang publizierte greifbare Beleg für Bautätigkeit zwischen 1590 und 1610 in Langenburg. Er ist immerhin so gewichtig, daß selbst Fleischhauer in seinem großen Werk über die Renaissance in Württemberg ihn anführt³⁰. Der Vertrag will nicht in die von den Rechnungen belegten Zusammenhänge passen. Vermutlich hat die Nennung des Gipsers Schumacher aus Atzenrot, heute zu Langenburg gehörig, das Mißverständnis verursacht. Das Problem ist durch eine Analyse des Textes leicht zu lösen: Der Vertrag³¹ enthält keinerlei Ortsbezeichnung, auch nicht in der Datierung. Es ist nur die Rede von der Decke im Saal. Gerade in dieser Zeit wurde aber die Decke im Schloß Weikersheim im Rittersaal erstellt. In den Weikersheimer Bauakten befinden sich zwei in gleicher Schrift abgefaßte Verträge mit Schumacher und Limmerich vom 21. Mai und vom 4. Juli 1601, denn die Arbeiten wurden nach dem Fortschritt der Arbeit vergeben. Daß mit der Decke im Saal die Weikersheimer Decke gemeint ist, ergibt sich außer der Beschreibung der Arbeit in den Verträgen selbst zwingend aus der Entlohnung: die Handwerker und Künstler erhalten 96 Gulden an Geld und „die Cost zu Hove an der Jungen Tisch“. Kost zu Hofe kann es nur dort geben, wo eine regelmäßige Hofhaltung stattfindet. Die insgesamt 12 Beamten (inklusive Pfarrer, Schulmeister, Gärtner und Stadtschultheiß), die nach dem Dienerbuch des Grafen Wolfgang 1596 in Langenburg residierten,

also wohl auch für 1601 anzunehmen und tatsächlich aus den Rechnungen nachzuweisen sind, können kaum als Hofhaltung angesehen werden – und einen Tisch für die nicht vorhandenen Jungen gab es ebenfalls nicht. Auf dem Vertrag steht mit Bleistift in einer jüngeren Handschrift – wohl eines Weikersheimer Archivars – „Langenburg eventuell Weikersheim“. Und so ist diese offensichtliche Fehlinterpretation Bestandteil der Kunstgeschichte der deutschen Renaissance geworden³².

Was tat sich aber wirklich in baulicher Hinsicht in diesen Jahren? Graf Wolfgang baute für sich Weikersheim, für die Witwe seines Bruders Friedrich Schloß Kirchberg. Über umfangreiche Maurerarbeiten dort schließt er am 20. April 1591 einen Vertrag mit Meister Jakob Kauffmann, Maurer von Herzbach – wohl Herzberg – in Thüringen gelegen³³. Dieser Meister baute nun fast 40 Jahre in Hohenlohe. Er wird auch als der Baumeister von Langenburg wieder begegnen. Für größere Bauten in Langenburg, etwa für die Arkaden des Hofes, wie Doerstling meint, gab es für Wolfgang keinerlei Veranlassung, wohl auch kein Geld.

Aus Berichten des Langenburger Burgvogts an die Regierung in Weikersheim kann man sich ungefähr die Situation im Schloß vorstellen. Eine Lokalisierung der darin namentlich erwähnten Räume ist nur zum Teil möglich. In dem westlichen Querbau lag das sogenannte Markgrafengemach, der Markgräfin Gemach und die Alte Kindsstube, der eigentliche Wohntrakt. Im vorderen Teil des Schlosses waren Alte und Neue Kanzlei, die Wohnung des Burgvogts und die Hof- oder Tafelstube untergebracht³⁴. Hier wohnte vermutlich auch Graf Wolfgang, wenn er in Langenburg weilte.

1594 verfaßte der Burgvogt Renner einen umfangreichen Bericht, „über das, was noch alhie zu bauen und zu bessern“³⁵. Darin schlug er vor allem Sicherungsmaßnahmen wegen des abgebrochenen Turms vor, „weil der Wächter gar wenig und die Höhe solchen Turms hinden vom Hag herauf ... mit einer geringen Leiter erreicht werden kann“. Dieser Turm kann nur der heutige Huzelturm sein, denn nur er steht zwischen Zwinger und Lindenstamm am Hag. Durch eine Mauer sollte der Stumpf provisorisch vor die eigentliche Schloßbefestigung verlegt werden.

Durch diese Mauer sollte als Nebeneffekt verhindert werden, „das man von den neuen Gemächern oder derselben Kammern aus solch häßlich Wesen des abgebrochenen Turms nit sehen könnnt“. Dieser Hinweis hilft uns, den schon erwähnten einzigen Neubau des Grafen Friedrich zu lokalisieren. Er kann nur entweder auf dem Lindenstamm oder, was als wahrscheinlicher bereits gesagt worden ist, hinter dem heutigen Bettenturm gelegen haben, denn nur von dieser Stelle aus konnte der Turmstumpf häßlich ins Auge fallen.

Sicher wird diese Vermutung durch den Hinweis des Burgvogts, daß die Abflüsse der heimlichen Gemächer – also der Toiletten – der neuen Räume so nieder seien, „das mans mit Händen reichen und dieser Ort, wann man in

Zwinger kommt, leichtlich hereinsteigen kann“. Die Toilettentüren sollten deswegen mit starken Schienketten und Riegeln verschlossen werden. „Wenn dann die Gemächer gebraucht würden oder eine Hofhaltung allhier wäre, könnte mans alwegen ablegen und bedürfte es des Beschließens nit so sehr, aber dieweil es in itzigem Stand ist und so wenig Personen hierinnen, tut fleißige Fürsorge hoch vonnöten“. Vorgeschlagen wurde auch die Verstärkung der Mauern und die Überdachung des Wachgangs auf dem Lindenstamm.

Bis 1610 finden aber nur Routinereparaturen statt, soweit es die Rechnungen ergeben. Wir brauchen sie im Einzelnen nicht erwähnen. Erst 1610/11 werden die ersten Eichen zum neuen Schloßbau gefällt. Auch die zweite Doerstlingsche Renaissancebauperiode fand demnach nie statt, allenfalls in Rudimenten. Im Gegenteil: Einsturz von Mauern und ihre Reparatur waren an der Tagesordnung. Lediglich eine Mahlmühle mit Tretrad wurde im alten Marstall im Schloß 1598/99 eingebaut.

5. Der Schloßbau unter Graf Philipp Ernst ab 1610

Graf Wolfgang war inzwischen gestorben. Seine drei Söhne teilten das Erbe. Im Informationslibell über die Landesteilung von 1610 heißt es³⁶: „Dieweil das Haus Langenburg ganz baufällig und ohne merkliche Anstalten und Unkosten darinnen einicher sonderlicher newer Bau nicht vorgenommen werden kann...“, deshalb soll der Teil Langenburg von Neuenstein und Weikersheim je 5000 Gulden erhalten innerhalb von zwei Jahren, „doch soll solches Geld anderst wohin nicht, dann zur Erbauung des Hauses Langenburg verwendet werden, und dasselbig um soviel desto mehr, dieweil die Possessores der anderen beiden Teil in vorfallenden Nöten sich dergleichen verwahrten Häuser auch etlicher maßen gebrauchen“.

Die anerkannte Notwendigkeit einer solch massiven Finanzspritze – Graf Wolfgang hatte – wie bereits gesagt – 4500 Gulden in 10 Jahren verbaut, hier sollten 10000 in zwei Jahren als zusätzliche Leistung erbracht werden – zeigt, daß ein beinah totaler Neubau ins Auge gefaßt werden mußte. Tatkräftig packte Graf Philipp Ernst, der neue Regent Langenburgs, das Projekt an. Auch das Baugeld der Brüder wurde, wenn auch mit erheblichen Schwierigkeiten in ersten Raten entrichtet, so wie es im Teilungsabschied vom 22. Juni 1610 vereinbart worden war³⁷.

Am 28. Januar 1611 legte der Rat Konrad Hyso seinem Herrn einen Plan vor mit dem Titel: „Bedenken, welcher Gestalt unsers gnädigen Herrn vorhabender Bau am füg- und müglichsten anzugreifen“³⁸. In 39 Punkten, die zum Teil interessante Details enthalten, wurden der Gang der Arbeit und die einzelnen mit dem Bau mittel- oder unmittelbar zusammenhängenden Probleme analysiert. Ein Plan lag vor, denn Hyso fand an dem Abriß, abgesehen von fehlenden Kaminen, nichts zu erinnern. Vielleicht war es ein Plan auf der Basis der Robin'schen Entwürfe. Wir wissen es nicht. Der Planer von Langenburg bleibt

im Dunkel – leider. Hyso schlug vor, den Bau auf dem Lindenstamm abzutragen, das Holz wiederzuverwenden. Dadurch würde der Saal – es ist der Saal im Westflügel – „desto schönern Prospekt bekommen, auch Hellung im Saal und andere Gemächer geben. Damit aber die Gewölbe auch wieder versehen, wird für gut erachtet, daß solcher Platz mit gehauenen Platten in der Mitte geplattet, auf den Platten mit dem durchgeworfenen Kummer³⁹ eben erschüttet, volgends darauf mit Backensteinen uffs zierlichst geplattet werde. Solches gäbe eine schöne Galerien vor dem Saal, wäre auch zu einer Basteien



Abb. 4: Graf Philipp Ernst zu Hohenlohe-Langenburg. Nach einem Gemälde von Justus Sustermann, 1611.

zu gebrauchen. Auf das nun solche auch desto schöner und zierlicher gemacht, könnten oben darauf schöne Zinnensteine, jeder zwei Schuh weit voneinander gesetzt werden“. Auf dieser Galerie könnten Steine eingelassen werden, in die im Sommer, etwa bei Festen, „lustige Maien eingesteckt werden können, so ausgeteilt, daß es luftige Hütten gäbe.... Und dieweil der Faulturm, da er noch länger offen stehn bleibt“ – es ist hieraus letzte Sicherheit über den abgebrochenen Turm gewonnen – „nit wenig Schaden nimmt, als könnte solcher anjetzo dem Lindenstamm gleich aufgeführt und der gerissenen Visierung nachgegangen werden“. Vor allem muß der Haberkasten, wie auch der Bau überm Bronnen bis zur jetzigen Tafelstube abgebrochen werden – praktisch also der ganze Nordflügel. Die Möbel sollten zum Teil ausgelagert, ein Teil im Aschenturm aufbewahrt werden.

Genaue Planungen gelten den Materialien: Abbruchmaterial soweit verwendbar günstig lagern; sofortiger Beginn der Steinhauerarbeiten für Gesimse, Laibungen, Säulen für Fenster und Türen, Beschaffung von Rüstholz aus Leofels, von Rüstbrettern vom Sägmüller in Tullau, Pferdebeschaffung auf dem Roßmarkt in Gerabronn für die schwierigen Transporte, und zwar Vierergespanne, „da die Berg hoch und die Wege böß“, Bretternägel auf der Frankfurter Messe, weil sie dort wohlfeiler sind, Wageisen, Pickel, Schlegel, Schiefersteine aus dem Rheinland, die zu Schiff nach Jagstfeld gebracht werden sollen. Sobald Philipp Ernst zu einer länger geplanten Reise auf die Besitzungen seiner Schwiegereltern nach Sonnewalde in der Lausitz aufbrach, sollte der Abbruch beginnen. Der Maurer sollte sofort beginnen, die Bögen unter der Galerie von Grund heraus aufzuführen und zu schließen. Gleichzeitig sollte er Schnecken, Tritte, Fenster und Türgewände im Vorrat hauen. Dann könnte der nächste Bau abgebrochen und gleich wieder aufgeführt werden. Zuerst aber sollte der neue Saal vom Zimmermann vorbereitet werden, damit der Kalkschneider dort mit seiner Arbeit beginnen könne.

Hier ist wohl der Platz, auf diesen Maurer kurz einzugehen. Nach Doerstling ist der Baumeister von Langenburg mit Bestimmtheit Georg Kern gewesen⁴⁰. Ein Jakob Kauffmann werde in sämtlichen ihm bekannten Rechnungen nur einmal, und zwar nur als Maurer genannt⁴¹. Er habe allenfalls als einer unter anderen dort gearbeitet. Hier irrt Doerstling nicht nur, er schmälert unberechtigt die Verdienste des Mannes, der fast 40 Jahre seines Lebens nahezu ausschließlich für die Hohenlohe baute als selbständiger Unternehmer und als gräflicher Bauaufseher und Baumeister. Es wurde schon erwähnt, daß Kauffmann bereits 1591 einen Werkvertrag mit Graf Wolfgang für Kirchberg abschloß. Damals war er schon Meister, also wohl um die Dreißig. Er muß tüchtig gewesen sein, denn am 1. Juni 1595 macht ihn Graf Wolfgang zum Aufseher über das gesamte Bauwesen in seinem Herrschaftsbereich. Der umfassende Bestallungsvertrag liegt im Weikersheimer Archiv vor⁴². Für diese Aufsichtsfunktion erhielt Kauffmann eine pauschale Dienerbesoldung, darunter auch ein Brennholzdeputat. Für eigene Arbeiten erhielt er jeweils besondere

Verträge. Beispiele dafür gibt es genug, so z.B. für das Laboratorium des Grafen Wolfgang im Weikersheimer Schloßzwinger im Jahre 1602. Philipp Ernst gelang es, Kauffmann nach Langenburg zu holen und ihn ebenso umfassend wie sein Vater zu bestallen.

In Hysos Bauüberlegungen durfte der Meister also nicht fehlen. Meister Jakob – und er wird immer Meister Jakob, Maurer, genannt, nicht nur ein, nein mehr als hundert Belege liegen darüber inzwischen vor – erhielt eine Wohnung. Seine Gesellen aber sollten bei den Bürgern einlogiert werden. Er erhielt ein Wartgeld wie in Weikersheim und sein Holzdeputat, als einziger Hofhandwerker dieser Zeit. Er sollte sich in Langenburg häuslich niederlassen, „auf das Schloß fleißige Achtung geben, damit Dach und Gebew von Schnee und Regen keinen Schaden nehmen“, sondern kleine Schäden sofort reparieren, große gegen besondere Entlohnung. Dieser Jakob Kauffmann führt alle bedeutenden Maurerarbeiten am Schloß bis 1628 in eigener Regie durch. Er ist der Renaissance-Baumeister Langenburgs, nicht aber der Planer. Dieser bleibt – wie gesagt – zweifelhaft, wenngleich einiges für Robin aus Mainz spricht, dessen Pläne ja vorlagen.

Doerstling behauptet mit großer Sicherheit, Georg Kern sei der Planer⁴³. Sein einziger Beleg ist der Entwurf eines Giebels von 1616, die Tatsache, daß dieser Giebel in Langenburg realisiert werden sollte, sowie die Eigenbenennung Kerns als Georg Kern, Baumeister, auf einem anderen Plan von Langenburg. Natürlich war er das. Er war als gemeinschaftlicher Baumeister seit 1607 angestellt, ähnlich wie Kauffmann für Weikersheim, baute selbst, begutachtete und führte Aufsicht, vornehmlich im Neuensteiner Bereich.

Hyso schlug in seinen Bedenken vor, daß Kern alle drei Wochen nach Langenburg kommen, als unabhängiger Schätzer den Baufortschritt taxieren und damit der Finanzverwaltung die Möglichkeit geben sollte, anteilige Zahlungen auf die vertraglich für bestimmte Baumaßnahmen festgesetzte Summe vor der Endabrechnung und Fertigstellung zu zahlen. Eine andere Funktion war für Kern nicht vorgesehen. Hyso sah die Schwierigkeit für ein Engagement dieses vielbeschäftigten Mannes, dem Hohenlohe viel verdankt. So schreibt er im Punkt 37 seiner Planung: „Weil es ziemlich weit und der Baumeister wegen der hohen Berge des hin- und widerlaufens, weil er bei dem Salzwerk zu Weißbach, zu Öhringen“ – hier baute er das Schloß als Witwensitz für die Witwe des Grafen Wolfgang – „und Neuenstein“ – hier baute er die Stadtkirche – „auch Anordnung in Gebäuen zu tun“, sollte er wenigstens Futter für ein Pferd erhalten.

In keiner einzigen erhaltenen langenburgischen Rechnung wird eine Zahlung an Kern nachgewiesen. Die Giebelzeichnung muß man wohl als Skizze ansehen, die ihm zur Meinungsäußerung über die beiden planerischen Varianten unterbreitet wurde. Sie wurden nicht in dieser Art ausgeführt. Von Kern stammen offensichtlich zwei Pläne von Langenburg, die um 1740 von Ingelfingen nach Langenburg abgegeben wurden⁴⁴. Kern hat solche Grundriße von zahl-

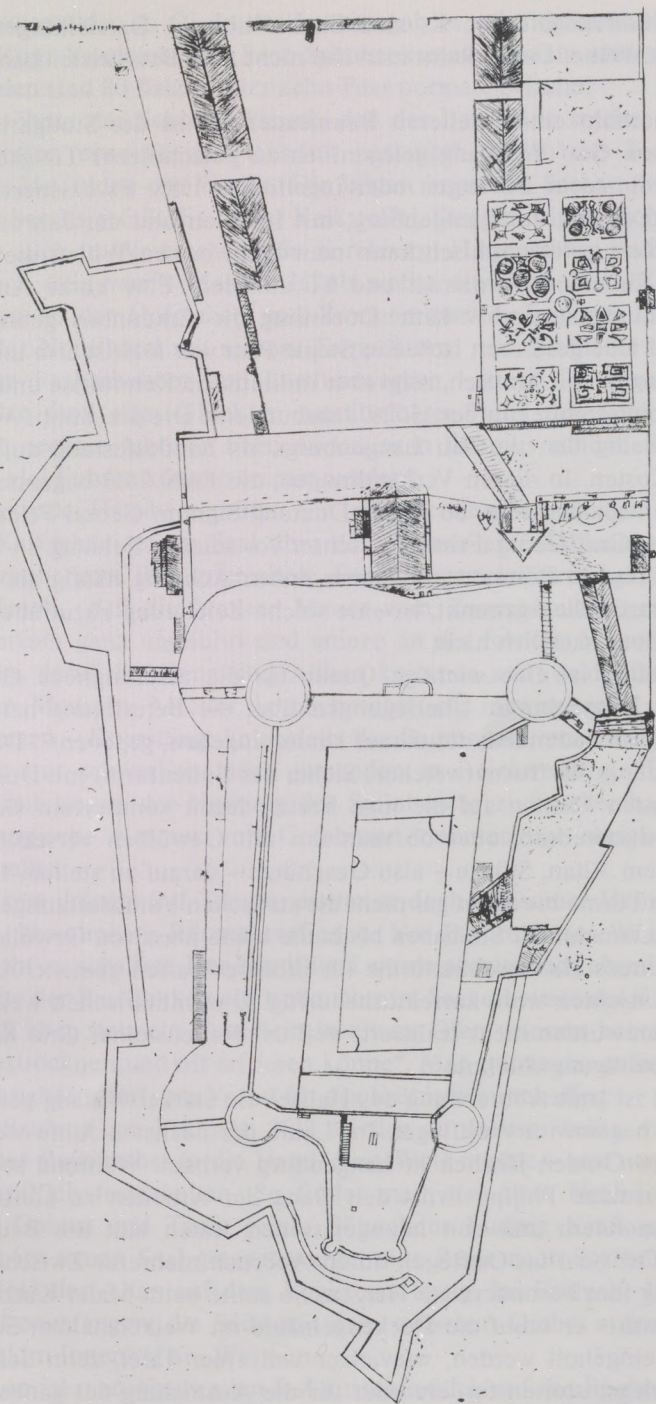


Abb. 5: Plan für die Befestigung Langenburgs, 1614.

reichen Schlössern gefertigt. Es sind Bauaufnahmen, Darstellungen fertiger Bauten, keine Pläne. Damit kann man ihn nicht zum Baumeister Langenburgs machen.

Doerstling bemüht einen weiteren Baumeister. Es ist der Stuttgarter Georg Stegle, der von Graf Wolfgang gelegentlich zu gutachtlicher Tätigkeit herangezogen wurde, so in Döttingen oder Ingelfingen 1586. Es existiert ein Plan über die Befestigung von Langenburg, mit Initialen und der Jahreszahl 1614 versehen⁴⁵. Rein paläographisch kann man beim besten Willen die Initialen nicht als G für einen Vornamen und ST auflösen. Eine kurze Anfrage im Stuttgarter Hauptstaatsarchiv hätte Doerstling die Erkenntnis gebracht, daß Stegle bereits 1598 gestorben ist⁴⁶. Ein Stegle-Plan von 1614 ist also unmöglich. Die Zeichnung ist dilettantisch, zeigt aber militärische Kenntnisse und Ahnung von Befestigungsarchitektur des 15./16. Jahrhunderts. Die drei Söhne Wolfgangs planten zeitweilig den Ausbau Langenburgs als Landesfestung auf gemeinschaftliche Kosten. In diesen Verhandlungen, die Ende 1613 begannen, dürfte dieser Plan entstanden sein. So ist die Deutung Signum Georgi Friderici vielleicht erlaubt. Graf Georg Friedrich, schon vor seinem Feldzug an der Seite des Winterkönigs in Böhmen und seiner ersten Ächtung häufig als „der alte Obrist“ in den Quellen genannt, ist eine solche Zeichnung zuzutrauen. Letzte Sicherheit gibt es natürlich nicht.

Diese Zeichnung ist eine wichtige Quelle für die ursprüngliche Gestaltung der Südfront Langenburgs. Überlegungen über die Befestigung hat es auch schon vor Hysos Bedenken, die darauf kaum eingehen, gegeben⁴⁷. Darin wird überlegt, ob der große Turm (welcher? Sicher der Bettenturm) mit Durchzügen versehen werden könnte, auf die man Bretter legen könnte, um sich gegen den Feind zu erwehren, oder ob man ihn mit Gewölben versehen könne, oben mit einem Altan, Stücke – also Geschütze – darauf zu stellen. Das heißt doch, daß die Türme bis dahin gar nicht die statischen Voraussetzungen hatten, Geschütze aufzunehmen. Sie haben bis heute keine massiven Gewölbe, haben also wohl niemals als Geschütztürme für größere Waffen gedient. Auch hier sind ältere Ansichten wohl korrekturbedürftig. Die militärischen weitreichenden Planungen wurden nicht realisiert, weil der Neuensteiner Graf Kraft eine finanzielle Beteiligung ablehnte.

Im März 1611 ist „mit Abbrechung des Hauses ein starker Anfang gemacht“⁴⁸. Der Neubau begann im Westflügel. Im Laufe der nächsten Jahre werden im Schnitt 6-7000 Gulden jährlich in Langenburg verbaut. Während seiner Abwesenheit versuchte Philipp Ernst den Gang der Arbeiten zu kontrollieren. Seine Korrespondenz mit den heimgelassenen Räten läßt am Baufortgang teilnehmen. Der Saal im Ostflügel, durch Abbruch mehrerer Zwischenwände gewonnen, lag ihm besonders am Herzen. So sollte beim Maler Katzenberger in Mergentheim – er schuf die Deckengemälde im Weikersheimer Saal – ein Voranschlag eingeholt werden, wieviel er von einer Tafel, zehn Schuh lang und breit, Kriegshistorien fordere oder für die Ausmalung des ganzen Saales

mit Kriegsgemälden in Öl. In der Lausitz gab es zehn Quadratschuh für fünf Gulden. Zum Vergleich: ein Paar Schuhe kostete damals etwa acht Batzen. Fünf Gulden sind 80 Batzen oder zehn Paar normale Schuhe!

Im Mai stöhnte der Sekretär Planck, daß der Bau „eine solche große Mühe und Unkosten erweckt, daß ichs nit geglaubt“. Allein die Tagelöhner verbrauchten 24 Gulden pro Woche. Die Bögen im neuen Saal waren vom Kalkschneider bereits gefaßt. Es ist der Kalkstoffel, Stephan Limmerich aus Neuenstein, der auch in Weikersheim, in Kirchberg, Hermersberg und Neuenstein künstlerisch tätig war⁴⁹. Meister Jakob wollte etwa um diese Zeit „an dem langen Bau ob der Hofstuben und Bronnen stark anfangen“. Jetzt erst also entsteht der Nordflügel mit seinem Treppenturm neu. Probleme bereitete der Mangel an Facharbeitern und Lastfuhrwerken – trotz Gerabronner Pferdemarkt. Man fand zum Glück in unmittelbarer Nähe des Schlosses „einen Steingang, rechter schöner Fels, daraus man überaus schöne Steine haben kann und viel Fuhren können erspart werden“.

Der abwesende Hausherr prüfte alle eingehenden Vorschläge, genehmigte, daß der Kalkschneider im Saal über dem Kamin eine Schlacht schnitt, fand aber Katzenbergers ihm zugeleitete Forderungen indiskutabel. Im Juli berichtet Planck, „daß die hindere Mauer vom Zwerchhaus gegen der Tafelstuben herführ ganz ufgeführt und aniezo an der fordern Mauer und zweien Schnecklin, daruf der Gang und Althan kommen soll“ gearbeitet würde. Es mangle an Maurern. Meister Jakob beschäftigte inzwischen 11 Maurer und 8 Steinmetzen – Doerstling: keinesfalls der Baumeister, nur ein Maurer – und traue sich nur schwerlich, noch jemanden in Reichweite zu finden. Dann gab es Streit wegen der Nutzung des Steinbruchs zu Rückershagen, wo der brandenburgische Kastner von Gerabronn unberechtigt obrigkeitliche Ansprüche stellte.

Philipp Ernst drängte auf Tempo, wollte er doch bei seiner Heimkehr ausgetrocknete, bewohnbare Räume vorfinden. Vor Einbruch des Winters war das jedoch nicht zu schaffen. Der Nordflügel wurde provisorisch abgedeckt. Starker Frost setzte der Bautätigkeit ein Ende. Nur im Saal arbeitete der Kalkschneider fort, „muß aber stets ein Feuerlein in einem Ofen drinnen haben, daß es so balden austrocknen und nit erfrieren könne“. Man nutzte die gefrorenen Wege zum Materialtransport, um Vorrat für das Frühjahr zu schaffen.

Als der Bauherr im Frühjahr 1612 wieder zu Hause weilte, nahm er die Leitung des Baus selbst in die Hand. Sein Wort reichte – nur wurde es leider nicht schriftlich festgehalten. So findet man erst neue Nachrichten, als er nach der Geburt und Taufe seines Söhnchens Ludwig Kraft im Juni 1613, wo schon im neuen Saal getanzt wurde, eine Reise nach Saarbrücken antrat. Es wird 1613 der Altan auf dem Lugisturm fertig. Im Frühjahr 1614 wird am alten Saal angefangen, die Seite mit dem welschen Giebel aufgeführt. Es ist der Giebel im Innenhof am Westbau.

Von nun an ist man einstweilen fast ausschließlich auf die Rechnungen ange-

wiesen, die nach einer Umorganisation der Rechnungsführung ab 1617 recht ausführliche Informationen liefern, die hier nur summarisch referiert werden können. Bis 1615 waren angeblich 45000 Gulden verbaut. Trotzdem beklagte sich Philipp Ernst bei seinen Brüdern, daß „allerdings der dritte Teil zu besser Bewohnung gegen dem Städtlein noch zu bauen und nit zu finden sein wird, daß etwas überflüssiges (wie etwa in anderen Häusern) darin verwendet, sondern alles aufs schlichtest zugerichtet“. Es bleiben Nebengebäude, Ställe, Scheunen, Reit-, Hund- und Viehhaus, welche alle überaus baufällig seien und der Not halben von neuem gebaut werden müssen. Die Brüder hätten dagegen „stattliche, wohlerbaute, lustig gelegene Häuser“. Eine Bitte um weiteres Baugeld von 10000 Gulden, vor allem für Befestigungsarbeit, wurde von den Brüdern abgeschlagen, obwohl Philipp Ernst auf seine Anstrengungen zur Verbesserung der Verteidigungsmöglichkeiten verwies, so auf die bereits zur Hälfte fertige Stadtmauer.

1615 entstand der Giebel am Nordflügel, und der große Treppenturm – „die Schnecke bei der Küche“ – wurde begonnen⁵⁰. Die Arbeiten daran zogen sich in die Länge. Obwohl auf der Wetterfahne die Jahreszahl 1616 steht, kann dieses Datum nicht als Indiz für die Fertigstellung in diesem Jahr dienen⁵¹. Seit der Fertigstellung ist allein in den nächsten 100 Jahren die Fahne fünfmal ausgewechselt worden, weil die Helmstange verfault war oder vom Blitz heruntergeschleudert wurde. Wer weiß, wann die heutige Fahne mit der Jahreszahl angefertigt und warum gerade mit dieser, die so schön mit der Inschrift im Hof korrespondiert. Meister Jakob stockte 1617 den Bettenturm auf, der erstmals durch einen Gang mit dem Hauptgebäude verbunden wurde, dessen Vorderfront ja damals weiter zurücklag als heute. Der Turm wird jetzt als oberster Wachturm bezeichnet⁵². Damals wurden auch die leeren Kragsteine, vermutlich als Auflage für Bretter zur Materialablage der Dachdecker und für den Betrieb eines Seilaufzugs, angebracht. Der linke vordere Turm, der Aschenturm, wurde 1617/18 bis auf die staufischen Grundmauern abgebrochen und anschließend neu aufgemauert mit 85 Wagen Mauersteinen aus dem Steinbruch bei Rückershagen und 42 Fudern für Schneckenritte, Türen, Fensterlaibungen und Schußlöcherstücke. Rund um den Schloßhof zieht sich eine eben erwähnte Inschrift hin, die behauptet, daß das ganze Schloß innerhalb von 6 Jahren zwischen 1610 und 1616 in einem Zuge begonnen und vollendet wurde. Es war eine leichte Übertreibung, die man zunächst für absolut glaubhaft hielt. Es wurde bereits berichtet, daß der Bau erst im Frühjahr 1611 begonnen wurde und Philipp Ernst auch auf seinen Reisen nach Malern Ausschau gehalten hat. Er hat in der Lausitz einen gefunden und mitgebracht. Für rund 350 fl. malte Konrad Sieber, Maler von Sonnewalde, den Saal, Nebengemächer, Fenster und Türen, vor allem aber den Schloßhof. Es ist verständlich, daß er weder die Jahreszahl offen lassen, noch selbst das Ende der Bauerei abwarten wollte, als er seinen Auftrag ausgeführt hatte. Als er die Inschrift abfaßte und malte, war der Innenhof mit den Galerien, Gängen,

Giebeln und Schnecken fertig. Gebaut wurde noch an allen Türmen, das markante Torhaus im Süden war noch nicht begonnen. Im Spätsommer 1618 war die Aufstockung des Bettenturms abgeschlossen.

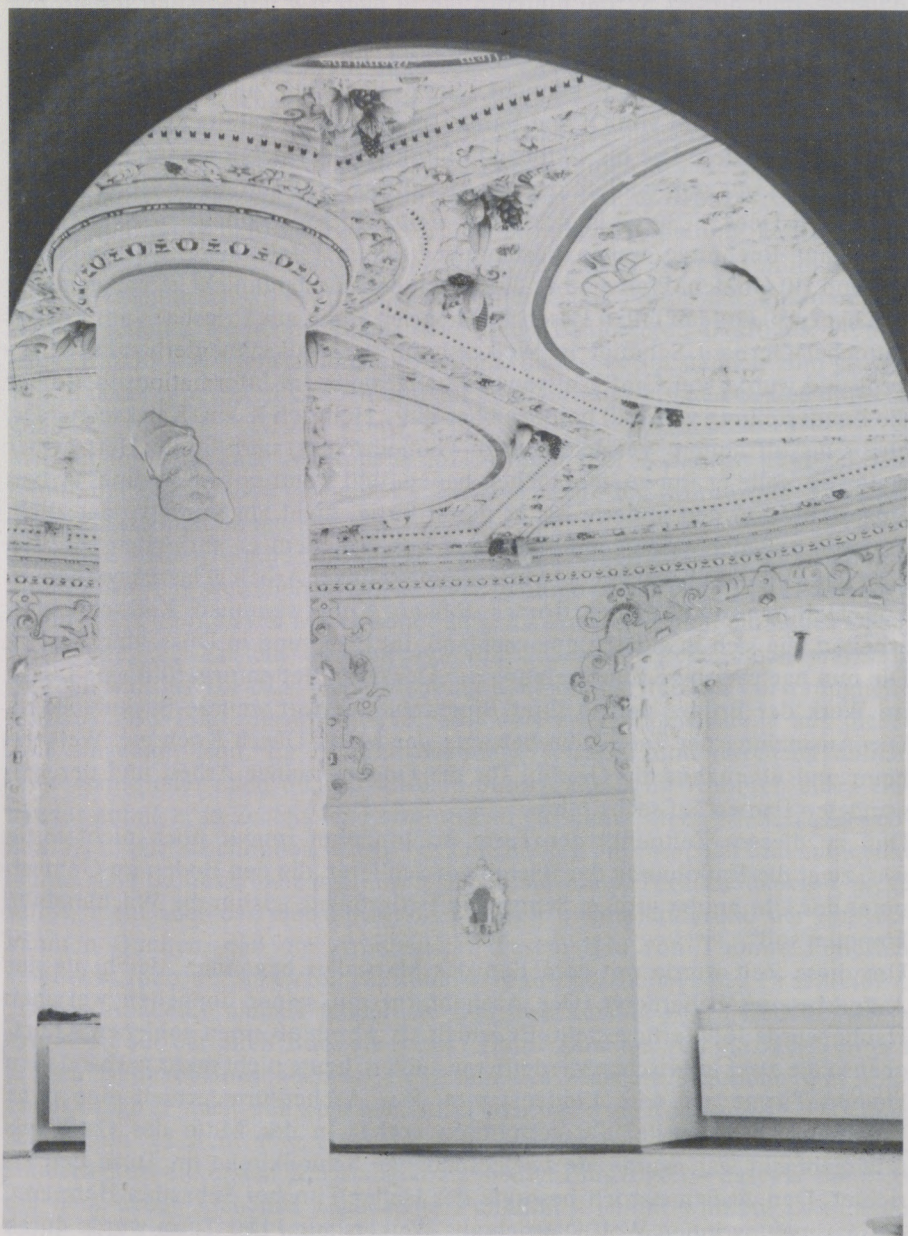


Abb. 6: Stuckdecke von Heinrich Kuhn im Bettenturm, 1617.

Der Maler Otto Sieber aus Kirchberg vergoldete den großen Knopf und malte die Fahne. Der Innenausbau konnte beginnen, und jetzt wurde hier eine neue Tafelstube hergerichtet, versehen mit einer Stuckdecke – eben der Decke, die Ausgang für die neue Suche in alten Akten war. Ein erster Hinweis: es werden „2000 Haselgerten zur Kalkschneidereiarbeit ins Schloß“ geliefert, der Schreiner fertigt zwei Böcke für den Kalkschneider⁵³. Im August 1618 erhielt dieser, zunächst namentlich nicht genannt, einen Vorschuß zur Abzahlung seiner Tagelöhner, zum Kauf von Öl und Farbe. Im Juli waren bereits 100 Rüststangen angeliefert worden. Die bis Oktober 1618 reichende Stück-Rechnung der Burgvogtei nennt uns nun endlich den Meister dieser 1977 neu erstandenen farbenprächtigen Decke: „30 Gulden Meister Heinrich, Kalkschneidern zu Weikersheim, auf Rechnung wegen bestandener neuer Tafelstuben. War zwar der Bestand 110 Gulden. Weil er aber die Arbeit dem Bestand nicht gemäß gemacht hat, hat er 30 Gulden fallen lassen“⁵⁴. Heinrich Kuhn aus Criesbach am Kocher hatte bei Gerhard Schmidt in Weikersheim das Kalkschneiderhandwerk gelernt und wurde von Graf Wolfgang fest angestellt. Im Informationslibell über die Landesteilung von 1610 heißt es über ihn: „Heinrich Kuen, Kalckschneider, bleibt bis uff andere Vergleichung in Gemeinschaft, und da ein Herr seiner bedürftig, solle er ihn zu gebrauchen haben, und wann er sich in eines Arbeit eingestellt, von den andern, bis er damit fertig, nicht abgefordert oder auch, da zwen zugleich seiner bedürften, das Los, welchem er am ersten arbeiten solle, geworfen und alsdann bei Verfertigung selbiger Arbeit gelassen werden“⁵⁵. Von Heinrich und seinem Bruder Johann Kuhn stammen Kalkschneiderarbeiten, die sich in ganz Süddeutschland, im Elsaß und in Düsseldorf finden. Die nun nachweisbare Zuschreibung der Decke im Bettenturm füllt eine Lücke im Werk der Brüder und in ihrer Biographie, erspart weitere Spekulationen. Die Ausmalung der Tafelstube besorgte der Maler Ulrich Koch aus Weikersheim und übernahm die Gewähr für die Qualität seiner Arbeit und der verwendeten Farben auf sechs Jahre.

Daß zu diesem Zeitpunkt der Turm im Innenhof immer noch nicht fertig war, zeigt die Entlohnung der Bächlinger Schlierer, die den Boden im Gemach unter der Uhr an der großen Schnecken fertigstellen, „dahin die Wächterstube kommen soll“.

Um diese Zeit wurde mit dem Bau des Marstalles begonnen, der heute das Auto-Museum beherbergt. Der Aschenturm mit seiner doppelten welschen Haube wurde 1619 fertiggestellt. Er erhielt als Abschluß einen goldenen Knopf, ebenso die zwei inzwischen wiederhergestellten, heute nicht mehr vorhandenen kleinen Türme auf dem Lindenstamm. Der Aschenturm erhielt eine neue Funktion. Die Kapelle, die vermutlich vorher in der Mitte des Ostflügels untergebracht war, wurde als zweigeschossige Schloßkirche im Turm neu errichtet. Den Außenanstrich besorgte der Haller Tüncher Sebastian Hermann, die Ausmalung innen Wolf Dietrich aus Weikersheim. Der Turm wurde durch einen zweigeschossigen Zwerchbau mit dem Hauptbau verbunden. In der

Kapelle wurde eine zweigeschossige Empore eingebaut. Diese Emporen werden hierzulande Bohrkirchen genannt – Emporkirchen. Eine neue Kanzlei aus zwei Eichen schnitzte der Zimmermann Meister Paulus für neun Gulden⁵⁶.

Mit diesen Bauarbeiten war man in die Inflation des 17. Jahrhunderts geraten, allgemein als Kipper- und Wipperzeit bekannt. Die Hohenlohe kramten damals ihr altes Münzprivileg hervor und begannen an zahlreichen Stellen – wie allgemein üblich – schlechte Münzen zu prägen. Seit Februar 1621 wurde auch im Schloßgraben in Langenburg ein Münzhaus gebaut. Als es fertig war, lohnte sich das Prägen wegen der Gegenmaßnahmen des Reiches gegen die sogenannten Heckenmünzen schon nicht mehr. Diese Münze ist einer von den vielen Wirtschaftsbauten, die früher zu einer Hofhaltung gehörten. Sie wurden hier bewußt übergangen, weil so gut wie nichts mehr davon im Schloßbereich erhalten ist, wo es früher einen Haferkasten, Pferdestall, Fasanenhaus, Rebhühnerhaus, Pomeranzenhaus, Bandhaus, Schlosserei, Dörrhaus, Hundshaus, Waschhaus, Viehstallungen, Brauhaus usw. gab. Sie standen zum großen Teil in den heute leeren Gräben und auf dem Terrain zwischen beiden äußeren Gräben.

Mit der Fertigstellung der Kapelle 1621 – nicht 1627 – war ein gewisser Abschluß der Bauarbeiten erreicht. Es war aber nicht der „würdevolle Abschluß dieser glanzvollen Bauperiode“⁵⁷.

Zwischen beiden Gräben errichtete man noch einen neuen Pferdestall mit zwei hölzernen welschen Giebeln. Der heutige Archivturm, der damalige Luginsturm, wurde zwei Meter höher aufgemauert und erhielt ein neues Dach. Der letzte, die Ansicht Langenburgs von Süden her heute noch prägende Neubau war das Torhaus. Nach Meinung der Literatur muß das ursprüngliche Torhaus 1493–1516 entstanden sein, weil dort zwei Wappensteine aus dieser Zeit eingebaut sind. Es ist eine bekannte Tatsache und durchaus üblich, interessante oder auch nur verwertbare Stücke, die beim Abbruch eines Gebäudes anfallen, in geeigneter Form und an passender Stelle wiederzuverwenden. Es wurde beschrieben, wieviel in Langenburg abgebrochen und aufgebaut wurde. Die Jahreszahlen auf den Wappen im alten Torturm datieren diese selbst, nicht aber das Gebäude. Von Freeden meinte, aufgrund der ihm bekannten Quellen, daß die Arbeiten an diesem Bau von Thomas Fendrich geleitet wurden, der seinerzeit bei Robin in Mainz gearbeitet hatte. Er schreibt⁵⁸: „1593 wird dieser damals modernste und zweckmäßig gegen Süden gelegte Wohnbau auf der alten Burg als „neues Haus“ genannt. Als einziger Teil des großen Neubauplanes noch zu Lebzeiten des Meisters begonnen und vollendet, trägt er auch alle charakteristischen Züge von Robins Art“. Das mag schon sein, es steht aber eindeutig fest, daß der Bau 1593 nicht fertig war, sondern 1626 die ersten Rüststangen zur neuen Burgvogtei – das war nämlich die dem neuen Gebäude zugedachte Funktion – gefällt wurden. Das „neue Haus“ von 1593 ist der Erweiterungsbau des Grafen Friedrich am Nordflügel. Doerstling zieht auch hier wieder prägnante, messerscharfe, leider aber falsche

Schlüsse⁵⁹: „Die drei unteren Geschosse sind dem Ende des 15. Jahrhunderts zuzuweisen. Das oberste Vollgeschoß gehört einer späteren Zeit an“. Beweise: die Wappen. Es steht nach seiner Meinung außer Zweifel, daß sie später an diesem Ort angebracht wurden, da gerade an diesem Bauteil keine wesentlichen Veränderungen seit dem 15. Jahrhundert vorgenommen wurden. Als weiterer Beweis dienen die Niveauunterschiede zwischen dem Südbau und der Galerie der Renaissance. Bei gleicher Bauzeit – meint Doerstling – wären bestimmt die Differenztreppen vermieden worden. Auf den ebenso logischen Schluß, daß das Torhaus später als die Galerie und relativ unabhängig von ihr erbaut worden ist, kam Doerstling nicht, weil seine Beweiskette dann nicht mehr gestimmt hätte.

Zwei Steinkonsolen am oberen Gesims definiert er als Überreste einer Verteidigungsanlage zum Schutz des Tores, als Träger für einen herausragenden Aufbau zur senkrechten Verteidigung. Diese Steinkonsolen machen ihm auch sonst Schwierigkeiten. Es dürfte sich dabei mit großer Wahrscheinlichkeit wie beim Bettenturm um Auflagen für Bretter handeln, die als Ablage für den Materialaufzug beim Neubau und bei späteren Reparaturen verwendet wurden. Mit Bauaufzügen (Flaschenzügen) wurde in der Renaissance in Langenburg gearbeitet, das weisen die Rechnungen nach.

Über diesen Torbau werden wir über die Rechnungen bis ins letzte Detail⁶⁰ aufgeklärt. Einige wichtige Fakten seien hier zusammengefaßt. Es ist Meister Jakob Kauffmann, der den vorhandenen Alten Torbau bis auf die Fundamente abbricht und einschließlich der Gewölbe einen neuen viergeschossigen Bau aufführt. Für den südlichen steinernen Giebel mit gehauenen Stücken, Schnörkeln und Spitzen erhält er alleine für das nicht unkomplizierte Aufsetzen 72 Gulden. Um Platz zu gewinnen – an der Stelle befand sich ja der innere Graben – mußte der Pfeiler der Zugbrücke abgebrochen und weiter hinausgerückt werden. Es ist einsichtig, daß die heutige Außenwand mit den eingesetzten Wappensteinen früher weiter innen verlief, in der Flucht der Südmauer. Die Wappen müssen also nicht dort gewesen sein, wo sie sich heute befinden. Dieser neue Burgvogteibau hatte ursprünglich auch zum Innenhof einen heute nicht mehr vorhandenen Giebel aus Holz. Der Maler Otto Sieber von Kirchberg hatte Gesims, Schnörkel und Kugeln gestrichen, mitten in die Felder die fünf Sinne mit guter Ölfarbe gemalt. Er sollte auch „beide Galerien an neugemachten und zerstoßenen Orten, den alten gleich, mit Historien, Rollwerk und anderen Zierraten, so sich darzu schicken, anstreichen und ausbessern“. Das Schloß muß in dieser Zeit – man denke an die Innenhofbemalung – sehr farbenprächtig gewesen sein, Ausdruck der Lebensfreude der Renaissance.

Das oberste Stockwerk unterhalb der Giebelgemächer enthält einen dekorativen Saal mit einer Stuckdecke, durch die Abtrennung eines Zimmers unter Zerstörung von zwei Stuckmedaillons um ein Viertel seiner Größe verkleinert. Auch hier können heute mit Gewißheit der gestaltende Künstler und die Zeit der Fertigstellung genannt und alle darüber publizierten Mutmaßungen aus

der Welt geschafft werden. Meister Hans „Kohn“, Bürger und Kalkschneider zu Straßburg, und seine Gesellen erhalten 50 Gulden „von der neuen Tafelstuben, welche dieselben vermög der Visierung und Bestands mit acht Bildern, abhangenden Rodesca, Früchten und anderen Zierraten ausfertigen sollen.



Abb. 7: Stuckdecke von Johannes Kuhn im Torhaus, 1627.

Weilen die Arbeit aber etwas weitläufiger, auch etliche kleine Bilder mehr daran zu machen anbefohlen als verliehen, welches die Gesellen vor sich gutwillig abwesend des Meisters zu verfertigen auf sich genommen, ist ihnen deswegen ferners ein Honorarium oder Trinkgeld zu geben versprochen“⁶¹. Dies Trinkgeld erhielt aber der Wirt zugesprochen, bei dem die Gesellen eine ziemliche Summe schuldig geblieben waren. Dem Wirt wurde es auch nicht ausgezahlt, weil er noch Steuerschulden hatte – Kreislauf des Geldes nennt man das wohl.

Hans Kuhn, Bürger zu Straßburg⁶², ist der Bruder des Heinrich Kuhn, der als der Meister der Decke im Bettenturm vorgestellt wurde. Alte Anhänglichkeit an die angestammte Heimat, möglicherweise aber auch direkte Beziehungen zu Graf Georg Friedrich, der später in Straßburg ein Haus besaß, mögen ihm den Auftrag verschafft haben, der allerdings weitgehend als Werkstattarbeit ausgefertigt wurde. Immerhin steht die Langenburger Tafelstube damit in einer bemerkenswerten, wenn auch wenig umfangreichen Reihe von erhaltenen Renaissancestuckdecken in Deutschland. Kuhn reparierte auch Schäden an den übrigen Stuckdecken. Im oberen Saal war ein Feld abgefallen, „darin der weiße Hirsch wieder zu bossieren“. Diesen Saal hatte ja der Kalkstoffel, Stefan Limmerich, gestaltet. Er war Spezialist für Tierstukkaturen, wie sie heute noch in Weikersheim oder im Rittersaal von Schloß Neuenstein zu finden sind. Dieser Langenburger Saal fiel mit seinem Stuck dem barocken Umbau des Schlosses zum Opfer. Durch die Andeutung dieser Reparaturrechnung kann man sich ein ungefähres Bild seines Aussehens machen.

Die eigentliche Baugeschichte Langenburgs in der Renaissance endet mit dem Torhausneubau. Die Kriegsdrangsale, die Belagerung und Eroberung Langenburgs durch die Kaiserlichen nach der Schlacht bei Nördlingen 1634⁶³, die vormundschaftliche Regierung bis 1650 und die darauf folgende Erbteilung zwischen den Grafen Heinrich Friedrich und Joachim Albrecht waren neuen Bauplanungen wenig förderlich. In dem nachfolgenden Jahrhundert wird im Grunde genommen nur noch repariert. Erst im Barock erhält das Schloß nach 1750 mit seiner neuen Vorderfront, der Neugestaltung des Zugangs und der weitgehenden Entfestigung sein auch durch den Brand von 1963 nicht beeinträchtigtes Aussehen. Der barocke Umbau ist allerdings eine Geschichte für sich.

6. Tod und Beisetzung von Graf Philipp Ernst

Auch aus einem anderen Grund läßt sich ein Ende der Darstellung motivieren: Der Bauherr Philipp Ernst hatte bis zum Jahreswechsel 1627/28 „nicht über besondere Beschwerden geklagt und sich bei der Tafel und sonst vielfältig über den gegenwärtigen Zustand des Reichs bekümmert vernehmen lassen“⁶⁴. Anfang Januar kam vom Fränkischen Kreis der Befehl, zwei Reiterkompanien des Regiments Schönberg in der Grafschaft Hohenlohe einzuquartieren. Um diese Belastung von den schon schwer geplagten Untertanen abzuwenden, be-

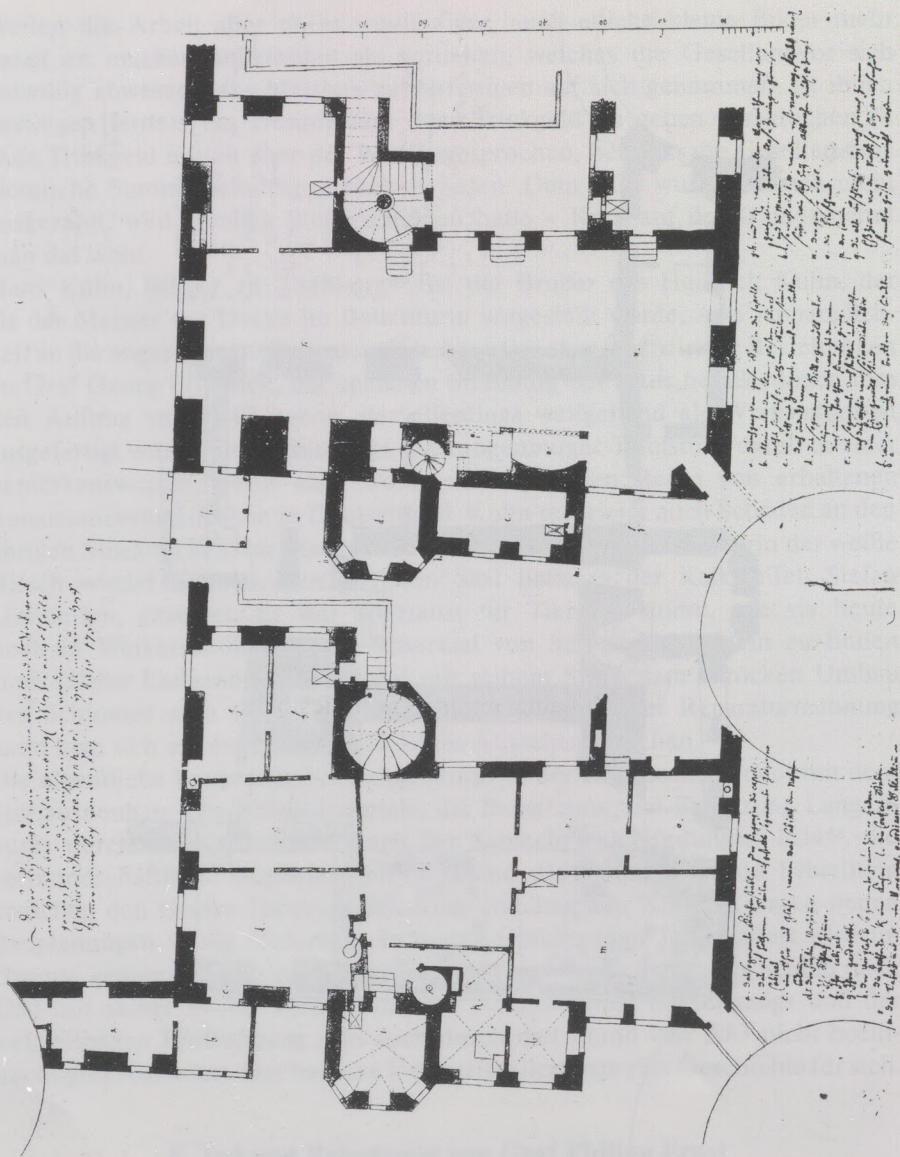


Abb. 9: 1. und 2. Geschoß des Ostflügels vor dem Barockumbau, 1750.

schloß Philipp Ernst, den Bischof von Würzburg als kreisausschreibenden Fürsten persönlich aufzusuchen und ihn und den Obersten von Schönberg selbst um Verschonung von der Einquartierung, zumindest aber um Milderung zu bitten. Trotz gewisser Beschwerden reiste er am 9. Januar 1628 nach Würzburg. Hier erlitt er nach den Audienzen eine schwere Nierenkolik und wollte

sich in einer gepolsterten Kutsche nach Hause fahren lassen. Er kam nur bis Weikersheim. Nach rapidem Kräfteverfall verschied er dort am 29. Januar an einer Harnvergiftung, verursacht durch Nierensteine. Die Sektion ergab eine totale Nierenschädigung, zahlreiche Nieren- und 119 Gallensteine. Die Eingeweide des Verstorbenen wurden am folgenden Tag in der Weikersheimer Stadtkirche begraben.

In Öhringen wurde ein Zinnsarg in Auftrag gegeben. Der Schreiner Adam Heinzmann fertigte aus Hartholz die Vorlagen zu den Leisten, Engels- und Löwenköpfen, den tannenen Holzkern für den Zinnguß und einen Kasten für den Transport des Kunstwerks nach Langenburg. Der Goldschmied Schack erhielt 10 Gulden, „von des zinnern Sarg als 10 Wappen, das Crucifix und Grabinschrift darauf zu stechen“. Den Guß selbst überwachte der Langenburger Burgvogt. Der von Michel Hermann, Bürger und Kantengießer zu Öhringen, gegossene Sarg wog mit den acht Tragringen, aus Messing, „so der acht Löwen Köpf im Rachen haben“, über 840 Pfund. Mit 156 Gulden wurde die Arbeit bezahlt, das Zinn weitgehend von der Hofhaltung gestellt⁶⁵.

Am 8. April alten Kalenders wurde der Zinnsarg mit der sterblichen Hülle des Grafen in der von Jakob Kauffmann vorbereiteten Gruft in der Langenburger Stadtkirche beigesetzt, dort wo das nach den Angaben des Dahingegangenen in seinem Testament von 1625 gefertigte prächtige Alabasterepitaph des Forchtenberger Bildhauers Michael Kern die Züge des Grafen und seiner ihn überlebenden Gattin noch heute eindrucksvoll festhält.

Jakob Kauffmann hatte einige Schwierigkeiten mit den Beamten über die Abrechnung seiner letzten Arbeiten am Torhaus. Er scheint von Langenburg fortgezogen zu sein. Seine Bestallung erlischt mit dem Tode des Grafen; er erhält bereits 1629 kein Holzdeputat mehr, am 9. Mai 1629 seinen letzten Lohn „aus Gnaden“. Das Langenburger Kirchenbuch kennt keinen Todeseintrag für ihn.

Zusammenfassung der Ergebnisse

Ähnlich wie bei Doerstling sollen hier die wichtigsten Untersuchungsergebnisse skizziert werden, die anhand der Akten verifizierbar sind.

1. Graf Wolfgang erhält in einer provisorischen Landesteilung 1573 das recht auffällige Langenburg und macht das verfallene Schloß ohne große Neubauten bewohnbar. Weder T. Fendrich noch Meister Unsinnig aus Wallenstein sind direkt am Bau beteiligt.
2. Wolfgang's Bruder Friedrich, der 1586 Langenburg erhält, errichtet einen nicht sehr großen Neubau am Nordflügel. Wolfgang erbaut das Schloß Weikersheim.
3. Bis 1610 wird das Schloß Langenburg notdürftig in Schuß gehalten. Der Nordwestturm war eingestürzt. Innenausbauten, vor allem Stuckarbeiten finden nicht statt. Auch die Galerien werden noch nicht erstellt.

4. Unter Graf Philipp Ernst entsteht seit 1611 ein nahezu totaler Neubau mit zwei Sälen in beiden Hauptflügeln, die Galerien im Innenhof mit den Treppentürmen, der hohe Turm im Innenhof, der Nordflügel, die Ziergiebel. Im alten Aschenturm wird nach dem Neubau bis 1621 eine Kapelle eingerichtet, im Nordostturm 1617 eine Tafelstube mit einer Stuckdecke von Heinrich Kuhn.
5. Baumeister, nicht aber Planer, ist Jakob Kauffmann, der seit 1595 in hohenlohischen Diensten stand. Ein Anteil von Georg Kern am Bau ist nicht nachweisbar. Ein G. Stegle zugeschriebener Plan von 1614 stammt vermutlich von Graf Georg Friedrich.
6. Als letzter bedeutender Bauteil entsteht seit 1627 das neue Torhaus am Südflügel, in dessen Obergeschoß Hans Kuhn, damals Bürger von Straßburg, und seine Gesellen eine prachtvolle Stuckdecke gestalten.

Es bleibt die Aufgabe, der Geschichte Langenburgs im Zeitalter des Barock nachzuspüren. Mit der Neugestaltung von Ostfassade und Zugang erhielt das Schloß damals das Aussehen von heute. Wir alle haben Grund, den Besitzern Langenburgs als den Bauherren, den unbekannt gebliebenen Planern und den aus der Anonymität zu neuem Leben erweckten Baumeistern, Handwerkern und Künstlern dankbar zu sein, dankbar für das, was sie aus durchaus eigen-nützigen Gründen geschaffen haben: Langenburg – das Herz des Hohenloher Landes, wie es ein Begeisterter von Geschichte und Kultur seiner Heimat genannt hat.

Anmerkungen

- ¹ Ein Bericht über die Renovierung mit zahlreichen Abbildungen findet sich in Hohenloher Leben 8/1977. Die Decke hat offensichtlich noch keine ikonographische Würdigung erfahren.
- ² Aus Anlaß der 350jährigen Wiederkehr seines Todestages fand im Sommer 1978 eine Ausstellung in Schloß Langenburg statt, deren Katalog über die Schloßverwaltung zu beziehen ist.
- ³ Steffen Doerstling, Das Schloß Langenburg in Hohenlohe. Württ. Franken 43, 1959. (Auch als Separatdruck erschienen).
- ⁴ Z.B. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler: Baden-Württemberg, 1964, S. 275. Reclams Kunstführer Deutschland II: Baden-Württemberg, 1967⁵, S. 328 f.
- ⁵ Stuttgart 1971.
- ⁶ Schloß Langenburg. Von Werner Martin Dienel, 21973.
- ⁷ Die von Doerstling, S. 17, vorgetragene Beschreibung der staufischen Bauteile wird von namhaften Burgenforschern wie Dr. H.M. Maurer und W. Pfefferkorn nicht geteilt.
- ⁸ Doerstling, S. 25: Der an der südlichen Ringmauer errichtete Torbau, später in der Renaissance als „Newhaus“ bezeichnet, verstärkte die unmittelbare Verteidigungsmöglichkeit des Eingangs zur inneren Burg.
- ⁹ Vgl. dazu G. Wunder, Das Kondominium der drei Reichsstädte Rothenburg, Hall und Dinkelsbühl in Kirchberg an der Jagst 1398–1562. In: Jahrbuch für fränkische Landesforschung 34/35, 1975.
- ¹⁰ HZAN (= Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein) Neuensteiner Linienarchiv 10/6. Vertrag vom 3.12.1573.
- ¹¹ Doerstling, S. 27.
- ¹² HZAN Neuensteiner Linienarchiv 16/67. Notariatsinstrument über die Teilung.
- ¹³ HZAN Neuensteiner Linienarchiv 16/68.
- ¹⁴ Doerstling standen vermutlich wegen des schlechten Erschließungszustandes nur wenige Rechnungen zur Verfügung. So kam er z.B. zu falschen Schlüssen hinsichtlich des Langenburger Baumeisters Kauffmann. Der umfangreiche Bestand Langenburger Rechnungen – rund 250 lfd. Meter – wurde seit 1978 neu geordnet und verzeichnet.

- ¹⁵ HZAN Archiv Langenburg, ohne Signatur.
- ¹⁶ Vgl. Abb. 1, Archiv Langenburg, Planmappe.
- ¹⁷ Reparaturen sind vielfach in den Forstrechnungen belegt, so z.B. 1626/27.
- ¹⁸ Doerstling verneint (S. 17) zunächst die Existenz eines Torgrabens, vermutet dann aber doch eine solche Anlage (S. 26 f.).
- ¹⁹ Vgl. dazu Max H. von Freeden, Zum Leben und Werk des Baumeisters Georg Robin. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 1943/44, Heft 1.
- ²⁰ S. 11, 27, 28 f.
- ²¹ Archiv Weikersheim, Baubuch des Grafen Wolfgang ab Bartholomei 1574. (Die Weikersheimer Bauakten, zum Teil bislang unverzeichnet, können noch nicht mit einer endgültigen Signatur zitiert werden).
- ²² Archiv Weikersheim, Summarische Baurechnung 1574–1582.
- ²³ Archiv Weikersheim, Bauakten.
- ²⁴ Vgl. dazu von Freeden, wie Anm. 19, S. 32 ff. Robin hat das Modell nicht selbst nach Langenburg gebracht. Die Rechnungseinträge dazu lauten für die Zeit von Petri Cathedra bis Bartholomei 1576: 14 fl. minus 29 d Maister Jergen des Baumeisters Sohn und Thoma Fendrich Zehrung, als die Visierung zum Schloß Langenburg von Mainz heraufgeführt worden.
9 fl. Michel Fendrichs Sohn gen Mainz geschickt, so die Visierung gemacht.
4 fl. des Fendrichs Sohn gen Miltenberg geschickt, darumb er und Meister Jergen Sohn vollends alher geraist.
6 fl. einem Fuhrmann von Forchtenberg, so die Visierung von Miltenberg heraufgeführt.
65 fl. 6 s dem Keller zu Weikersheim wider erstattet, so er dem mainzischen Baumeister Meister Jergen von wegen der Visierung meines gnädigen Herrn wegen geben.
- ²⁵ Archiv Weikersheim, Bauakten.
- ²⁶ Archiv Weikersheim, Bauakten.
- ²⁷ Doerstling, S. 29.
- ²⁸ Walter-Gerd Fleck, Schloß Weikersheim und die hohenlohischen Schlösser der Renaissance, 1954, S. 17.
- ²⁹ Doerstling, S. 32 f.
- ³⁰ Werner Fleischhauer, Die Renaissance in Württemberg, 1975, S. 357. Auch Fleck, (Anm. 28), S. 17 bezieht ihn auf Langenburg.
- ³¹ Archiv Weikersheim, Bauakten.
- ³² Der Vertrag wurde mehrfach ergänzt, so am 4. Juli 1601.
So heißt es am Schluß: „Mer sechs Gulden Stoß Kalchschneider, das er die 2 Gibel Maur oben herumb auch mit Gewächsen gemacht, damit das Gehenck einander nachgeht, welches Gerhardts in seinem Bestand nit verliehen gewesen“. Limmerichs Anteil an den Weikersheimer Stukkaturen war also nicht unbedeutend. Für die Technik der Kalkschneiderarbeit ist der Vertrag nicht uninteressant.
- ³³ Archiv Weikersheim, Bauakten.
- ³⁴ HZAN Gem. Archiv Langenburg, Bü 198.
- ³⁵ Archiv Weikersheim, Bauakten.
- ³⁶ HZAN PA Öhringen 51/1/6, S. 138.
- ³⁷ HZAN PA Öhringen 51/1/6, S. 224.
- ³⁸ HZAN, Archiv Langenburg, o.S.
- ³⁹ Durchgesiebter Bauschutt.
- ⁴⁰ Doerstling, S. 42.
- ⁴¹ Doerstling, S. 41. Vgl. dagegen richtig den Artikel Kauffmann in Thieme-Becker, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler.
- ⁴² Archiv Weikersheim, Bauakten. „Ordnung, was sich Meister Jacob, Meurer, in seiner Dienerschaft zu verhalten.“ Er soll „an dem jetzt (in Weikersheim) angefangenen und auch künftigen neuen Bauen ein getreuliches und vleissiges Ufsehen über die angestellten Meurer und Tagelöhner haben“. Er soll weiter „sonderlich über den Meurerern sein“.
- ⁴³ Doerstling, S. 43 und sein Plan 21.
- ⁴⁴ Doerstling, S. 43 und sein Plan 20.
- ⁴⁵ Doerstling, S. 43 und sein Plan 22, S. 29 und S. 45. Vgl. Abb. 5.
- ⁴⁶ Vgl. Pfeilsticker, Württembergisches Dienerbuch, § 1944.
- ⁴⁷ HZAN Gem. Archiv Langenburg, Bü 1269. „Verzeichnis etlicher Punkte, welche wegen des Hauses Langenburg in acht zu nehmen“.
- ⁴⁸ HZAN Neuensteiner Linienarchiv, unverzeichnet.
Für das Folgende Korrespondenz des Grafen Philipp Ernst mit den Räten im Archiv Langenburg, unverzeichnet.

- ⁴⁹ Langenburger (Amts-)Forstrechnung 1612/13, Beilage 97: „Demnach Stoffel Limmerich, Kalkschneider, von dem neuen Saal laut seines Bestands 4 Klafter Holz bewilligt“ . . soll er jetzt zwei Klafter erhalten. Und: „2 Klafter Holz hat Luz Jeger dem Kalkstoffel von Petri 1612–13 wol geliefert“.
- ⁵⁰ Langenburger (Amts-)Forstrechnung 1614/15.
- ⁵¹ Vgl. Doerstling, S. 37 und seine Anmerkung 25. Die Burgordnung Ludwig Casimirs war sehr wohl ausdrücklich auf Langenburg zugeschnitten und keine allgemeine Verwaltungsvorschrift.
- ⁵² Langenburger (Amts-)Forstrechnung 1617/18 und Burgvogteirechnung 1617/18.
- ⁵³ Ebd.
- ⁵⁴ Langenburger Burgvogtei-Stumpfrechnung 24.8.–28.10.1618.
- ⁵⁵ HZAN PA 51/1/6, S. 329. Nebenrezeß über die gemeinschaftlichen Diener. Vgl. u.a. Thieme-Becker.
- ⁵⁶ Langenburger Burgvogtei-Rechnung 1619/20.
- ⁵⁷ Doerstling, S. 35.
- ⁵⁸ Von Freeden, wie Anm. 19, S. 34 f.
Vgl. auch B. Eberhardt, Deutsche Burgen, S. 41.
- ⁵⁹ Doerstling, S. 26. Er nimmt nur eine spätere Aufstockung an, S. 36 f.
- ⁶⁰ Langenburger Burgvogteirechnungen 1627/28 und 1628/29.
Z.B. S. 40: „Meister Jacoben von dem Pfeiler unter der inneren Schloßbrücke am neuen Bau abzurechnen, weiter hinauszurücken, soweit es der neue Schlagbrücken leiden kann mit einem Haupt in itziger Höhe und Breite und 2½ Schuh dick uzzuführen 5 Gulden.“ Langenburger (Amts-)Forstrechnungen 1626/27, 1627/28.
- ⁶¹ Ebd.
- ⁶² Die in Thieme-Becker als zwei Personen genannten Hans und Johannes Kuhn sind natürlich identisch!
- ⁶³ Vgl. G. Taddey, Die Belagerung von Langenburg 1634. In: Württ. Franken 58/1974.
- ⁶⁴ Archiv Weikersheim, Beisetzung von Philipp Ernst, o.S.
- ⁶⁵ Langenburger Burgvogteirechnung 1627/28.

Bildnachweis

- Abb. 1, 2, 5, 8, 9: Hauptstaatsarchiv Stuttgart nach Vorlagen im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein
- Abb. 3: S. Doerstling (aus Württ. Franken).
- Abb. 4, 7: Schloßmuseum Langenburg
- Abb. 6: Schiller, Schwäbisch Hall

Der Deutsche Orden und die Kapuziner in Mergentheim (1628–1809) und in Neckarsulm (1638/63–1805)

Von P. Bernhard Demel OT.

Einleitung

Fast auf den Tag genau hundert Jahre, nachdem Papst Klemens VII. am 3. Juli 1528 die Bestätigungsbulle „Religionis zelus“ für den Kapuzinerorden erlassen hatte¹, fand in der Residenz des gefürsteten Hoch- und Deutsch-



Grabmal Johann Caspar v. Stadion (Foto Leube)

meisters² Johann Caspar von Stadion (1627–1641)³ am Sonntag, den 9. Juli 1628⁴, zu Mergentheim an der Tauber ein denkwürdiges Ereignis statt, dessen Bedeutung für die Ordensresidenz und ihre Umgebung und dessen vielfältige Folgen für die Ordenszeit bis zum Ende des Deutschen Ordens in allen Rheinbundstaaten⁵ es heute in diesem Rahmen nach 350 Jahren zu würdigen gilt: Die feierliche Segnung und Legung des Grundsteins für ein Kloster samt Kirche des Kapuzinerordens⁶ – jenes Bettelordens aus der Ordensfamilie des Franz von Assisi also, der neben den ebenfalls im 16. Jahrhundert gegründeten

Jesuiten zweifelsohne zu den einflußreichsten Seelsorgsorden⁷ der kirchlichen Neuzeit gehört. Zu diesem keineswegs alltäglichen kirchlichen Akt in der Tauberstadt hatte der betont katholische⁸ Stadion den Würzburger Ortsbischof Philipp Adolf von Ehrenberg (1623–1631)⁹ direkt¹⁰ und durch seinen Ordenskanzler Dr. Johann Eustach von Soll (1612–1645)¹¹ auch dessen Weihbischof Jodocus Wagenhauber¹², der die bischöflichen Zeremonien vornehmen sollte¹³, eigens¹⁴ eingeladen.

Nicht das vom Deutschmeister angebotene Vorliebnehmen „mit einer schlechten Capucinersuppen“¹⁵, sondern die Teilnahme des Fürstbischofs am Festgottesdienst zu Ehren des Diözesanpatrons St. Kilian in Würzburg¹⁶ und die Vornahme von Kirchenkonsekrationen und Firmungen im Diözesangebiet am Neckar durch den Weihbischof¹⁷ hinderten Ehrenberg und Wagenhauber am persönlichen Erscheinen in Mergentheim, so daß für die Vornahme der kirchlichen Zeremonien der designierte¹⁸ Mergentheimer Seminardirektor Sigismund Weiß¹⁹ kurzfristig ausersehen wurde.

Zur Biographie und den Motiven des Klosterstifters Stadion

Um diesen Vorgang der Errichtung eines Kapuzinerklosters in der Residenz des Deutschen Ordens in einer Phase intensiver Hexenverfolgung im Ordensgebiet ähnlich wie in den benachbarten Mainbistümern durch den derzeit regierenden Ordensoberen in seinem geschichtlichen Zusammenhang und seiner abgezielten Tendenz recht zu sehen und zu deuten, ist es unerläßlich, einen kurzen Blick in das Leben jenes Meisters zu werfen, welcher mit der ihm eigenen Energie²⁰ und Treue zum besiegelten Wahlversprechen²¹, „die uncatholische Underthane in dem Meisterthumb soviel möglich zu reformieren“²², das Projekt der Gründung einer Kapuzinerniederlassung im Taubergebiet des Deutschmeistertums²³ betrieb.

Wer also war Stadion und welche Motive bestimmten ihn?

Aus der seit dem 14. Jahrhundert bestehenden elsässischen Linie²⁴ dieses Geschlechtes gebürtig, dessen ursprünglicher Stammsitz bei Küblis im graubündischen Prätigau angegeben wird²⁵, trat die Familie nach ihrem Verzug nach Oberschwaben mit führenden dortigen Geschlechtern in verwandtschaftliche Beziehungen²⁶. Johann Caspar, am 21. Dezember 1567²⁷ zu Beffort im Schloß geboren²⁸ und bald für den Waffendienst erzogen, trat zu einem noch nicht ermittelten Zeitpunkt²⁹ in den Deutschen Orden ein und begleitete den ersten habsburgischen Hoch- und Deutschmeister³⁰ Maximilian von Österreich (1585/90–1618) bei dessen Führungsaufgaben in den Türkenkriegen der Jahre 1594–1597³¹. Von 1604 an³² wurde er auf Empfehlung dieses Erzherzogs und seines Kämmerers und Obriststallmeisters, des österreichischen Landkomturs Marquardt Freiherr zu Eckh und Hungerspach (1599–1614)³³, in dem zu Beuggen³⁴ versammelten Balleikapitel der Provinz Elsaß-Burgund³⁵ zum Komtur von Freiburg bestellt, in welcher Eigenschaft er auch dem wichtigen

Reformkapitel des Gesamtordens zu Mergentheim im Jahre 1606³⁶ neben seinem Balleioberen Christoph Thumb von Neuburg (1601-1626)³⁷, dem Mainauer Komtur Jakob Grembling von Jungingen und zwei weiteren Ordensmitgliedern seiner Stammprovinz beiwohnte und auch das Generalkapitel-Protokoll eigenhändig unterfertigte³⁸. Dem erzherzoglichen Gubernator zu Innsbruck³⁹ diente Stadion – seit 1609⁴⁰ nach dem Tod des Beuggener Komturs Hans Heinrich von Schinen im Dezember 1608⁴¹ Komtur dieses Ordenshauses am Rheinknie – bis zu dessen Lebensende am 2. November 1618⁴² als Oberstkämmerer, Obersthofmeister und Geheimer Rat. Auch bei Erzherzog Leopold V. (1619-1632)⁴³ waltete Stadion als dessen Geheimer Rat⁴⁴. Vom 1. Dezember 1619 bis 31. Dezember 1624 Stadtguardia-Obrist zu Wien⁴⁵ und um die gleiche Zeit auch (bis zum Juli 1624) Hofkriegsratspräsident, bewährte er sich beim kaiserlichen Heer in Ungarn (1621)⁴⁶. Am 16. Januar 1622 wurde Stadion Mitglied des kaiserlichen Geheimen Rates⁴⁷, nach dem Tod des Mainauer Komturs Jakob Grembling von Jungingen im Oktober 1624 auf der Mainau⁴⁸ Komtur dieser dem Orden schon seit dem Mittelalter gehörigen Bodenseeinsel⁴⁹; nach dem Tod Thumbs von Neuburg wurde er am 7. Mai 1626⁵⁰ elsässischer Balleistatthalter⁵¹, leistete fünf Tage später seinen üblichen Amtseid und versah von nun ab auch die Landkomturei Altshausen mit. Am 26. Januar 1627⁵² erfolgte Stadions Ernennung zum Landkomtur der Ballei Elsaß-Burgund in Mergentheim, wo er noch am gleichen Tage seinen ordensüblichen Revers abgab. Fast genau elf Monate später, am 30. Dezember 1627, erfolgte im Generalkapitel zu Mergentheim seine Erwählung ins höchste Ordensamt, da der schon 1625 dafür ausersehene Habsburgerprinz Leopold Wilhelm von Österreich noch nicht das erforderliche Wahlalter erreicht hatte⁵³. In der schwierigen Zeit des langen Krieges versah Stadion durch vierzehn Jahre (1627-1641) bis zu seinem Tod am 21. November 1641 im Dorf Ammern bei Mühlhausen in Thüringen⁵⁴ sein einflußreiches Amt im Dienst für den Gesamtorden, für Kaiser und Reich⁵⁵.

Für unsere vorliegende Spezialuntersuchung ergibt sich aus diesem Versuch einer biographischen Gesamtskizze soviel, daß Stadion schon in Tirols Hauptstadt die Bemühungen des Habsburgers um die Verbreitung des Kapuzinerordens in Tirol⁵⁶ verfolgt haben muß. Es ist so gut wie sicher anzunehmen, daß er Kenntnis hatte von der Entsendung des inzwischen bekannten Kapuzinerpaters Seraphim von Bruneck⁵⁷ nach Mergentheim im Jahre 1606 durch den Habsburger⁵⁸. Drei Monate wirkte dieser Kapuziner mit Erfolg zusammen mit einem Begleiter bei Klerus und Volk des Deutschordensgebietes an der Tauber; er predigte und visitierte, mit Vollmacht ausgerüstet, zusammen mit P. Paul von Schongau Kirchen und Altäre⁵⁹. Nach Ausweis der Kapuzinerüberlieferung⁶⁰ war dies der allererste Einsatz von Kapuzinern in diesem Teil Frankens, der bei Katholiken und Nichtkatholiken in der Phase der beginnenden Rekatholisierung der Ordensuntertanen auf Zustimmung oder heftige Gegenwehr stieß⁶¹.

In Innsbruck am Hof des Habsburgers lernte Stadion auch den ersten dortigen Guardian P. Johann Baptist Thaler⁶² kennen und schätzen, den er später an der Spitze des Gesamtordens wegen vorzüglicher homiletischer und pastoraler Eigenschaften als Beichtvater und Hofkaplan vom Papst und Ordensgeneral erbat und auch erhielt⁶³.

Die noch in die Anfänge der tirolisch(-bayerischen) Ordensprovinz⁶⁴ zurückreichende Verehrung und Zuneigung Stadions zum seraphischen Orden der Kapuziner wurde von diesen zeitlebens erwidert und blieb – wie am Beispiel beider Niederlassungen in Mergentheim und Neckarsulm in der Folge dargestellt werden kann – fortan ungetrübt; sie überdauerte auch die widrigen Umstände während der Schwedenzeit (1631–1634)⁶⁵ und dessen Ableben. Als nämlich die Vorbereitungen für die Bestattung Stadions in der von ihm erbauten Kapuzinerkirche zu regeln waren⁶⁶, wurde nicht nur das vom Ordensgeneral am 12. April 1631⁶⁷ erwirkte Privileg der Sepultur des Meisters in der Klosterkirche berücksichtigt, sondern vom P. Provinzial Remigius⁶⁸ – er war als Würzburger Guardian Augenzeuge der Grundsteinlegung im Jahre 1628 und engster Berater Stadions in Fragen der Ansiedlung der Minderbrüder⁶⁹ – in Beantwortung einer Anfrage des Mergentheimer Guardians P. Anselm⁷⁰ vom 2. Dezember 1641 am 11. Dezember angeordnet, daß die gesamte Ordensprovinz für Stadion „*wie ainem unnnßerer Brüeder in Choro das officium defunctorum cum reliquis*“ zu verrichten habe. Jeder Priester der Kapuzinerprovinz hatte für Stadion eine Messe zu zelebrieren, jeder nichtordinierte Laienbruder einhundert Pater-Noster für den Wohltäter Stadion⁷¹ zu beten⁷².

Befragt man zusätzlich zu diesem reziproken Verhältnis von Deutschmeister Stadion und Kapuzinern zu Lebzeiten und über den Tod hinaus – schließlich hüten die Kapuziner noch heute pietätsvoll die Grabstätte des Hochmeisters – die Quellen nach den Motiven für die rasche Ansiedlung der Minderbrüder in Mergentheim und die Entsendung von Kapuzinern seit 1638 nach Neckarsulm als einem weiteren Schwerpunkt der Deutschordensbesitzungen am Neckar, so zeigen sie unmißverständlich die gegenreformatorischen Absichten des schwäbischen Ordensritters an der Spitze des Deutschen Ordens⁷³. In der für die katholischen Reichs- und Kreisstände militärisch und politisch relativ günstigen Phase vor und nach dem Restitutionsedikt (1629)⁷⁴ und vor dem Auftreten des Schwedenkönigs Gustav Adolf auf dem mitteleuropäischen Kriegsschauplatz mußte Stadion als katholischer Reichs- und Kreisstand⁷⁵ nicht nur sein eidliches Wahlversprechen einlösen, sondern auch – darin kaiserlichen Befehlen folgend⁷⁶ – effektive Mittel und Wege erkunden, um das wegen der Kriegswirren und der Andersgläubigkeit angrenzender Territorien gefährdete Ordensgebiet an Tauber und Neckar im römisch-katholischen Glauben zu festigen und zu vertiefen. In Verfolgung seiner übernommenen Amtspflichten als Generaloberer und gefürstetes Mitglied der Germania Sacra nahm Stadion daher bald nach seiner Wahl direkten Kontakt mit dem benachbarten Guardian des Würzburger Kapuzinerklosters auf. Die vom Ordens-

oberen initiierten Maßnahmen sollten dazu führen, daß noch im Jahre 1628 mit dem Bau eines Kapuzinerklosters begonnen wurde, dessen entscheidende Phasen es auf den folgenden Seiten zu skizzieren gilt.

Bau und Existenz des ersten Mergentheimer Kapuzinerklosters (1628–1631)

Das Ergebnis der noch im ersten Drittel des Jahres 1628 mit dem Würzburger Hausoberen P. Remigius geführten Gespräche bestand darin, daß dieser zusammen mit einem Sozius⁷⁷ nach Mergentheim kam und die Kanzel der Hofkapelle und der Stadtpfarrkirche bestieg. Die Wirkung seiner homiletischen Ermahnungen bei den Bewohnern des Schloß- und Stadtbezirkes war derartig, daß er und seine Begleitung eine Interimswohnung im sogenannten Spang'schen Haus gegenüber der Pfarrkirche zu Ehren des Täuflers zugewiesen bekamen und in Stadion der Entschluß reifte, zu Ehren Gottes und des Hl. Franziskus ein Kloster samt Ordenskirche den Mendikanten zu bauen. Noch vor der formellen Zustimmung des Kapitels der Kapuziner meldete Stadion am 22. April 1628 den zu Augsburg tagenden Kapitularen, daß zur Ausführung seines Planes bereits mit der Herbeischaffung der Baumaterialien begonnen worden sei. Um innerhalb eines Jahres den Bau zu erstellen, der für die geistlichen Verhältnisse von Stadion als „eine hohe notturfft“ erachtet wurde, verlangte der Meister unverzüglich die Entsendung eines Ordensbaumeisters zum Begutachten des Bauplatzes. Es möge ihm erlaubt werden, fuhr Stadion in der Eingabe nach Augsburg fort, P. Remigius vorerst als Berater weiter beanspruchen zu dürfen oder einen Ersatz für ihn zu entsenden⁷⁸.

Die drängende, ja überfallartige Form der Planung durch Stadion konnte die Kapitularen jedoch noch nicht sofort zur Zustimmung bewegen. Aus Mergentheim kamen daher sofort zwei weitere Briefe des Meisters. Andere – uns im Detail nicht genannte – Provinzgeschäfte und die Entfernung Mergentheims von den bisherigen Niederlassungen ließen die Kapitularen zögern⁷⁹. Stadion reagierte auf diese Hinhaltetaktik mit Ungeduld und legte – noch vor der Zustimmung der Provinzleitung und nach Ankauf eines geeigneten Geländes außerhalb der Stadtmauern „vor dem Burggassenthor“⁸⁰ – auch in Abwesenheit des Provinzials und vor dem Nichterscheinen des Ordensbaumeisters den 9. Juli 1628 als Datum der Grundsteinlegung fest. P. Remigius und zwei oder drei Mitbrüder vertraten die Provinz beim feierlichen Akt der Segnung des Grundsteins, während die Ordensleitung der Kapuzinerprovinz gute Miene zum ungeduldigen Spiel des Deutschmeisters machte und nachträglich das vorangetriebene Bauprojekt approbierte⁸¹. Die dem Grundstein beigegeführten Texte auf Pergament und auf einer Silberplatte sind in der Überlieferung aus Mergentheim⁸² und der Überlieferung der Kapuziner⁸³ trotz der bald einsetzenden Kriegswirren in Mergentheim bekannt geblieben, wobei nicht nur die Überlieferung der Mendikanten die unrichtige Aussage, daß der Würz-

burger Weihbischof die Zeremonien am Tag der Grundsteinlegung vorgenommen habe, fortan unkorrigiert weitergibt⁸⁴.

Unverzüglich nach der Grundsteinlegung durch den Seminarvorstand als kirchlichen Hauptzelebranten wurden in der Tauberstadt alle für den Bau notwendigen Anstalten getroffen und die Errichtung des Klosters und der Kirche mit gleicher Ungeduld vorangetrieben. Die von Stadion am 22. April 1628 genannte Bauzeit von etwa einem Jahr mußte nur um wenige Monate überschritten werden. Um dem Fest der feierlichen Weihe des Klosters und der Kirche einen im Frankenland würdigen Rahmen zu geben, lud Stadion nach Absprache mit den Kapuzinern⁸⁵ bei einem Besuch in Würzburg mündlich und am 16. September 1629 auch schriftlich⁸⁶ den Ortsbischof Ehrenberg und den Fürstbischof Johann Georg II. Fuchs von Dornheim (1623–1633)⁸⁷ aus Bamberg, am 11. September⁸⁸ den fränkischen Landkomtur Gebhardt von Nenningen (1627–1633)⁸⁹ – im Falle seiner Verhinderung den Ellinger Hauskomtur Philipp Freiherr von Gravenegg⁹⁰ –, auch die Komture von Heilbronn, Donauwörth, Virnsberg, ferner die Hauskomture von Horneck, Nürnberg, Ulm (Hanns Wolff von Partenheim) und Kapfenburg ein. Nur einen Tag später⁹¹ war das Konzept der Einladung auch an den in Mergentheim ebenfalls begüterten⁹² Abt des Zisterzienserklosters Schöntal⁹³, Sigismund Fichtel, entworfen; dieser datierte⁹⁴ fünf Tage später seine Zusage, daß er persönlich zur Weihe des Klosters und der Kirche am 23. September 1629⁹⁵ kommen werde. Während auch beide Fürstbischöfe der Mainbistümer ihre Teilnahme zusagten⁹⁶, der Würzburger Domdechant Veit Gottfried von Werdttau⁹⁷ und der dortige Weihbischof Wagenhauber⁹⁸ als bischöflicher Konsekrator persönlich teilnahmen, schickten der Landkomtur⁹⁹ aus seinem Ellinger Amtssitz¹⁰⁰ und der Donauwörther Komtur¹⁰¹, Adam Graf von Wolkenstein¹⁰², Entschuldigungsschreiben wegen Verhinderung. Die Feierlichkeiten wurden schon am 22. September mit der Benediktion der Kirchenglocken, des Meßkelches und der übrigen Kirchenornate durch den Abt Fichtel eingeleitet. Am Sonntag, den 23. September, folgte dann die Kirchenkonsekration durch den Würzburger Weihbischof unter Assistenz der übrigen Geistlichkeit der Tauberstadt und in Gegenwart der Gäste. Den ersten Gottesdienst in der neugeweihten Klosterkirche feierte der Zisterzienserabt¹⁰³. Die Auslagen für den Festakt und die Ornate des Gotteshauses bestritt die Rentamtskasse des Deutschmeistertums¹⁰⁴. Bereits am 6. August 1721 war dem Mergentheimer Hofrat und Archivar des dortigen Ordensarchives¹⁰⁵, Franz Simon Molitor¹⁰⁶, unbekannt, in welcher Anzahl die ersten Bewohner der neuen Niederlassung ihre fertiggestellte Bleibe bezogen. Diese unvollkommene Überlieferung brachte der Kenner Mergentheimer Archivalien mit der Tatsache zusammen, daß dieses erste Kloster nur kurz bestehen sollte.

Neben dem Kloster ließ sich Stadion mit Zustimmung der Mönche und der Generalkapitulare des Deutschen Ordens vom 12. Februar 1631 unter Ausschluß jeglicher anderer Personen eine Privatwohnung einrichten, die durch

einen hölzernen Gang mit dem Schloß verbunden war¹⁰⁷. Die Freude des Stifters über seine Neugründung außerhalb der schützenden Stadtmauern dauerte jedoch nicht lange, denn am Anfang August 1631¹⁰⁸ mußte Stadion in kaiserlicher Mission¹⁰⁹ nach Frankfurt am Main reisen, von wo er vor dem Oktober 1634 nicht mehr zurückkommen sollte¹¹⁰. In die Nachricht, das von ihm gebaute Kloster könnte der niederländischen Provinz zugeteilt werden, hatte sich Stadion schon mit einem energischen Schreiben an den Tiroler Provinzial vom 29. Januar 1630¹¹¹ eingeschaltet und darin deutlich gemacht, daß er für seine im katholischen Glauben zu befestigenden Untertanen nur Beichtväter, Prediger und Seelsorger sehen wolle, „*die der Hochteutschen Sprach wol erfahren*“ seien. Der Besorgnis des Ordensmeisters konnte der Provinzobere am 29. April 1631¹¹² mit der Bemerkung begegnen, daß im Kapuzinerorden die Provinzen nicht nach den Bistümern, sondern nach der Jurisdiktion der jeweiligen Landesherrn abgegrenzt würden, was die Territorialrechte des Deutschen Ordens also intakt lasse. Die ersten drei Guardiane des Mergentheimer Klosters¹¹³ stammten übrigens aus Innsbruck, so daß wir auch hier ersehen, daß die Kapuziner aus Tirol und Bayern hier dem Willen des deutschmeisterlichen Landesherrn entsprachen und mit ihm selbst gegen die eigenen Ordensmitglieder anderer Provinzen gleiche Sache machten.

Spätestens mit dem siegreichen Anrücken der Schweden nach Süddeutschland im Herbst 1631 wurden solche Besorgnisse angesichts der Gefahr für den kaiserlichen Parteigänger und katholischen Reichsfürsten Stadion verdrängt durch die existentielle Frage, was mit dem vor den Stadtmauern ungeschützt liegenden Kloster werde, wenn es als Hort und Pflegestätte des Katholizismus in die Hände der Gegner fallen würde. Schon am 13. Oktober 1631 hatten nämlich P. Guardian Michael und seine Mitbrüder das Mergentheimer Kloster verlassen¹¹⁴; der Befehl des Meisters an seinen mit Verteidigungsaufgaben betrauten Hauskomtur Hund von Lauterbach¹¹⁵ aus Frankfurt vom 14. Oktober¹¹⁶ kam schon zu spät, um noch die Mönche in der Stadt oder im Ordensschloß für die Zeit der Gefahr sicher unterzubringen. Das verlassene Kloster und seine Kirche wurden von den Schweden bei der Belagerung in Brand gesteckt; was die Kriegsfurie nicht besorgte, bewerkstelligten im Jahre 1632 Einwohner aus Mergentheim und zumal aus Edelfingen, die auch den letzten Stein noch entfernten. Der Statthalter des schwedischen Feldmarschalls Gustav Horn, dem Stadt und Amt Mergentheim zugeeignet wurden¹¹⁷, demolierte auch die dem Kloster unmittelbar benachbarte Privatwohnung Stadions, erhob den Grundstein samt Inhalt und verwendete Baumaterial des ruinierten Klosterareals für private Zwecke¹¹⁸.

Der Bau des zweiten Kapuzinerklosters in Mergentheim (1635–1637)

Das unerwartet rasche Ende des ersten Kapuzinerklosters im Deutschmeistertum konnte Stadion nicht entmutigen. Sofort nach der für die katholische

Sache siegreichen Schlacht von Nördlingen (6. September 1634), an welcher der Hochmeister direkt beteiligt war¹¹⁹, ging er trotz Leere in den „Staatskassen“ und Verwüstung des Ordensterritoriums neben anderen Aufgaben auch daran, ein zweites Kloster samt Kirche den Söhnen des Poverello von Assisi zu errichten, um so die Minderbrüder seinem Ordensgebiet zu erhalten. Der inzwischen zum Provinzial bestellte P. Remigius meldete am 28. Februar 1635¹²⁰ dem Fürsten, daß er einen guten Prediger und einen Sozus nach Mergentheim entsandt habe, deren Unterbringung bei Hof Stadion am 7. April genehmigte, um es den Mönchen dann am 2. Mai freizustellen, ob sie in der Stadt oder im Schloß unterdessen eine vorläufige Bleibe beziehen wollten¹²¹. Hatte Stadion schon am 15. März 1635¹²² zumal die als Demolierer tätigen Edelfinger zu besonderen Robotleistungen verpflichtet, so präzisierte er am 2. Mai in einem am 26. Mai 1635 in Mergentheim publizierten Dekret¹²³ – unter Androhung von Strafen – seinen Willen des weiteren dahin, daß alle jene Personen, die sich bei der völligen Zerstörung des Klosters durch Materialien bereichert hätten, zur völligen Restitution verpflichtet seien. Das fürstliche Schriftstück erbrachte allerdings nur einen Teilerfolg¹²⁴, so daß nach persönlicher Ankunft des Hochmeisters in der Tauberstadt bei den Säumigen mit einem zweiten Dekret am 20. Dezember¹²⁵ in schärferer Gangart nachgestoßen wurde. Bei den davon betroffenen Bürgern wurde inquiriert, was dazu führte, daß teils freiwillig, teils durch diese Inquisition die noch fehlenden brauchbaren Baumaterialien restituiert wurden¹²⁶. Zwischen beiden Dekreten der deutschmeisterischen Ordensregierung war am Fest der Kreuzauffindung (3. Mai 1635) nach einem Engelamt in der Stadtpfarrkirche und einer Prozession der Bürgerschaft zur Klosterruine nach Kapuzinerbrauch mit dem Errichten eines – diesmal höheren – Eichenkreuzes, einer Predigt des P. Isidor zu einem Text aus dem vierten Kapitel des ersten Makkabäerbuches, der Segnung durch einen eigens gekommenen Guardian und einer Feldmesse desselben am Platz des ersten Konventes das Startzeichen zum Bau des zweiten Klosters gegeben worden¹²⁷. Nach dem von Musik umrahmten Gottesdienst und der Segnung des Volkes durch den Zelebranten mittels eines mitgenommenen Silberkreuzes aus der Pfarrkirche, begaben sich alle Teilnehmer, das Te Deum singend, wieder zurück in die Kirche des Täufers, wo bei schönem Wetter der kirchliche Akt beschlossen werden konnte. Im Juli 1635 bezogen die vom Salzburger Provinzkapitel für Mergentheim ausersehenen drei Patres und ein Laienbruder jene ihnen schon vor dem ersten Klosterbau zur Verfügung gestellte Interimswohnung bei der Pfarrkirche abermals, die der derzeitige Wohnungsinhaber Lorenz Gurr den Mendikanten am 4. Mai angeboten hatte¹²⁸. Im Sommer des folgenden Jahres (1636) konnte das neue Klosterdach bereits fertiggestellt werden; die restlichen Restaurierungsarbeiten gingen ebenfalls zügig voran, so daß Stadion am 10. Oktober 1637¹²⁹ den Ortsbischof Franz von Hatzfeld (1631–1642) um die Vornahme der Weihe durch seinen Weihbischof am Dienstag, den 20. Oktober 1637¹³⁰, bitten konnte. Der in Personalunion beide

Mainbistümer Würzburg und Bamberg besitzende Fürstbischof reagierte am 12. Oktober 1637¹³¹ mit Rücksicht auf unaufschiebbare Staatsgeschäfte in Bamberg ablehnend, beauftragte aber seinen Weihbischof Zacharias Stumpf¹³² als seinen Vertreter und bischöflichen Konsekrator¹³³. Für den im Fundament wieder restaurierten Hochaltar hatte Stadion schon früher durch seinen Kanzler Soll für eine zweite Silberplatte und eine Inschrift den Text erarbeiten lassen; Platte und Pergament wurden abermals dem Grundstein eingefügt¹³⁴. Der für die Weihe der Klosterkirche zu Ehren der Hl. Elisabeth von Thüringen – Patronin des Deutschen Ordens¹³⁵ und Terziarin des Armen von Assisi – bestimmte Termin des 20. Oktober 1637¹³⁶ durch Zacharias Stumpf wurde eingehalten; wohl wegen des Werktages waren nur Stadion und einige Ordensritter von seiten des Deutschen Ordens und die Begleitung des konsekrierenden Weihbischofs zugegen, der Stadion ein Geldgeschenk von 66 Gulden¹³⁷ überreichen ließ. – Ohne die Frondienste oder freiwilligen Dienstleistungen der Ordensuntertanen kostete der etwa zweijährige Wiederaufbau des 1631/32 völlig vernichteten Klosters samt Kirche nach Aussagen der Quellen¹³⁸ 12.917 Gulden, 23 ½ Kreuzer für die Handwerksarbeiten, wozu weitere Ausgaben in Höhe von 1902 fl 34 ½ Kreuzer 1637/38 folgten¹³⁹. Dem neuen Guardian des zweiten Konventes, P. Theodor aus München¹⁴⁰, gestattete der für die Seelsorgsaufgaben zuständige Bischöfliche Geistliche Rat in Würzburg am 5. Mai 1638¹⁴¹, in allen Kirchen des Meistertums innerhalb des Bistums mit Erlaubnis des jeweiligen Ortpfarrers zu predigen und Beicht zu hören; diese erteilte geistliche Jurisdiktionsvollmacht konnte auch auf alle im Konvent wohnenden, einer Beschränkung durch geistliche Strafen nicht verfallenden Konventspriester ausgedehnt werden.

Von diesen Rechten der Predigt an Sonn- und Festtagen auf der Mergentheimer Pfarrkanzel und auch anderswo neben den strengen Verpflichtungen der Mönche zum Chorgebet¹⁴² für ihre Wohltäter sollten die Bettelmönche zum geistlichen Wohl fortan bis in die Zeit des jüngsten Sohnes der Kaiserin Maria Theresia als Hoch- und Deutschmeister¹⁴³ ausgiebig Gebrauch machen. Nach Aussage des Mergentheimer Archivars Anton Breitenbach (des Jüngeren)¹⁴⁴ und früherer Quellen¹⁴⁵ haben die herbeigeholten und angesiedelten Kapuziner zur Zufriedenheit des Stifters und zur religiösen Erbauung der Ordensuntertanen ihr seelsorgliches Können in der homiletischen und pastoralen Belehrung und ihre Kunst der Seelenführung durchaus erwiesen.

Auf kaiserliche Anweisung hin mußte Stadion im hohen Alter von 74 Jahren zur Armee des Reichsoberhauptes ziehen¹⁴⁶. Den harten Strapazen des Feldzuges war der Meister jedoch nicht mehr gewachsen. In Ammern, einem Dorf bei Mühlhausen in Thüringen, beschloß er am 21. November 1641 sein Leben. Sein entseelter Leichnam wurde am 5. Dezember 1641¹⁴⁷ nach Mergentheim gebracht und in der Ritterkapelle der Residenz vorerst aufgebahrt. Nach feierlichem Zeremoniell wurde der Stifter des Kapuzinerklosters am 25. Februar 1642¹⁴⁸ in der noch zu Lebzeiten Stadions errichteten Gruft der dortigen

Konventskirche beerdigt. Am Eingang der Kirche an der Seitenmauer der von Stadion gleichfalls gebauten Maria-Hilf-Kapelle gegenüber fand der Hochmeister dann vereinbarungsgemäß seine letzte irdische Ruhestätte.

Eine den Deutschen Orden förmlich für alle Zukunft verpflichtende Stiftung waren alle Maßnahmen Stadions zugunsten der Bettelmönche jedoch nicht¹⁴⁹. Die neben dem Guardian weitere zwölf Ordensmitglieder umfassende Klosterkommunität¹⁵⁰ erhielt aber aus den Mitteln der Mergentheimer Trapponei¹⁵¹ als Vergütung für ihre Seelsorgsdienste notwendige Lebensmitteldazuwendungen an Brot, Wein, Fisch und Fleisch. Andere Lebensmittel wie Salz, Schmalz, Küchenöl oder dergleichen mußten ihre Almosengänge im Ordensgebiet erbringen. Für die Erhaltung des Kloster- und Kirchengebäudes blieb wegen des Armutsstatus der Kapuziner der Deutsche Orden voll zuständig; die für finanzielle Belange seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eigens zuständige Hofkammer¹⁵² blieb verantwortlich für die Instandhaltung des Gebäudekomplexes. 20 Klafter Holz gab das Forstamt der Ordensregierung, weitere Holzabgaben leisteten die Stadt und die umliegenden, von den Mönchen mitpastorierten Ordensdörfer. An den Ordensfesten des Hl. Antonius von Padua (13. Juni), dem Portiunkulafest (2. August) und dem Fest des Ordensstifters (4. Oktober) erhielten die Mönche in der Folgezeit auf eigenes Ansuchen Fleisch- (an Fasttagen: Fisch-) -speisen und Wein aus der Hofküche. Die Kirchenwäsche besorgte das Mergentheimer Hospital mit, die Wäsche des Klosterrefektoriums übernahm die Zimmerwartereie des Schloßbezirkes, was im 18. Jahrhundert eigens geregelt wurde¹⁵³. Dieses zweite Kapuzinerkloster hatte in der Folge keinen weiteren totalen Ruin zu bestehen und blieb – von notwendigen Restaurierungsarbeiten abgesehen¹⁵⁴ – für alle folgenden Jahre bis zum Ende des Ordens in der Tauberstadt auch in politisch kritischen Zeiten¹⁵⁵ bestehen und ein Hort regularen Lebens an der Zentrale des Deutschen Ordens.

Die Errichtung einer Kapuzinerniederlassung in Neckarsulm (1638-1663/64)

Kaum war der zweite Kapuzinerkonvent in Mergentheim wieder von Mendikanten bezogen, ging Stadion als Landesherr in der kritischen Phase nach der schwedischen Besetzung des Meistertums¹⁵⁶ dazu über, auch im Neckargebiet¹⁵⁷ durch Entsendung des Mergentheimer Guardians, des P. Theodor aus München, und eines begleitenden Ordensbruders in den seelsorglichen Belangen zu Neckarsulm nach dem Rechten sehen und sorgen zu lassen. In der Fastenzeit des Jahres 1638 bis zum Osterdienstag (6. April), an dem der Mergentheimer Hausobere seine Abschiedspredigt hielt, erzielte P. Theodor zusammen mit seinem Begleiter durch seine Predigtstätigkeit, die Feier der Gottesdienste und das Vorbild ihres regularen Lebens bei den Einwohnern des Deutschordens-Gerichtsbezirkes Neckarsulm ein derart positives Echo, daß „*Schulthaiß, Burgermeister Und Gericht samt ganzer Gemaindt daselbst*“ dem Deutschmeister

nicht nur für die Entsendung beider Ordensleute eigens dankten, sondern sich ihm gegenüber erbötig machten, im Falle des weiteren Verbleibens des P. Guardians oder der Entsendung eines anderen Ordensmannes für das leibliche Wohl der Mönche aufzukommen¹⁵⁸. Diese Reaktion der Ordensuntertanen im Neckarraum brachte Stadion zusammen mit einem Begleitschreiben¹⁵⁹ dem Provinzial P. Dominik aus Passau zur Kenntnis und ersuchte ihn, dem Verlangen der Menschen nach Möglichkeit zu entsprechen. Dem Ersuchen des Fürsten Stadion wurde durch den süddeutschen Provinzial mit der Entsendung einiger Mönche¹⁶⁰ auch prompt entsprochen, so daß unverzüglich in Neckarsulm ein dem förmlichen Kloster ordensrechtlich vorausgehendes „Hospiz“ errichtet werden konnte¹⁶¹.

Die rasche Gründung eines Hospizes in Neckarsulm – neben Schlanders im südtirolischen Vintschgau¹⁶² – mit P. Hugolin von Friedberg¹⁶³ als erstem Superior rief unverzüglich den Widerspruch der rheinischen Kapuziner¹⁶⁴ hervor, die seit 1635 im benachbarten Wimpfen angesiedelt waren und dort bis 1641/50 wirkten¹⁶⁵. Die Besorgnis, die zu geringe Nachbarschaft zwischen Wimpfen und Neckarsulm in einem konfessionell dazu noch gemischten Gebiet werde die Sammelergebnisse der für den Lebensunterhalt notwendigen Almosen entscheidend beeinträchtigen, veranlaßte den Kölner Provinzial P. Bernhard, die gesamte Angelegenheit dem Ordensgeneral mit dem Bemerken vorzutragen, daß er in Wimpfen von dessen römischen Amtsvorgänger eigens dazu ermächtigt sei, er also folglich gegenüber den Süddeutschen „*in Possesso*“ gelten müsse. Dem bayerischen Provinzial P. Dominik gab der Generalminister in einem Schreiben vom 15. Oktober 1638 aus Paris auf diese rheinische Intervention hin mit dem Bemerken, „*was NeckersUlm anbelangt, weil es in ewer Provinz und Frankenland das eüerste, wie auch bey Wimpffen nachtet gelegenes ortt ist*“, die Anweisung, daß ein Konvent nicht errichtet werden dürfe und die Brüder ehestens von dort wieder abzurufen seien¹⁶⁶. Die vom Kölner Provinzial dem P. Dominik mitgeteilte Anordnung des Generals¹⁶⁷ kam noch im Herbst dem Deutschmeister und dem Würzburger Ortsbischof zu Ohren und löste bei beiden sofortige Gegenmaßnahmen aus: In zwei Schreiben vom 24. November 1638¹⁶⁸ an den Provinzial und vom 29. November 1638¹⁶⁹ an P. Remigius und in einem weiteren Schreiben an den Hornecker Komtur Augustin Oswald von Lichtenstein¹⁷⁰ pochte Stadion – in einem weiteren Schreiben vom 31. Januar 1639¹⁷¹ sich gegenüber falschen Informationen des rheinischen Oberen nach Rom zur Wehr setzend – unmißverständlich auf seine Rechte als Territorialherr und machte deutlich, daß er nur Mitglieder der Tiroler Provinz zu Neckarsulm und in den übrigen Gebieten des Deutschmeistertums dulden werde¹⁷². Die scharfe Reaktion Stadions wurde vom bayerischen Provinzial durchaus geteilt; er und die übrigen Provinzangehörigen baten den Deutschmeister sogar darum, diesen Brief ins Lateinische zu übertragen, um ihn nach Siegelung und Unterzeichnung durch den Fürsten nach Rom absenden zu können¹⁷³ – was Stadion unverzüglich bewerkstelligte¹⁷⁴. Die von P. Remigius ohnehin nur als höchst

gering erachtete Möglichkeit der rheinischen Kapuziner, in Wimpfen bleibend Fuß zu fassen¹⁷⁵, wurde nach der Reaktion Stadions erst recht offenbar, als der Würzburger Ortsbischof Hatzfeld P. Dominik am 22. Dezember 1638¹⁷⁶ mit der gleichen Entschiedenheit wie der Deutschmeister und dem kirchenrechtlich-theologischen Argument, als Ortsoberhirte im Bistum nur die bisher seelsorglich bewährten Mitglieder der tirolisch-bayerischen Kapuzinerprovinz zuzulassen, die mit Mergentheim übereinstimmende Auffassung als Definitivsentenz übermittelte.

Die Intervention beider Fürsten zugunsten der süddeutschen Kapuziner veranlaßten den Ordensgeneral¹⁷⁷ am 7. März 1639¹⁷⁸ dazu, den Mönchen einstweilen in Neckarsulm den Verbleib in der Missionstation bis zu einer Visitation der Provinz zu gestatten. Während die rheinischen Kapuziner auf Rat der Generalkurie und infolge von Neckereien der Protestanten 1641 Wimpfen verließen – ein Zustand, der 1650 definitiv wurde nach Bemühungen des Kölner Provinzials, in Wimpfen nochmals Fuß zu fassen¹⁷⁹ –, verblieben die süddeutschen Kapuziner weiterhin in Neckarsulm und konnten die Herzen der Ordensuntertanen für sich gewinnen. Sie vertauschten allerdings nach einer Erkundigungsmission des Mergentheimer Seminardirektors Sigmund Weiß im Jahre 1639¹⁸⁰ ihre vorläufige Wohnung im für ihre Gesundheit schädlichen Frühmesserhaus, bezogen 1640 den steinernen Stock des dortigen Ordensschlosses¹⁸¹ und zehn Jahre später (1650) das Schulhaus bei der Pfarrkirche¹⁸². Dem Gerücht, daß auf dem Generalkapitel der Kapuziner im Jahre 1643 die Entscheidung anstehe, ob Wimpfen oder Neckarsulm bestehen bleibe, beugten die Neckarsulmer mit einem Schreiben vom 23. Oktober 1642¹⁸³ vor, indem sie die Deutschordensregierung in Mergentheim baten, ihnen beim Verbleib der Mönche in ihrer Stadt wegen ihres Lebenswandels und des geistlichen Trostes, den sie ihnen spendeten, behilflich sein zu wollen. Sie baten die Regierung, bei den geeigneten Stellen der Mönche zu intervenieren, daß am Bleiben der Mönche zu Neckarsulm nichts geändert werde, und versprachen abermals, für die Ernährung der Mendikanten aufkommen zu wollen. Aus Mergentheim kam daraufhin dem Neckarsulmer Amtsmann schon bald die Antwort vom 8. November 1642¹⁸⁴ zu, daß das städtische Bittschreiben dem Mergentheimer Guardian mit dem Ersuchen übermittelt worden sei, es seinem Provinzoberen zuzuleiten. P. Anselm aus der Tauberstadt hat dies denn auch getan, wie im Provinzarchiv der bayerischen Kapuziner bis heute nachgeprüft werden kann¹⁸⁵. Wegen der Kriegsereignisse im letzten Jahrzehnt des langen Waffenganges, in welcher Phase sich die Kapuziner 1645 zu Neckarsulm¹⁸⁶ und 1647¹⁸⁷ zu Mergentheim als wahre Helfer der bedrängten Bevölkerung vor der Soldateska erwiesen, war an eine für das Neckarsulmer Hospiz entscheidende Generalvisitation gar nicht zu denken. Die Entscheidung des Generalministers P. Fortunat von Caderon im Zusammenhang mit seiner Visitation im Jahre 1653 erbrachte auf dem zu Augsburg im Oktober 1653 zelebrierten Provinzkapitel die auch für das Neckarsulmer Hospiz entscheidende Bestimmung,

alle jene Hospize aufzulassen, für welche keine begründete Aussicht bestand, sie in förmliche Ordenskonvente umzuwandeln¹⁸⁸. Die Nachricht von diesem Kapitelbeschuß veranlaßte die Neckarsulmer ein drittes Mal, die Ordensregierung und über sie den Hochmeister zu bitten, ihnen beim Bau eines Klosters der Bettelmönche behilflich zu sein¹⁸⁹. Die Kapuziner hatten nämlich durchblicken lassen, daß sie das Schulhaus verlassen würden, weil es ihnen für ihre vorgeschriebenen geistlichen Übungen nicht mehr länger als ausreichende Unterkunft dienen könne. Als auf diese Bitte Erzherzog Leopold Wilhelm als Hoch- und Deutschmeister (1641–1662) noch nicht reagierte, stießen die Bewohner Neckarsulms abermals im Frühjahr 1655¹⁹⁰ direkt beim Habsburger vor und begründeten ihre Petition nach dem Verbleib der Mönche mit religiösen Motiven; daraufhin reagierte der Erzherzog mit einem Schreiben an seine Mergentheimer Regierung vom 3. April 1655¹⁹¹, in welchem er die bisherige Untätigkeit seiner Person in dieser Angelegenheit mit dem Hinweis auf die fehlenden Mittel für den Klosterbau rechtfertigte. Dem seelsorglichen Anliegen seiner Untertanen wollte er aber nicht im Wege stehen und forderte daher von seiner Behörde in der Tauberstadt ein Gutachten an, mit welchem Baumaterial und mit welcher Geldsumme das Projekt vorerst verfolgt werden könne. Zu Mergentheim und Neckarsulm wurden vom April bis Juni 1655¹⁹² diesbezügliche Beratungen gepflogen und Kostenvoranschläge gemacht. Die Neckarsulmer erboten sich – wegen fehlender Geldmittel – zu persönlichen Dienstleistungen. In einer Phase des Meistertums, da auch für andere Belange sparsam mit den Mitteln in der Nachkriegsepoche umgegangen werden mußte¹⁹², genehmigte der Habsburger am 11. Dezember 1655¹⁹³ zum Neckarsulmer Klosterbau 150 Eichenstämme aus Ordenswaldungen und Steine für den Bau und die Kalkgewinnung von dem oberhalb der Stadt gelegenen, im Bauernkrieg 1525 zerstörten Ordensschloß Scheuerberg¹⁹⁴. Bereits im September 1655¹⁹⁵ hatten vier Kapuzinerpatres den Platz für den Bau des Klosters vor dem oberen Tor zur Linken an der Straße nach Heilbronn begutachtet; mit vier verschiedenen Besitzern des Grundbesitzes konnten dann die Ablösevereinbarungen rasch getroffen werden. Das auf etwa 10000 fl. projektierte Kloster sollte mit einem Unter- und einem Obergeschoß¹⁹⁶ ordensüblich ausgestattet sein. Für die Materialhilfe aus den Waldungen und für die Steine vom Scheuerberg bedankten sich die Mendikanten und baten zusätzlich um einen Geldbeitrag durch den Orden; in Gegenwart des Hochmeisters beschloß daher der Mergentheimer Hofrat am Samstag, den 10. Juni 1656, von den Geldern des Ordensstatthalters August Adolph von Trandorf (1655–1656)¹⁹⁷ 2000 Reichstaler¹⁹⁸ (= 3000 Gulden) für den Klosterbau beizusteuern. Die Auszahlung dieser Gelder konnte jedoch noch nicht sofort erfolgen, wie Schriftstücke der Jahre 1657 und 1660¹⁹⁹ bezeugen. Der den Kapuzinern wohlgesonnene Nachfolger Trandorfs als Mergentheimer Statthalter, Augustin Oswald von Liechtenstein (1656–1662)²⁰⁰, der bei den Mergentheimer Kapuzinern seine letzte Ruhestätte finden sollte²⁰¹, konnte, trotz schon 1657 gemachter Vorschläge²⁰², den

wirklichen Bau durch die Flüssigmachung der Trandorfschen Kapitalien bis 1660 ebenfalls nicht vorantreiben. Erst 1660 konferierten Lichtenstein und der Provinzial P. Anaklet²⁰³ wegen des Baubeginnes, der mit Rücksicht auf das nächste Provinzkapitel und die Anwesenheit genügender Patres beim Stecken des Kreuzes auf die Zeit nach dem Osterfest des Jahres 1661 festgesetzt wurde²⁰⁴. Den vom Provinzial P. Anaklet am 11. Januar 1661²⁰⁵ gewünschten Konsens des Ortsbischofs von Würzburg, Johann Philipp von Schönborn (1642–1673), zur Vornahme des nun fix geplanten Klosterbaues erwirkte die dafür am 2. März 1661²⁰⁶ vom Hochmeister beauftragte Ordensregierung unter Lichtenstein sehr schnell in der Bischofsstadt. Unter dem Datum des 19. März ging das Bittschreiben nach Würzburg ab; elf Tage später genehmigten die dafür zuständigen Geistlichen Räte der Diözese nach Zustimmung des Ortsordinarius und Mainzer Kurfürsten (1647–1673) den Beginn des wirklichen Klosterbaues zu Neckarsulm²⁰⁷. Von dieser schnellen Reaktion der bischöflichen Behörde machte Lichtenstein am 5. April 1661²⁰⁸ sofort mittels Kopie des Würzburger Bescheids auch Meldung an das Kapuzinerprovinzialat. Der auf dem 47. Provinzkapitel 1661 zu Augsburg zum Provinzial gewählte Obere, der erste Superior des Neckarsulmer Kapuzinerhospizes, P. Hugolin von Friedberg²⁰⁹, teilte am 2. Juni 1661²¹⁰ an Lichtenstein den Beschluß der Provinzversammlung mit, am 2. Juli des gleichen Jahres das Kreuz zu errichten und den Start zum Baubeginn damit zu geben. Einen Tag später²¹¹ traf die hochmeisterliche Genehmigung zum Baubeginn ein. Planmäßig erfolgte am Fest der Heimsuchung Mariens (2. Juli) die Steckung des Kreuzes und die Grundsteinlegung des Klosters durch Abt Alberich von Eberbach in Gegenwart Lichtensteins, zahlreicher Gläubiger, ja sogar evangelischer Christen aus dem benachbarten Heilbronn, die den Bürgern von Neckarsulm und den Mönchen manche Unterstützung hatten zukommen lassen²¹². Festprediger des freudigen Ereignisses war P. Theodor, der 1638 durch sein seelsorgliches Arbeiten den Anstoß zur zweiten Kapuzinerniederlassung im Meistertum gegeben hatte²¹³. Der Ordensstatthalter hatte für den Baubeginn des Klosters zu Ehren der Gottesmutter und des hl. Antonius von Padua inzwischen 1000 Reichstaler aus einem anderen Kapitalstock vorgeschossen, was der Habsburger nachträglich am 30. Juli 1661²¹⁴ mit dem Bemerkten approbieren konnte, daß die noch fehlende Summe von weiteren 1000 Reichstalern nur aus den Trandorf'schen Kapitalien genommen werden durfte. Leopold Wilhelm erklärte sich ferner bereit, für den Hochaltar der Neckarsulmer Klosterkirche in Wien durch den Hofmaler von Hoy ein Marienbild malen zu lassen, dessen Transport im Herbst 1663 über die Nürnberger Deutschordenskommande bewerkstelligt werden sollte²¹⁵. Am 29. Juli 1662²¹⁶ genehmigte der Erzherzog die Auszahlung der noch fehlenden Geldsumme aus den Einkünften des Deutschmeistertums und verlangte von seiner Regierung Auskunft über die unter Stadion den Mergentheimer Kapuzinern gewährten wöchentlichen Almosen, um sich seinerseits wegen der Neckarsulmer Mendikanten festlegen zu können. Am Fest Mariä Himmelfahrt

(15. August) 1662 war die Antwort Lichtensteins und der übrigen Mitglieder der Ordensregierung zu Papier gebracht und die Bitte Lichtensteins an den Habsburger formuliert, wie in der Residenz an der Tauber auch zu Neckarsulm eine gleiche Almosenstiftung zu genehmigen. Im gleichen Brief nach Wien berichtete der Ordensritter, daß das Kloster inzwischen sein Dach erhalten habe und das Fundament für die Kirche und deren Nebenskapelle noch im Sommer gelegt werde²¹⁷. Etwa einen Monat vor seinem Tod am 20. November 1662²¹⁸ genehmigte der Hochmeister mit Schreiben vom 21. Oktober 1662 aus Wien²¹⁹ dem mit höchstens 12 Ordensleuten zu besetzenden Konvent nur jene Lebensmittel aus den Neckarsulmer Amtseinkünften durch den Amtmann, welche durch die von den Ordenssatzungen vorgeschriebenen Almosensammlungen nicht herbeigeschafft werden konnten. Auf die Vorstellung Lichtensteins, die Sammlungen würden wegen protestantischer Anrainer nur gering ausfallen, kam nur eine negative Auskunft an Lichtenstein durch das Sekretariat des Erzherzogs²²⁰. Demnach wurde also auch für Neckarsulm keine förmliche Almosenstiftung durch den Orden, die mit dem Mendikantenstatus der Kapuziner schwer vereinbar gewesen wäre, errichtet²²¹. Beim Bau des Klosters halfen aber die Bewohner des Städtchens Neckarsulm tatkräftig durch kostenlose Fuhren der Steine für den Bau mit und unterstützten gemäß einer Mitteilung des dortigen Amtsmannes vom 20. November 1662²²² auch sonst den Fortgang des Klosterbaues.

Der Dank des Provinzials P. Hugolin vom 25. November 1662 aus Neckarsulm an den Habsburger²²³ für sämtliche Hilfen durch den Deutschen Orden erreichte Leopold Wilhelm nicht mehr unter den Lebenden. Ebenso erlebte der für den Konvent noch initiativ gewordene Ordensstatthalter Lichtenstein infolge seines Todes am 9. Juni 1663²²⁴ nicht mehr den Bezug des Klosters in der zweiten Hälfte des Jahres 1663²²⁵. Aus dem Testament des Ordensritters aber erhielten die Mönche den Betrag von 500 Gulden für ihr Neckarsulmer Kloster²²⁶. Die Konsekration der erst 1664 fertiggestellten Klosterkirche, welcher nach einem Schreiben vom 13. August 1664²²⁷ der Hochmeister Johann Caspar von Ampringen (1664–1684) anlässlich eines Kuraufenthaltes im Neckargebiet beiwohnen wollte, konnte wie vorgesehen noch am letzten Augusttag 1664²²⁸ durch den Würzburger Weihbischof Johann Melchior Söllner²²⁹ zu Ehren des Ordensstifters Franziskus erfolgen.

Zur Bedeutung beider Klöster für das Deutschmeistertum

Will man im Überblick²³⁰ das Verhältnis zwischen dem Deutschen Orden und den herbeigeholten Kapuzinern im Ordensgebiet an Tauber und Neckar darstellen und im Zusammenhang würdigen, so bieten sich dafür die beiden Begriffe der Hilfe und Gegenhilfe zum Verständnis passend an. Die seelsorglichen Bedürfnisse auf den geistlichen Pfründen des Meistertums²³¹, die Festigung der Ordensuntertanen im katholischen Glauben seit den politisch und

pastoral kritischen Phasen des langen Krieges und danach führten die Hochmeister und noch mehr die unmittelbar davon berührte Ordensregierung zur Erkenntnis, daß die Mithilfe der Mönche bei der Spendung des Bußsakramentes, ihre Kanzeltätigkeit und die Form ihrer Seelenführung für das Wohl der Bewohner des Ordensgebietes unerläßlich sei. Die rechtlich-formalen und baulichen Voraussetzungen für beide Niederlassungen schufen die jeweiligen Meister und die in der Ordensregierung den Mendikanten durchaus wohlgesinnten Mitglieder der Mergentheimer Zentralregierung²³², die übrigens teilweise in nähere Beziehung zum seraphischen Orden traten²³³. Die Verwurzelung der Mönche in den Herzen der von ihnen pastorierten Deutschordensuntertanen gelang schnell und in Neckarsulm zumal rascher und unproblematischer als nach 1634 in der Ordensresidenz. Die Beziehung des Ordensoberhauptes zu den mit ihm auf der geistlichen Fürstenbank im Reichs- oder Fränkischen Kreistag sitzenden Inhabern der Mainbistümer, die von seiten des bischöflichen Ordinariates zu Würzburg anstandslos gewährten Vergünstigungen der Predigterlaubnis auf allen Kanzeln des Bistums und der raschen Zustimmung zum Beginn der Klosterbauten dokumentieren, daß sowohl die benachbarten Landesherrn als auch die Behörden des Ortsbischofs für die Vornahme geistlicher Jurisdiktionsakte gut harmonierten. Angesichts dieser wohlwollenden Förderung durch den weltlichen Landesherrn und den geistlichen Oberhirten waren somit keine Schwierigkeiten zur Ansiedlung der Mendikanten gegeben. Der psychologische Rückhalt der Kapuziner im Volk erklärt sich zu einem gewissen Teil aus der mit irdischen Gütern nicht gesegneten Gegend an Tauber und Neckar. Das lebendige Beispiel der Religiösen tat schließlich das Seine, daß die arme Bevölkerung in den Patres und sammelnden Laienbrüdern gerne geistliche Menschen sahen, mit welchen sie anstandslos auch das Wenige, was sie besaß, noch teilen wollte. Aus den Quellen in Ludwigsburg²³⁴ und Wien²³⁵ sind – von dem Widerwillen des Mergentheimer Ordensstatthalters Georg Wilhelm von Elkershausen gen. Klüppel gegenüber den Mendikanten in den Jahren 1646 bis 1650 abgesehen²³⁶ – keine tiefgreifenden Differenzen²³⁷ oder bleibenden Dissonanzen bekannt geworden. Angesichts der gebrachten Zeugnisse wäre dies auch sehr zu verwundern und noch schwieriger zu erklären. Vom Deutschen Orden zur Mithilfe in der Pastoration der Untertanen gerufen und nach Maßgabe der finanziellen und formellen Möglichkeiten gefördert, unterstützt durch zusätzliche milde Gaben für ihren Lebensunterhalt²³⁸ und die Bedürfnisse des religiösen Kultus²³⁹ sind die 1525 gegründeten²⁴⁰ Kapuziner mit ihren beiden Niederlassungen zu Mergentheim und Neckarsulm seit dem 17. Jahrhundert ein für die Geschichte des dortigen Ordensgebietes – zumal im religiösen Bereich – nicht zu übersehender Faktor geworden.

Die beiden bis 1668 zur tirolisch-bayerischen Provinz²⁴¹, dann von 1668 bis 1711 zur bayerischen Provinz²⁴², danach schließlich zur fränkischen Kapuzinerprovinz gehörigen Klöster²⁴³ waren dabei gar nicht die einzigen Konvente der

Mendikanten, die im Einzugsbereich des Meistertums und der mit ihm ordensrechtlich aufs engste verzahnten fränkischen Ordensballei²⁴⁴ lagen. Sie waren aber jene beiden Häuser, die ganz der Eigeninitiative der Ordensmeister und der Ordensuntertanen ihre wirkliche Errichtung verdankten. Während mit den übrigen Kapuzinerklöstern südlich des Mains und östlich des Rheinverlaufs zwischen Mainz und Straßburg bis in die Gegend von Nürnberg nur sporadische Kontakte von beiden Seiten der Orden gepflogen wurden, war im Falle Mergentheims und Neckarsulms die gegenseitige Verwiesenheit ein bleibender Zustand bis ins erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, da der Deutsche Orden in allen Staaten des Rheinbundes aufgehoben wurde und somit jener reichsständische Schutzfaktor entfiel, der bislang beide Klöster in allen Veränderungen erhalten hatte. Im folgenden soll dies anhand einiger sporadischer Kontakte zu jenen Klöstern des Kapuzinerordens kurz aufgezeigt werden, die neben beiden Ordenshäusern im Deutschmeistertum in der Zeit zwischen Dreißigjährigem Krieg und napoleonischer Veränderung geknüpft wurden:

In Dinkelsbühl²⁴⁵ bat schon bald nach dem Restitutionsedikt²⁴⁶ der für diesen Ordensbesitz zuständige fränkische Landkomtur²⁴⁷ um die Zelebration der hl. Messe im dortigen Ordenshaus²⁴⁸. Das Wohlwollen des Ordens blieb auch nach dem Einfall der Schweden in Franken den Mendikanten erhalten; *Juhnke*²⁴⁹ berichtet von ihnen, daß die im dortigen Konvent²⁵⁰ wohnenden Regularen unbeschadet ihres strengen Armutsgelübdes nichtsdestoweniger „die häufigen Karpfen und Hechte aus des Ordens Weihern wohl zu schätzen“ verstanden. Und wenn sie – wie im September 1736²⁵¹ – Mängel in der Wasserversorgung in ihrem Haus und dem Deutschen Haus konstatierten, wußten sie, daß ihre Petition bei dem ihnen gewogenen Hoch- und Deutschmeister Clemens August von Bayern (1732–1761)²⁵² nicht von vornherein aussichtslos war; der Wittelsbacher ließ nämlich ihre Bittschrift an den dafür zuständigen fränkischen Balleivorstand weitergehen²⁵³.

In der Deutschmeisterkommende Frankfurt-Sachsenhausen²⁵⁴ lasen die Kapuziner²⁵⁵ nach den Dominikanern eine Zeitlang die Frühmesse in der Kommendenkirche und erbaten vom Orden die Erlaubnis, dies auch fortan tun zu dürfen, um von den dafür gegebenen Almosen ihren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Bevor der Hochmeister der Petition entsprach, fragte er beim Kommendenverwalter Georg Adam Rosalino²⁵⁶ an, welche Bewandnis es mit dem Ansuchen der Kapuziner habe. Kammerrat Rosalino berichtete, „daß in Vorigen Zeiten, besonders in denen 1500 Jahren, denen damahls alda geweßenen Franciscanern, Dominicanern, und Carmeliten, wochentlich ahn fleisch, Brod, und Wein waß abgereicht worden“; in seinem Bericht vom 22. Juli 1734, schlug der Ordensverwalter vor, *denen PP. Capucinis des Jahrs 5. biß 6 Mltr. Korn und 1 Stoos Holtz mit dem onero*“ abzugeben, *daß wan ein oder anderer von aldaßigen geistlichen erkrankten solte, solche alßdan in aldasigen Kirchen Verrichtungen beyspringen sollen*. Der Wittelsbacher genehmigte nur die genannten Almosen als einmalige Spende, konnte sich aber nicht zu den Per-

sonalverpflichtungen der Mendikanten entschließen²⁵⁷. Als der Kommendenpfarrrer Konrad Stroh wenige Monate später im Dezember 1734²⁵⁸ starb, baten die Kapuziner, „*Ihnen die aldasige frühe meß anwiderumb gdgst zuüberlaßen*“, was der Hochmeister zur Begutachtung durch den Geistlichen Rat in Mergentheim²⁵⁹ weitersandte²⁶⁰. Tatsache ist, daß im 18. Jahrhundert mehrmals die Kapuziner die Frühmesse in Sachsenhausen übernommen haben²⁶¹.

Im deutschmeisterischen Kammerhaus zu Speyer war man 1664 über die Wahl Ampringens zum neuen Hoch- und Deutschmeister sehr erfreut. Der Speyerer Guardian P. Richard gratulierte nicht nur dem neuen Ordensoberhaupt zu der am 20. März 1664²⁶² in Mergentheim erfolgten Wahl und versprach als Geschenk die Feier von zehn Messämtern, er bat Ampringen auch mit Rücksicht auf die dort mit Zustimmung des Ordens gefeierten ordentlichen und außerordentlichen Gottesdienste und die Säumigkeit des Schaffners im Auszahlen der Jahresalmsen von 12 Reichstalern um die Gewährung der bisher erhaltenen milden Gaben. Aus dieser Quelle geht hervor, daß auch in diesem Kammerhaus des Meisters Kapuziner die von den Ordensstatuten geforderten Gottesdienste und Exequienmessen feiern konnten²⁶³.

Gleichzeitig mit seinem Bemühen um die Ansiedlung der Kapuziner in Mergentheim im Jahre 1628 hatte Stadion an Weihnachten desselben Jahres zwei Patres und einen Laienbruder aus dem Kapuzinerorden in Ermanglung eigener Ordenspriester, nachdem sich das Projekt, Jesuiten hierher zu schicken, zerschlagen hatte²⁶⁴, in die fränkische Komturei Nürnberg entsandt²⁶⁵. Diesen Maßnahmen zur Stärkung der katholischen Sache im Deutschen Haus als einem Hort des Katholizismus innerhalb der lutherischen Reichsstadt²⁶⁶ – mit der der Deutsche Orden schon ein Jahrhundert lang um seine unverkürzte Reichsunmittelbarkeit innerhalb der Stadtmauern rang²⁶⁷ –, waren im Hofrat zu Mergentheim in Gegenwart des Hochmeisters am 5. September 1628²⁶⁸ intensive Beratungen vorausgegangen. Beschlossen wurde schließlich, dem Kapuzinerguardian in Neumarkt²⁶⁹ zu schreiben, er möge P. Dominik ins Deutsche Haus nach Nürnberg entsenden, der dort nach seiner Anmeldung beim Hauskomtur Wohnung beziehen sollte und für die Zelebration der Messen eingesetzt war. Bis auf weitere Entscheidungen des Deutschen Ordens war dem Kapuziner jedoch das Predigen in der Deutschhauskirche untersagt²⁷⁰. Der Nürnberger Rat protestierte umgehend gegen die Anwesenheit von Kapuzinern als nicht dem Deutschen Orden angehörigen Geistlichen und verlangte deren Entfernung; sollte das nicht geschehen, drohte er an, daß er die Ausweisung veranlassen werde. In Gegenwart Stadions reagierte der Mergentheimer Hofrat am 17. Januar 1629²⁷¹ auf die Drohung des Rates mit der Bemerkung, daß die gesamte Angelegenheit des Streites von Orden und Reichsstadt bereits beim Reichshofrat anhängig sei. Mit nächster Post wurde der dem Orden gewogene Reichshofrat Graf von Trauttmansdorff²⁷² von der Rechtsangelegenheit durch Stadion in Kenntnis gesetzt und das den Ordensleuten gegenüber strikt ablehnende Verhalten des Stadtrates in zeitgenössischer Po-

lemik²⁷³ zu Papier gebracht. Den Nürnbergern gegenüber spielte der Orden die Anwesenheit der Mendikanten als nicht von „*so grosser importantz*“ herab, versprach ihnen aber, den Kapuzinern durch Abschriften der Schreiben Mitteilung zu machen²⁷⁴. In dieser für die Sache des Katholizismus politisch günstigen Kriegsphase blieben die Mönche im Nürnberger Ordenshaus, durften aber auch fortan nicht predigen. Der Prozeßerfolg des Ordens vor dem kaiserlichen Gericht in Wien²⁷⁵ im Jahre 1630²⁷⁶ wurde infolge des siegreichen Vordringens der Truppen des Schwedenkönigs praktisch hinfällig. Im März 1632²⁷⁷ wurden der Nürnberger Hauskomtur und die Kapuziner von den Schweden gefangen genommen, zu kurzer Haft verurteilt und in der Nacht gegen drei Prädikanten in kaiserlicher Gefangenschaft ausgetauscht. – Ein Versuch Stadions nach dem Prager Frieden, dem der Orden beitrat²⁷⁸, die Kapuziner erneut in Nürnberg wirken zu lassen, blieb ohne Erfolg²⁷⁹. Ebenso blieb es auch beim Plane des gleichen Hochmeisters, in Marburg²⁸⁰ die Kapuziner heimisch zu machen. Ein gleiches Schicksal der Ablehnung solcher Religiösen ist für 1643 in Straßburg²⁸¹ aktenmäßig festzustellen.

Mit diesen in den einschlägigen Quellen und der zugehörigen Literatur feststellbaren Bemühungen des Deutschmeisters zur Heranholung und Dienstverpflichtung von Kapuzinern ist in etwa aufgezeigt, welche Förderung, ja Wertschätzung die Minderbrüder im Bereich des Meistertums und der fränkischen Provinz erfuhren. Neben den Jesuiten²⁸² und den ebenfalls geförderten Karmeliten²⁸³ genossen sie die meisten Sympathien durch den Deutschen Orden.

Ihre Mitarbeit in der ordentlichen Seelsorge durch Predigt auf der Mergentheimer Pfarrkanzel und bei den Beerdigungszeremonien Stadions 1642²⁸⁴, ihr Einsatz im Beichtstuhl, der nach einer Bemerkung des Mergentheimer Guardians vom 8. September 1650²⁸⁵ mehr als 1000 Beichten pro Jahr umfaßte, ihre Seelsorgsaushilfen von ihren beiden Konventen aus in der Umgebung – bereits am 26. November 1642²⁸⁶ berichtete der Amtmann von Neckarsulm, daß die Kapuziner im benachbarten Erlenbach die Frühmesse zelebrierten –, war auch in der Folgezeit bei der Ordensregierung geschätzt, wie eine Petition der Mergentheimer Behörde an das Provinzkapitel vom 18. August 1674²⁸⁷ dartut. Bis in die Zeit Kaiser Josefs II. versahen – wenn auch nicht ausschließlich der Pfarrgeistlichkeit – die Guardiane des Mergentheimer Klosters zumal die Pfarrkanzel an den Sonn- und Feiertagen. Erst als der jüngere Bruder des Reformkaisers, Maximilian Franz von Österreich (1780–1801), im Herbst 1782 im Einverständnis mit dem fränkischen Balleioberen neben dem bisher üblichen Pfarrer zwei Kapläne (statt bislang nur einem) anstellte, wurde der Prediger aus dem Kapuzinerkloster hinfällig und der Einsatz der Mönche „*im predigen und der Seelsorge entbehrlich*“ erachtet²⁸⁸. Der kaiserliche Bruder verbot in den Erbländen das Almosensammeln. Diese Maßnahme schlug ihre Wellen zwar nicht direkt in beide Konvente des Meistertums, doch dem diesbezüglich anfragenden Landkomtur Beat Conrad Philipp Friedrich Freiherr Reutner

von Weyl²⁸⁹ teilte der Hochmeister aus Wien mit Datum des 11. August 1782 mit, daß er sich für seine Ballei an die Praxis der „Benachbarten Reichs-Mitständen“ halten dürfe. Dieser Hinweis in den Quellen²⁹⁰ zeigt, daß im aufziehenden Aufklärungszeitalter die Begeisterung für Bettelmönche merklich zurückging und ihre Wirkungen auch im Ordensgebiet hatte. Erst am 11. Oktober 1805 eröffnete Hoch- und Deutschmeister Anton Viktor von Österreich (1804–1835)²⁹¹ der Mergentheimer Regierung, daß er mit der Anstellung eines Kapuzinerpredigers einverstanden sein könne. Im März 1806 präzisierte der Hochmeister seine Verfügung vom Vorjahr dahingehend, daß dazu ein Pater aus Dinkelsbühl ausersehen werden müßte²⁹². War ein geeigneter Prediger nicht zu ermitteln, so waren nach der Verfügung von 1782 das Priesterseminar oder einer der Pfarrkapläne ohne zusätzliche Entlohnung als Pfarrprediger heranzuziehen. Der gleiche Erzherzog entschied am 18. November 1808, daß zwei Kapuziner Dienste in der Pfarrkirche tun dürften; einer von ihnen sollte die Predigten übernehmen, weil die Regierung den Fortbestand des Klosters für die Seelsorgsarbeit unentbehrlich fand. Der andere samt einem Laienbruder war für die Almosensammlungen vorgesehen²⁹³, wobei jedoch vom Meister nur taugliche Ordensangehörige zugelassen waren.

Bis zu diesen aus dem Zeitgeist eines aufgeklärten Staatskirchentums erfließenden Beschränkungen sind hindernde Eingriffe des Landesherrn in die Tätigkeit der Kapuziner – abgesehen von den schikanösen Behandlungsmethoden des Mergentheimer Konventes durch den Ordensstatthalter Klüppel²⁹⁴ in den Jahren 1646 bis 1650 – nicht bekannt geworden. Es finden sich sogar aus den Jahren 1712²⁹⁵ und 1751²⁹⁶ zwei Beispiele, daß die Ordensregierung nach Zustimmung des Hochmeisters Söhnen mittelloser Mergentheimer Bürger, welche in den Kapuzinerorden eintreten wollten, Subventionen an Geldern für die Anschaffung eines Ordenshabits gewährte.

Neben Stadion war es vor allem der Wittelsbacher Clemens August als Hoch- und Deutschmeister (1732–1761), welcher die beiden Klöster des Meistertums und deren Insassen reichlich bedachte. In einem vierfachen Schritt läßt sich das Wohlwollen des Kurfürsten für die Mendikanten konkret anhand von Quellen gut aufzeigen:

1) Anlässlich einer Generalvisitation durch P. Sigmund von Ferrara²⁹⁷ ließ Clemens August den Generaloberen auf das Höflichste in seiner kurfürstlichen Residenz Brühl beherbergen und auch vom 24. bis 27. Juli 1752 in der Deutschordensresidenz an der Tauber nach einem umfangreichen Zeremoniell gastlich aufnehmen. Der ihm mit zeitgenössischem barocken Wortschwall dankende Mergentheimer Guardian P. Pacificus erwähnte in seinem Dank- und Glückwunschschreiben (zum Geburtstag des Hochmeisters am 17. August), daß der Wittelsbacher dem dortigen Kloster „so ansehnliche geldmittel ertheilt“ habe, „um hiesiges Closter in besseren stand zu sezen, ja gleichsam ganz und gar zu erneuern“ und pries den Wittelsbacher in zeitgenössischem Überschwang als *zweyten Groszmütigsten Fundatorem*²⁹⁸, so daß Clemens August es nicht unter-

ließ, für diese allzu artige Gratulation noch eigens zu danken²⁹⁹. Der amtierende Hofratspräsident Georg Carl Adam Freiherr von Hirschberg³⁰⁰ berichtete nach Abschluß der Visite des Generals in der Tauberstadt dem Meister, daß er dem am 22. Juli sich anmeldenden P. Sigmund von Ferrara³⁰¹ bis Bütthard (bei Würzburg) drei Reisewagen entgegengesandt habe; durch den Mergentheimer Trappier Maximilian Xaver Philipp Conrad Freiherr von Riedheim³⁰² habe er zu Löffelstelzen die Ankommenden begrüßen und mit einem sechsspännigen Wagen nach Mergentheim geleiten lassen. General und Begleitung habe er auf kurfürstlichen Befehl am Dienstag, den 25. Juli zu Mittag und am Abend bei Hof verköstigt, am Mittwoch, den 26. Juli, bei den Kapuzinern völlig ausgehalten. Zur Abreise am Morgen des 27. Juli³⁰³ nach Bartenstein³⁰⁴ habe er abermals drei Wagen bis zum nächsten Kloster zur Verfügung gestellt, wofür sich der Generalminister bereits am 28. Juli 1752³⁰⁵ bei Hirschberg in Superlativen bedankte. Infolge dieses exakten Berichtes des Ordensritters aus Mergentheim an den Kurfürsten vom 29. Juli 1752³⁰⁶ sind wir über das Zeremoniell der Aufnahme ziemlich klar informiert. Die ausgesuchte Aufwartung des Deutschen Ordens für den Ordensgeneral bildete übrigens auch im Jahre 1780 bei einer weiteren Visite des Kapuzinergenerals P. Erhard von Radkersburg³⁰⁷ durch Deutschland und die kaiserlichen Erblände die Richtschnur für seine Aufnahme in der Tauberstadt³⁰⁸.

2) Bereits vor diesen Maßnahmen des Wittelsbachers zugunsten des Mergentheimer Kapuzinerklosters und des Empfangs der Generalvisitatoren im Jahre 1752 hatte Clemens August auf Bitten des Neckarsulmer Konventes für den dortigen Dachreiter der Klosterkirche³⁰⁹ 100 Gulden³¹⁰ aus Regierungsmitteln gespendet. Der inständigen Bitte des Neckarsulmer Guardians P. Celsus und seines Konventes vom Jahre 1755³¹¹ an Clemens August, das seit 1662 nicht mehr restaurierte Kloster wegen defekter Fußböden und Fenster im Refektorium und im Dormitorium zusätzlich zu den Almosen an Brot und Wein³¹² erneuern zu lassen, hatte sich zu Weihnachten 1755 auch der amtierende Provinzial P. Angelikus Erhard von Sommerach³¹³ direkt beim Hochmeister angenommen und die Bittschrift der Neckarsulmer Klosterbewohner übergeben³¹⁴. Clemens August hatte nicht nur das gewöhnliche Almosen an Korn und Wein genehmigt, sondern auch von seiner Hofkammer einen Kostenvoranschlag wegen der notwendigen Restaurierungsarbeiten angefordert. Die vom Kapuzinerbaumeister P. Aegidius veranschlagten 300 Gulden wurden – zumal ein Sturm am 18. Februar 1756 weitere Schäden in Neckarsulm verursachte – daraufhin überschritten und ergaben nach Mitteilung der Hofkammer vom 1. April 1756³¹⁵ den Gesamtbetrag von 460 Gulden, die der Deutschmeister aus Mitteln des Neckarsulmer Amtsbezirkes zu nehmen billigte³¹⁶.

3) Die Zuneigung des Wittelsbachers zu den Kapuzinern³¹⁷ im Deutschmeistertum dokumentiert sich – drittens – auch darin, daß er 1736 im Zusammenhang mit der Zelebration eines Generalkapitels in Mergentheim³¹⁸ und der Konsekration der neuen Schloßkirche³¹⁹ den achttägigen Jubiläumsfeierlich-

keiten wegen des hundertjährigen Bestehens des Klosters vom 16. bis 22. September 1736 persönlich³²⁰ beiwohnte: Die Festlichkeiten, zu welchen Papst Klemens XII. einen vollkommenen Ablass verliehen hatte, begannen am 16. September 1736 mit einer Kerzenprozession von der Stadtpfarrkirche zur Klosterkirche, wobei der Stadtpfarrer das Allerheiligste, der Hochmeister und mitziehende Ordensritter, die Mitglieder der Regierungskollegien, die kurfürstliche Begleitung, der Stadtrat und die ganze Bürgerschaft weiße Kerzen trugen. Am Eingang der Kapuzinerkirche war ein Triumphbogen errichtet, auf dessen Fassade in der Mitte das Bildnis Maria-Hilf und darunter zur Rechten das Bild des Wittelsbachers, zur Linken das Bild des Klosterstifters Stadion angebracht waren. Die Predigt des Festgottesdienstes hielt der Stadtpfarrer Paul Öxner, das feierliche Hochamt der Seminardirektor Johann Matthäus Gantz³²¹; die kurfürstliche Hofkapelle umrahmte mit ihrem musikalischen Können die Festfeier. Am Fest des Apostels Matthäus (21. September 1736) feierte der Hochmeister als konsekrierter Kölner Erzbischof ein feierliches Pontifikalamt und teilte selbst an Ritter und Volk die heilige Kommunion aus. Die Festlichkeiten in Gegenwart tausender Menschen endeten am 22. September 1736³²².

4) Anlässlich einer weiteren Anwesenheit³²³ des Wittelsbachers in der Deutschordensresidenz vom 21. November bis zum 26. Dezember 1739 erteilte der Erzbischof-Hochmeister mit Zustimmung des Würzburger Bischofs Friedrich Carl von Schönborn (1729–1749) – dem Clemens August übrigens am 20. Dezember 1739 einen Höflichkeitsbesuch abstattete – am 8. Dezember sieben Klerikern die Weihe des Diakonates; sechs der Kandidaten waren Kapuziner, der siebente war der Baron von Judt, ein Scholaster des St. Georgsstiftes zu Köln. Es ist dies der bisher einzig bekanntgewordene Fall, daß Clemens August in Mergentheim an Kapuzinerfratres die höhere Weihe des Diakonates erteilt hat. Die Seltenheit zeigt, daß der Kölner Kurfürst von seinen bischöflichen Vollmachten nicht nur zugunsten seiner Untertanen und Ordensmitglieder, sondern auch zugunsten der Mendikanten Gebrauch gemacht hat³²⁴. Am Nachmittag des Tages der Diakonatsweihe in Mergentheim beteiligte sich der Bayernherzog an der gewöhnlichen Prozession von der Pfarrkirche zur Maria-Hilf-Kapelle in unmittelbarer Nachbarschaft zum Kloster, wobei vier Ordensritter den Traghimmel hielten.

In einen Überblick gegenseitiger Verwiesenheit von Deutschorden und Kapuzinerorden in der Tauberstadt gehört ferner eine kurze Schilderung des Verhältnisses der an das Kloster stoßenden Maria-Hilf-Kapelle²³⁵: Weil am 8. Dezember 1637 auf dem Hochaltar der kurz zuvor konsekrierten Klosterkirche ein von Stadion schon 1635 aus Passau mitgebrachtes Abbild des Muttergottesbildes von Lucas Cranach zur Verehrung aufgestellt worden war, fand am Festtag der Unbefleckten Empfängnis (8. Dezember) fortan immer eine Prozession von der Pfarrkirche zu diesem viel verehrten Muttergottesbild statt. Stadion entschloß sich, für diese Darstellung der Gottesmutter eine

Kapelle zu bauen, deren Grundstein am 11. März 1641 gelegt wurde; am Beerdigungstag des Stifters (25. Februar 1642) wurde in dieser Kapelle neben dem Kloster der Mönche die erste heilige Messe gelesen. Der Wille Stadions, den Kapuzinern in dieser Kapelle die Kulthandlungen zu übertragen, scheiterte an der Weigerung des angerufenen Papstes Urbans VIII., der den Dienst der Mendikanten in der kostbar ausgestatteten Kultstätte mit deren Armutsgelübde als unvereinbar erklärte. Daraufhin mußten Kloster und Kapelle von einander getrennt und separate Eingänge zur Maria-Hilf-Kapelle und zur Klosterkirche geschaffen werden. Die Weihe der baulich veränderten Maria-Hilf-Kapelle konnte erst nach Ende des langen Krieges am 30. Juni 1650³²⁶ durch den Würzburger Weihbischof Johann Melchior Söllner³²⁷ erfolgen. Mit Rücksicht auf dieses Weihedatum wurde jeweils am Sonntag in der Oktav der beiden Apostelfürsten (also nach dem 29. Juni) das Gedächtnis der Weihe der viel besuchten Muttergottes-Kapelle gehalten. Das Gnadenbild wurde sehr vom Volk verehrt, mehrere Päpste erteilten den Besuchern aus nah und fern Ab-lässe. Mit den Kapuzinern regelte die Kirchenpflege die Ausgaben für die Kultbedürfnisse. Vom März bis zum August 1703 blieb die Kapelle wegen umfangreicher Reparaturen geschlossen; die Kapuzinerkirche diente dabei als Ausweichstätte zur würdigen Aufbewahrung des Gnadenbildes. Ein neuer Hochaltar³²⁸, eine durch einen Nebenbau vergrößerte Sakristei und ein oberhalb der Sakristei befindlicher Chor für die Kirchenmusik wurden im Zuge der Restaurierungsarbeiten 1703 zum Preis von 2011 fl 26 Kreuzern errichtet. 1788 wurde durch den Ordensritter von Reisach der Gipsaltar mit schwarzer Marmorimitation durch einen hölzernen Altar ersetzt, der im 19. Jahrhundert noch zu sehen war. Im Jahr 1705 wurden nicht weniger als 2288 Messen in der Kapelle gefeiert, was fast einen Schnitt von acht Messen im Tag ergibt. Erst 1808 versuchten die badische und bayerische Regierung die feierlichen Prozessionen und Wallfahrten aus ihren Territorien nach Mergentheim in diese Filialkirche der Hofkirche zu unterbinden, was freilich nur die Form des Einzugs, aber nicht die Wallfahrt als solche verhindern konnte. Versuche der Kapuziner im 18. Jahrhundert, die dort die Kulthandlungen ausübenden Seminargeistlichen zu beeinträchtigen oder zu verdrängen, scheiterten am energischen Widerstand der Geistlichen Räte der Ordensregierung³²⁹.

In eine Übersicht der gegenseitigen Verwiesenheit des Ordens als Landesherrn und der von ihm dort an zwei wichtigen Orten angesiedelten Kapuziner im heute württembergischen Franken gehört abschließend auch die in den Quellen³³⁰ sich niederschlagende Erwähnung der Gründung einer eigenen fränkischen Kapuzinerprovinz im Jahre 1711³³¹ hinein. Die Herauslösung der im Frankenland gelegenen³³² vierzehn Klöster und Ordensniederlassungen aus dem bisherigen Provinzzusammenhang mit weiteren 24 bayerischen Klöstern und Missionsstationen³³³ kam mit der Begründung³³⁴ zu großer Entfernung und landsmannschaftlicher Unterschiede durch die Initiative fränkischer Kapuziner³³⁵ seit 1701³³⁶ und durch das 1702 abgehaltene Generalkapitel in

Rom³³⁷ insofern ins Rollen, als im November 1702 – mit Ausnahme von Königshofen und Neckarsulm – nur noch fränkische Patres versetzt werden durften. Auf Veranlassung der Inhaber der Mainbistümer Lothar Franz von Schönborn (Kurfürst von Mainz 1695–1729 und Bischof von Bamberg 1693–1729) und des Würzburger Ordinarius Johann Philipp von Greiffenklau (1699–1719) wurden bis 1709 alle bayerischen Guardiane aus Ochsenfurt und Neckarsulm abberufen und durch fränkische Hausobere ersetzt³³⁸. In diese Bemühungen der fränkischen Kapuziner um eine eigene Ordensprovinz oder Kustodie – eine durch ihre Begleitumstände als wenig erfreulich zu charakterisierende Äußerung des kleinstaatlichen Denkens in Franken – wurden alle zuständigen Ortsbischöfe – also auch Eichstätt³³⁹ zu den genannten Bischöfen von Bamberg, Würzburg und Mainz – sowie der Hoch- und Deutschmeister als fränkischer Reichs- und Kreisfürst miteinbezogen. An der Spitze des Deutschen Ordens stand damals während der Separationsbemühungen fränkischer Kapuziner der Prinz Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg (1694–1732)³⁴⁰. Im Namen der fränkischen Kapuziner nahm ihr Mittelsmann Dr. Philipp Braun aus Würzburg – nach erfolgreichen Kontakten mit den Inhabern der Mainbistümer – auch mit dem Deutschen Orden wegen der in seinem Territorium liegenden Klöster in Mergentheim und Neckarsulm über den Mergentheimer Seminardirektor Johann Michael Kremer³⁴¹ am 9. April 1701³⁴² diesbezüglich Verbindung auf und bat ihn, bei der Ordensregierung und beim Hochmeister³⁴³ die Pläne der Franken zu unterstützen. Das Projekt sollte jedoch geheim bleiben, um den bayerischen Patres keine Gelegenheit zu geben, die Pläne zu torpedieren. Der Tod Kremers am 3. September 1701³⁴⁴ brachte den Plan jedoch ins Stocken, so daß sich Dr. Braun am 13. Januar 1702³⁴⁵ an den Rat Johann Gottfried Saul(l)ing von der Mergentheimer Regierung mit der abermaligen Bitte wandte, das Projekt – wie beide Bischöfe von Würzburg und Bamberg – unter Einschaltung des Mergentheimer Guardians auch durch eine Eingabe an den Agenten des Deutschen Ordens bei der römischen Kurie nach dem Vorgehen beider Bischöfe zu unterstützen. Franz Ludwig zögerte anfänglich, weil ihm die von Bamberg und Würzburg genannten Gründe nicht überzeugend schienen; erst als er vernahm, daß die bayerischen Patres der Trennung nicht Widerstand leisten würden, trat er dem Vorhaben beider Bischöfe bei³⁴⁶ und sandte eine Eingabe an seinen römischen Agenten Battistini zur Weiterleitung an den Papst³⁴⁷. Braun erhielt von Sauling eine Abschrift der Petition des Hochmeisters an den Papst vom 6. März 1702³⁴⁸. Während Rom noch nicht reagierte, betrieben Würzburg und Bamberg in den folgenden sieben Jahren das Projekt energisch weiter³⁴⁹. Schönborn und Greiffenklau hatten sich festgelegt, für den Fall, daß die Abtrennung nicht zustande kommen sollte, keine Visitation durch einen bayerischen Provinzial in ihren Diözesen vornehmen zu lassen. Diese bischöfliche Unterstützung ihrer Separationsabsichten erwähnten die fränkischen Kapuziner auch in einer Eingabe an den Hochmeister; sie baten ihn, eine beigelegte Petition wegen der Abtrennung an den Kaiser³⁵⁰ nach Wien weiter-

zuleiten und auch Empfehlungsschreiben an den Papst Klemens XI. (1700-1721) und ihren Kardinalprotektor Accioli über den Agenten des Deutschen Ordens in Rom abzusenden³⁵¹.

Auf diese Unternehmungen hin wurde von Rom in der Person des Exprovinzials der steirischen Kapuzinerprovinz, des P. Anton von Cramburg³⁵², ein päpstlicher Visitor eingesetzt. Hochmeister Franz Ludwig gestattete am 18. Juli 1710³⁵³, daß der päpstliche Kommissar auch in seinem Ordensgebiet die Visitation vornehme und ließ am 26. Juli dem Mergentheimer Vikar über seine Regierung die Erlaubnis zur Vornahme der vom Papst angeordneten Visitation aushändigen³⁵⁴. Nach Abschluß der päpstlichen Visitation durch P. Cramburg trat im Landshuter Kloster am 22. April 1711³⁵⁵ die Kongregation der Kapuzinerpatres – Bayern und Franken mit je sechs Patres – zusammen und beschloß – vorbehaltlich der Zustimmung durch die Generalleitung und den Papst – die Trennung in eine fränkische und bayerische Kapuzinerprovinz. Unter den dafür vorgesehenen fränkischen Vollklöstern war Mergentheim an siebenter, Neckarsulm an achter Stelle³⁵⁶ bei insgesamt 14 Niederlassungen eingereiht. Am 26. Juni 1711³⁵⁷ stimmte Klemens XI. der Abtrennung in zwei Provinzen zu und informierte mittels eines separaten Breves vom 22. August 1711³⁵⁸ auch den Pfalz-Neuburger als Oberhaupt des Ordens von der verfügten Provinztrennung. Fortan bis zum Ende des Deutschen Ordens in allen Rheinbundstaaten (1809) waren die Klöster von Mergentheim und Neckarsulm (nur bis 1805) dieser fränkischen Provinz zugehörig.

Das Schicksal beider Klöster seit dem 19. Jahrhundert

Obwohl den Rahmen dieser Untersuchung bereits überschreitend, soll kurz vermeldet sein, welches Geschick beide Klöster hatten, als der reichs- und kreisrechtliche Schirm des Deutschen Ordens als fürstliches Mitglied der 1806 aufgelösten alten Reichsverfassung nicht mehr für sie tätig werden konnte. Bis Ende November 1805 waren in Neckarsulm durch die Württemberger zahlreiche Einschreitungen erfolgt und das ganze Deutschordens-Oberamt am Neckar okkupiert³⁵⁹. Das Kapuzinerkloster wurde beschlagnahmt, die Mendikanten aber im Haus vorerst belassen³⁶⁰. In sechs Zellen wohnten 1809 neun Patres und vier Laienbrüder. Durch königliches Dekret vom 22. September 1811³⁶¹ wurde das klösterliche Leben beendet und am 3. Oktober in Ausführung dieses Befehls die Klosterkirche geschlossen. Zur Seelsorge geeignete Patres fanden in der Pfarrseelsorge im süddeutschen Raum Verwendung³⁶², das Klostergebäude wurde 1811 Gerichtsgefängnis des Oberamtsbezirkes, die Kirche Magazin³⁶³. Durch die Bemühungen des Neckarsulmer Stadtpfarrers Franz Joseph Maucher wurde die 1829 vom Staat der Stadtgemeinde um 660 Gulden verkaufte Kirche nach ihrer Verwendung als „Rüst- und Trödel-Haus“ nach mühsamen Restaurierungsarbeiten wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung als religiöse Kultstätte zugeführt. Bischof Dr. Wilhelm von Reiser von Rotten-

burg (1893–1898)³⁶⁴ weihte die Kirche am Fest des Ordensstifters (4. Oktober) 1894 erneut. Eine Neuansiedlung von Kapuzinern in Neckarsulm kam jedoch nicht mehr zustande³⁶⁵.

In Mergentheim wurde das Kapuzinerkloster durch königliches Dekret vom 10. Juni 1809³⁶⁶ aufgehoben³⁶⁷; seine letzten Insassen begaben sich meistens in die Klöster Ochsenfurt, Karlstadt und Königshofen. Das Klostergebäude diente 1813–1815 den im Rußlandfeldzug verletzten Soldaten als Lazarett. Danach kaufte die Stadt Mergentheim das Kloster mit dem Gebäude des noch in der Ordenszeit aufgehobenen Dominikanerklosters um 6000 Gulden dem württembergischen Staat ab und verpachtete die Räumlichkeiten an private Mieter. In einem Teil des hinter dem Winterrefektorium gelegenen Klostergartens wurde von der 1821 gebildeten Schützengesellschaft ein Schießstand und im Gebäude selbst eine Gastwirtschaft eingerichtet³⁶⁸. 1902 diente das Kloster als Studienseminar³⁶⁹.

Die bange Frage des um die Mergentheimer Stadtgeschichte verdienten Anton Breitenbach (des Jüngeren) im 19. Jahrhundert: „Was würden die Kapuziner dazu sagen, wenn sie wieder aufstünden?“³⁷⁰ wurde erst im 20. Jahrhundert dahingehend beantwortet, daß seit 1920 die Kapuziner ihr Kloster in der Badestadt an der Tauber erneut bezogen und seither wieder dort wirken.

Zusammenfassung

Wenn wir uns 350 Jahre nach der Grundsteinlegung des ersten Mergentheimer Kapuzinerklosters und 340 Jahre nach ihrer erfolgreichen Mission in Neckarsulm fragen, ob die Absichten Stadions und die Bedürfnisse der Deutschordensuntertanen an Tauber und Neckar in der konfessionell angeheizten Atmosphäre des Dreißigjährigen Krieges und in einer Epoche, da im Frankenland³⁷¹ und auch in Mergentheim³⁷² die Hexenverfolgung ihrem höchst beklagenswerten Höhepunkt in den Jahren 1628 bis 1631 zustrebte, in Erfüllung gegangen sind, so muß anhand der überlieferten Quellen und der einschlägigen Literatur die aufgeworfene Frage getrost bejaht werden. Mit Hilfe der in der Pfarrei und im Schloß tätigen Deutschordenspriester, der Mergentheimer Seminargeistlichen, die seit 1645 durch ihre Funktionen in der Maria-Hilf-Kapelle mit den benachbarten Mendikanten im geistlichen Wettstreit standen³⁷³, der in der Erziehungsarbeit – jedoch nicht immer befähigten³⁷⁴ – Dominikaner und der auf der Pfarrkanzel von 1628 bis 1782 und dann noch in der Schlußphase in den Beichtstuhl und in die Seelenführung herangeholten Kapuziner war es in Mergentheim und – mutatis mutandis – auch in Neckarsulm möglich, bis zum Ende des Deutschen Ordens in allen Rheinbundstaaten (1809) den römisch-katholischen Glauben zu festigen, zu vertiefen und – abgesehen von den evangelischen Patronaten des Deutschmeistertums³⁷⁵ – zu erhalten. Die Sorge um die Sache des Katholizismus unter den Ordensuntertanen bekommt ihr existentielles Gewicht und ihre politische Bedeutung auch durch die Über-

legung, daß der an der Spitze des Gesamtordens stehende Ordensmeister fürstliches Mitglied der Germania Sacra war und für Reich und Kreis die Leistungen mit Hilfe seiner Untertanen zu erbringen hatte.

Nach dem 1606 bestaunt und belästigt abgelaufenen ersten Auftreten von Kapuzinern im Mergentheimer Gebiet des Ordens beginnt nach einem 22-jährigen Intermezzo 1628 – abgesehen von der Schwedenzeit 1631–1634 – für etwa 180 Jahre nach der Errichtung des ordenseigenen Priesterseminars (1606/07) eine weitere Phase der Konsolidierung der katholischen Religion im religiös noch nicht gefestigten Ordensterritorium. Der Einsatz der Bettelmönche bei der Pastoration der Deutschordensuntertanen und die Errichtung von zwei Klöstern an Schwerpunkten des Meistertums inmitten einer konfessionell andersgläubigen Territoriallandschaft des heute württembergischen Franken fällt noch in die Phase kriegesischer Auseinandersetzung im Reich um die Vereinheitlichung der Glaubensüberzeugung unter den religiös noch nicht gefestigten Ordensuntertanen. Der mit dem habsburgischen Kaiser aufs engste verbundene Hoch- und Deutschmeister Stadion sah in der Herbeiholung der Kapuziner eines jener effektiven Mittel, seinem Wahlversprechen nachzukommen und der kaiserlichen Politik als katholischer Fürst nach Kräften zu entsprechen³⁷⁶. Aus dieser durch den Willen des Reichsoberhauptes geforderten und durch Selbstbehauptungsstreben als Mitglied der Germania Sacra nur zu nahe gelegten Sicht ist der Einsatz der volksverbundenen Söhne des Poverello in Mergentheim und bald auch in Neckarsulm zu sehen und zeitgemäß zu beurteilen. Indem die Nachfolger Stadions im Meisteramt diese Förderung fortsetzten oder wenigstens in ihre Regierungsmaßnahmen einbezogen, wurde jenes Band gegenseitiger Verwiesenheit geknüpft, das über alle politischen und gesellschaftlichen Wandlungen hinweg bis zur gewaltsamen Veränderung der Territoriallandschaft im württembergischen Franken dauern konnte.

Unter neuen Voraussetzungen wirken seit 1947 die im 19. Jahrhundert als Ordenszweig wieder zum Leben erweckten Deutschordensschwestern³⁷⁷ in der Tauberstadt. Bereits nach dem ersten Weltkrieg kamen 1920 auf Bitten des Stadtpfarrers zwei Patres der Rheinisch-Westfälischen Kapuzinerprovinz; aus ihrer Tätigkeit erwuchs die Veranlassung, abermals die Mendikanten bleibend anzusiedeln³⁷⁸, freilich in einem anderen Provinzverband als zur Deutschordenszeit. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß die vor 350 Jahren als bleibende Einrichtung begründete Zusammenarbeit unter beiden Ordensgemeinschaften auch im 20. Jahrhundert unter veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Bedingungen sich abermals zum Wohl der Bewohner und Gäste der Stadt an der Tauber segensreich auswirken möge.

Abkürzungsverzeichnis

ADB	= Allgemeine Deutsche Biographie
AHVUF	= Archiv des Historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg
BStBM	= Bayerische Staatsbibliothek (München)

- clm	= - codex latinus monacensis
DM	= Deutschmeister
DO	= Deutscher Orden
DOP	= Deutschordenspriester
DOR	= Deutschordensritter
DOZA	= Deutschordenszentralarchiv (Wien)
- Abt.	= - Abteilung
- Abt. BK	= - Abteilung Balleikapitel
- Abt. GK	= - Abteilung Generalkapitel (auch Generalkapitel allein)
- Abt. GKP	= - Abteilung Geheime Konferenzprotokolle
- Abt. HM	= - Abteilung Hochmeister
- Abt. HS	= - Abteilung Handschrift
- Abt. Merg.	= - Abteilung Mergentheim
- Abt. Or	= - Abteilung Ordensstand
- Abt. Rit	= - Abteilung Ritter
- Abt. Urk.	= - Abteilung Urkunden
- Abt. V	= - Abteilung Varia
Ehg. ehg.	= Erzherzog, bzw. erzherzoglich
fol. r (v)	= Folio des Aktenstückes oder der Handschrift (recto, verso)
HDM	= Hoch- und Deutschmeister
HHStA	= Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
HSAM	= Hauptstaatsarchiv (München)
- KL	= - Klosterliteralien
HStASt	= Hauptstaatsarchiv (Stuttgart)
- B	= - Bestand
- Bü.	= - Büschel
LThK ²	= Lexikon für Theologie und Kirche, (Freiburg/Br. 1957-1965)
NDB	= Neue Deutsche Biographie
PAM	= Provinzarchiv (der Kapuziner) in München
QuStDO	= Quellen und Studien zur Geschichte des Deutschen Ordens
StAL	= Staatsarchiv (Ludwigsburg)
- B	= - Bestand
- Bü.	= - Büschel
ZWLK	= Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte

Anmerkungen

Der vorliegende Beitrag ist die erweiterte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser am 25. September 1978 in Bad Mergentheim auf Einladung des Kapuzinerguardians P. Morand OFMCap. aus Anlaß der 350. Wiederkehr der Grundsteinlegung des ersten Kapuzinerklosters in der Tauberstadt im Kapitelsaal des Schlosses gehalten hat.

¹ Druck in: Wickart, P. Michael (Hrg.): Bullarium Ordinis Fratrum Minorum Sancti Patris Francisci Capucinatorum, I. Bd., Rom 1740, S. 3-4.

² Über den Hoch- und Deutschmeister als Reichs- und fränkischen Kreisfürsten vgl. Demel, Bernhard: Der Deutsche Orden und seine Besitzungen im südwestdeutschen Sprachraum vom 13. bis 19. Jahrhundert (künftig: Demel, Besitzungen). In: ZWLK 31 (1972) S. 16-73, bes. S. 50-53; ders., Der Deutsche Orden zwischen Bauernkrieg (1525) und Napoleon (1809) (künftig: Demel, Orden). In: Arnold, Udo (Hrg.): Von Akkon bis Wien. Studien zur Deutschordensgeschichte vom 13. bis zum 20. Jahrhundert. Festschrift zum 90. Geburtstag von Althochmeister P. Dr. Marian Tumler O.T. am 21. Oktober 1977 (QuStDO 20), Marburg 1978, S. 177-207; über die Tauberstadt als Residenz des DO vgl. ders., Mergentheim-Residenz des Deutschen Ordens (1525-1809) (künftig: Demel, Residenz). In: ZWLK 34/35 (1975/1976) S. 142-212.

³ Zu ihm vgl. ADB, 35. Bd. S. 368-371 (C. von Duncker); Taddey, Gerhard: Lexikon der deut-

- schen Geschichte, Stuttgart 1977, S. 1154; *Voigt*, Johannes: Geschichte des Deutschen Ritter-Ordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland, II. Bd. (Berlin 1859) S. 327–342; *Hofmann*, Hanns Hubert: Der Staat des Deutschmeisters. Studien zu einer Geschichte des Deutschen Ordens im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation (künftig: *Hofmann*, Staat) (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 3), München 1964, S. 252–255; *Demel*, Bernhard: Das Priesterseminar des Deutschen Ordens zu Mergentheim (künftig: *Demel*, Priesterseminar) (QuStDO 12), Bonn-Godesberg 1972, S. 18–67; 174 f., 188, 261; *ders.*, Besitzungen (Anm. 2) S. 58; eine Biographie des zweifelsohne befähigten HDMs fehlt bisher.
- ⁴ Das genaue Datum ist dem Konzept des Briefes von Stadion an den Würzburger Bischof vom 7. Juli 1628 (im StAL B 244 Bü. 128) entnommen; dieses Schriftstück und alle übrigen Archivalien zeigen, daß der DO den Gregorianischen Kalender als katholischer Reichs- und Kreisstand benutzte. Es wird daher in der gesamten Publikation nach diesem, im Orden gültigen Kalender datiert; zur Datierung nach dem neuen Kalender, mit Ausnahmen im Neckargebiet, vgl. das Schreiben Lichtensteins (zu ihm vgl. unten Anm. 170) an Stadion vom 27.4.1630 und dessen Antwort an den DOR vom 3. Mai 1630 in StAL B 279/I. Bü. 35.
- ⁵ *Täubel*, Friedrich: Der Deutsche Orden im Zeitalter Napoleons (QuStDO 4), Bonn 1966.
- ⁶ Zur Geschichte der Kapuziner vgl. LHK 2V 1332–1339 (Bonaventura von M.); *Taddey* (wie Anm. 3) 912 f. (Kuno Drollinger); eine prägnante Übersicht zur Geschichte der Kapuziner von den Anfängen bis heute mit erschöpfender Bibliographie bietet *Mayer*, P. Beda OFMCap. In: *Bruckner*, Albert (Hrg.): *Helvetia Sacra*. Der Franziskusorden. Die Kapuziner und Kapuzinerinnen in der Schweiz, Abt. V., Band 2, 1. Teil (Bern 1974), S. 21–31.
- ⁷ *Bruckner* (wie Anm. 6), *Helvetia Sacra*, Abt. V., Band 2, 1. und 2. Teil (bis S. 1124), Bern 1974; *Kartels*, P.A.: Die ersten Kapuziner am Rhein. Zum 400jährigen Jubiläum der Bestätigung des Kapuzinerordens durch Papst Klemens VII. am 3. Juli 1528. In: *Franziskanische Studien* XV (1928) S. 25–50; über den Einfluß des P. Joseph unter Richelieu vgl. *Fagniez*, Gustave: *Le Père Joseph et Richelieu*, 2 Bde. Paris 1894; *Burckhardt*, Carl Jakob: *Richelieu*. II. Band: Behauptung der Macht und kalter Krieg, II (München 1965), S. 140–144, 456 f.; *ders.*, Band IV (München 1967), S. 43 f.; für die vorliegende Untersuchung sind folgende Spezialuntersuchungen unentbehrlich: *Eberl*, P. Angelikus: Geschichte der Bayrischen Kapuziner-Ordensprovinz (1593–1902), Freiburg i.Br. 1902; *Hohenegger*, P. Agapit und *Zierler*, P. Johann: Geschichte der Tirolischen Kapuziner-Ordensprovinz (1593–1893), 2 Bde., Innsbruck 1913–1915 (zitiert: *Hohenegger-Zierler*); *Huber*, P. Hans Norbert: In: *Bruckner* (wie Anm. 7) 2. Teil, S. 897–901.
- ⁸ *Demel*, Orden (wie Anm. 2) S. 192–199; ferner das Folgende (S. 47–51 mit den Anm. 20 bis 76).
- ⁹ Zu ihm vgl. *Dürr*, Otto: Philipp Adolf von Ehrenberg; Bischof von Würzburg (1623–1631). Phil. Diss. Würzburg, Quackenbrück i.H. 1935; *Merzbacher*, Friedrich: Die Hexenprozesse in Franken, München 1970, S. 45–48.
- ¹⁰ Konzept Stadions an Ehrenberg im StAL B 244 Bü. 128 (vom 7. Juli 1628) aus Mergentheim.
- ¹¹ Zur Person vgl. die archivalischen Belege im StAL B 273 / I. Bü. 99 (Besoldungsrevers als Ordensadvokat und Rat vom 25. Juli 1603) und seine Ernennung zum Rat des HDMs und Ordenskanzler am 2. Februar 1612 im StAL B 273 / I. Bü. 102; über die Dauer seiner Tätigkeit als Ordenskanzler vgl. DOZA Merg. 282 a/6, fol. 59; die von Soll an Wagenhauber (zu ihm vgl. die folgende Anm.) abgesandte Einladung zur Teilnahme der Grundsteinlegung ergibt sich aus der Antwort des Weihbischofs vom 8. Juli 1628 (Orig. im StAL B 244 Bü. 128) aus Neckarsulm; Soll starb 1645, wie aus Personalakten im StAL B 273/I Bü. 151 zu entnehmen ist.
- ¹² Zu ihm vgl. *Reininger*, N(ikolaus): Die Weihbischöfe von Würzburg. Inß AHVUF 18 (1865), S. 220–230.
- ¹³ StAL B 244 Bü. 128; vgl. ferner sein Entschuldigungsschreiben wegen Verhinderung vom 8. Juli 1628 an Dr. Soll (wie Anm. 11); vgl. ferner die folgende Anm. 17.
- ¹⁴ Stadion an Ehrenberg vom 7. Juli 1628 aus Mergentheim: Konzept im StAL B 244 Bü. 128.
- ¹⁵ Ebd.
- ¹⁶ Ehrenberg an Stadion: Orig. vom 8. Juli 1628 aus Würzburg im StAL B 244 Bü. 128.
- ¹⁷ Zur Entschuldigung Wagenhaubers vgl. sein Schreiben an Soll vom 8. Juli 1628 aus Neckarsulm (Orig. im StAL B 244 Bü. 128); daß es sich um die genannten bischöflichen Funktionen handelte, erläutert der Mergentheimer Hofrat und Archivar (seine Personaldaten s. bei *Demel*, Priesterseminar [wie Anm. 3] S. 12 Anm. 59 u.ö.) in seiner aktenmäßigen Übersicht (künftig: *Molitor Bericht/Mergentheim*) vom 6. August 1721 im StAL B 244 Bü. 136; nach StAL B 235 Bu. 5 fol. 5 [identisch mit Bü. 6 fol. 4v] rekonzipierte der Weihbischof am 9. Juli 1628 die Neckarsulmer Schloßkapelle und weihte abermals deren drei Altäre und den dortigen Friedhof.
- ¹⁸ Noch vor seiner offiziellen Amtseinführung als neuer Seminardirektor in Mergentheim (vgl. dazu das Hofratsprotokoll vom Donnerstag, den 13. Juli 1628 im StAL B 233 Band 8 [vom 12. Januar 1628 bis zum 24. Januar 1629] war Sigismund Weiß bereits in Mergentheim einge-

troffen und nach dem Ausscheiden seines Vorgängers Mathias Arnheimer (zu ihm vgl. *Demel*, Priesterseminar, [wie Anm. 3] S. 57, 274) aus dem Amt (erste Hälfte 1628) mit den Aufgaben der Regentie des Seminars betraut worden.

- ¹⁹ Zu ihm vgl. *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 57, 274; über die Benediktion des Grundsteins durch Weiß vgl. die Angabe des Mergentheimer Archivars Johann Stephan Kheul (I) – zu ihm s. *Demel*, Priesterseminar [Anm. 3] S. 102, Anm. 312 – im StAL B 244 Bü. 128; weil kurzfristig die Absage Wagenhaubers (vgl. unsere Anm. 17) kam, konnte auch der Text der dem Grundstein beigegebenen Silberplatte bezüglich der Weihe des Grundsteins durch den Würzburger Weihbischof (Text s. StAL B 244 Bü. 128) nicht mehr geändert werden; die unterbliebene Korrektur, daß Weiß am 9. Juli 1628 die kirchlichen Funktionen vornehmen mußte, blieb daher sowohl in Molitors Bericht/Mergentheim (wie Anm. 17), als auch in der offiziellen Chronik der Bayerischen Kapuzinerprovinz (Orig. in der BStBM clm 26493, eine Reinschrift s. ebd. clm 1538, Kopien im HStAM KL-Fasz. 445, 1-la-1b (3 Bände für die Jahre 1597 bis 1749) und im PAM Abt. I-Fach 1-Fasz. 1 (=Xerox aus der BStBM) unverändert falsch stehen; richtige Angabe wie *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 58.
- ²⁰ *Demel*, Priesterseminar (wie Anm. 3), S. 58–68; *ders.*, Residenz (wie Anm. 2) S. 188; umfangreiches Aktenmaterial s. StAL B 279/I/Bü. 35 und ebd. B 262 Bü. 110, ferner die Anm. 372 zitierte Spezialuntersuchung von *Midelfort* über die Hexenverfolgung.
- ²¹ Vgl. das Orig. des GK-Beschlusses vom 28. Dezember 1627 bis 3. Januar 1628 im DOZA GK 723/3, fol. 39–62; das Siegel und die Unterschrift Stadions ebd. fol. 57.
- ²² DOZA Abt. GK 723/3, fol. 55–56 (Punkt 14 des GK) und das diesen Beschluß vorbereitende Schriftstück ebd. GK 723/3, fol. 23 f.; umfangreiches Material der Bemühungen Stadions (im Jahre 1628) beim Kaiser und beim Würzburger Ortsbischof s. im StAL B 279/I/Bü. 35.
- ²³ Über das an Rhein, Main, Tauber und Neckar befindliche Kammergut des 1494 gefürsteten DMs vgl. (*Hofmann*, Staat [Anm. 3] S. 110 und *Demel*, Besitzungen (wie Anm. 2) S. 35); ferner: *Demel* Besitzungen (Anm. 2) S. 29–53 (dort die bisherige Spezialit.); *ders.*, Residenz (Anm. 2) S. 153–191; zum DMtum selbst vgl. *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 7 Anm. 24.
- ²⁴ *Kneschke*, Ernst Heinrich: Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexikon 8. Bd., Leipzig 1868, Nachdruck Leipzig 1930, S. 584 f. und besonders *Rössler*, Hellmuth: Graf Johann Philipp Stadion, Napoleons deutscher Widersacher, I. Bd.: 1763 bis 1809 (Wien-München 1966), S. 24.
- ²⁵ *Kneschke* (Anm. 24) S. 584; *Rössler* (Anm. 24) S. 23 f.
- ²⁶ *Rössler* (Anm. 24) S. 23, 326.
- ²⁷ DOZA HM 474; ADB, 35. Bd. 368; *Taddey* (Anm. 3) S. 1154; *Rössler* (Anm. 24) S. 26.
- ²⁸ DOZA HM 474.
- ²⁹ Trotz gezielter Suche konnte ich das genauere Aufnahmedatum Stadions (als in der ADB 35. Bd. S. 358 angegeben) als Ritter des Ordens bislang nicht ermitteln.
- ³⁰ Zu ihm vgl. *Voigt* (wie Anm. 3) II, S. 254–304; *Hofmann*, Staat (Anm. 3), S. 237–264 (mit Irrtümern: vgl. *Demel*, Residenz [Anm. 2] S. 169 Anm. 179); eine Biographie dieses Habsburgers als Meister des Deutschen Ordens entsteht gerade.
- ³¹ ADB, 35. Bd. S. 368.
- ³² Vgl. das Balleikapitel der Ballei Elsaß-Burgund vom 27. bis 29. Januar 1604 (Orig. im HStAST B 347 Bü. 384); die Angabe in der ADB 35. Bd. S. 369 ist demgemäß zu korrigieren.
- ³³ Die Rekomendation des Erzherzogs und des österreichischen Balleivorstandes (zu ihm vgl. *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) bes. S. 38 f. Anm. 3) findet sich im HStAST B 347 Bü. 384.
- ³⁴ HStAST B 347 Bü. 384; über dieses Ordenshaus und seine Geschichte bis zur Reformationszeit vgl. nun: *Heim*, Peter: Die Deutschordenskommende Beuggen und die Anfänge der Ballei Elsaß-Burgund (QuStDO 32), Bonn-Godesberg 1977; ferner *Zeller*, E: Aus sieben Jahrhunderten der Geschichte Beuggens 1246–1920, Wernigerode ³1924 und *ders.*, Das Deutschordenshaus Beuggen. In Badische Heimat 19 (1932), S. 79–85.
- ³⁵ Solange eine Balleigeschichte von den Anfängen bis ins 19. Jahrhundert fehlt – umfangreiches Archivmaterial s. im HStAST B 343–348 (von mir teilweise schon geprüft) –, kann neben *Heim* (wie Anm. 34) vorerst nur auf *Demel*, Besitzungen (wie Anm. 2) verwiesen werden.
- ³⁶ Akten im DOZA GK 719/14; die Auswertung bei *Voigt* (wie Anm. 3) S. 290–292; *Hofmann*, Staat (Anm. 3) S. 261–264; *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 33–35; über die Begleitung des Balleioberen nach Mergentheim vgl. den BK-Beschluß des Altshausener Balleikapitels vom 17.–18. Februar 1606 (Orig. im HStAST B 347 Bü. 384).
- ³⁷ Zu ihm vgl. die Personalangaben bei *Demel*, Besitzungen (Anm. 2) S. 45–47.
- ³⁸ DOZA GK 719/14, fol. 9v.
- ³⁹ *Hirn*, Josef: Erzherzog Maximilian der Deutschmeister, Regent von Tirol, 2 Bde., Innsbruck 1915 und 1936; *Moser* Heinz – *Tursky*, Heinz: Die Münzstätte Hall in Tirol 1477–1665, Innsbruck 1977, S. 203–240.

- ⁴⁰ Vgl. das Orig. des BK-Abschieds vom 23. bis 25. Februar 1609 in Altshausen im HStASt B 347 Bü. 384.
- ⁴¹ Ebd.; DOZA Or 621/2 (Nr. 192), fol. 2r.
- ⁴² Hofmann, Staat (Anm. 3) S. 386; Moser-Tursky (Anm. 39) S. 237.
- ⁴³ Vgl. die Belege bei Moser-Tursky S. 241–271.
- ⁴⁴ DOZA HM 490 (Orig. des ehg. Briefes vom 13. November 1619 aus Wien und vom 7. Dezember 1619 aus Werfen an Stadion).
- ⁴⁵ Kriegsarchiv Wien (Abt. 4 des Österreichischen Staatsarchivs) Bestallung Nr. 1025 (Xerox im DOZA V 4543); ADB 35. Bd. S. 369; Veltzé Alois: Die Wiener Stadtguardia 1531–1641, Wien 1902, S. 150.
- ⁴⁶ Veltzé (Anm. 45) S. 150; s. auch ADB 35. Bd. S. 369.
- ⁴⁷ ADB 35. Bd. S. 369.
- ⁴⁸ DOZA Or 621/2 (Nr. 192) fol. 2r.
- ⁴⁹ Demel, Besitzungen (wie Anm. 2) S. 22, Anm. 36 (Lit.), 58, 69.
- ⁵⁰ DOZA Urk. zum Datum: zum Tod Thumbs vgl. Demel, Besitzungen (Anm. 2) S. 45 (Anm. 174).
- ⁵¹ War das Amt eines Balleioberen (Landkomturs) in einer Provinz (Ballei) des Ordens durch Tod oder wegen anderer Gründe (z.B. Absetzung, Krankheit) erledigt, so wurden zwei Balleiadministratoren bestellt (meistens die beiden ältesten Ratsgebietiger – zu diesem Terminus vgl. Demel, Priesterseminar [wie Anm. 3] S. 43, Anm. 16 –) durch das zusammengerufene Balleikapitel; aus beiden vom Balleikapitel gewählten Kandidaten wurde durch den Hoch- und Deutschmeister ein sogenannter „Ballei-Statthalter“ konfirmiert, der nun an der Spitze der Ordensprovinz solange stand, bis ein folgendes Generalkapitel dem höchsten Oberen Gelegenheit gab, ihn als Landkomtur zu bestätigen. Fand kein Generalkapitel statt, konnte der Hoch- und Deutschmeister in Abstimmung mit den übrigen Landkomturen vorher schon ein neues Balleiobershaupt bestimmen und ihm den ordensüblichen Revers abfordern: vgl. dazu DOZA Hs 411, fol. 313–321.
- ⁵² DOZA Urk. z. Datum; Demel, Besitzungen (Anm. 2) S. 58, Anm. 5.
- ⁵³ DOZA GK 723/3, fol. 42–47 (= die Punkte 2–4 des GK 1627/28).
- ⁵⁴ DOZA HM 489; ADB 35. Bd. 370.
- ⁵⁵ Zu ihm vgl. Voigt (Anm. 3) II S. 327–342; Hofmann, Staat (Anm. 3) S. 252–255; Demel, Residenz (wie Anm. 2) S. 188; ders., Orden (wie Anm. 2) S. 192–206.
- ⁵⁶ Eberl (Anm. 7) S. 5 f., 17, 54–56, 82; Hohenegger-Zierler (wie Anm. 7) I, S. 48, 82, 84–88, 114, 128–133.
- ⁵⁷ Zu ihm vgl. Eberl (Anm. 7) S. 17, 83 f., 87, 779.
- ⁵⁸ BStBM clm 26493, fol. 7r; HStAM, KL-445/1, fol. 12; Eberl (wie Anm. 7) S. 17, 84 und 98; Hohenegger-Zierler (Anm. 7) I, S. 150 f.
- ⁵⁹ Hohenegger-Zierler (Anm. 7) 150 f.; vgl. auch Anm. 58.
- ⁶⁰ BStBM clm 26493, fol. 7r (= HStAM, KL-445/1, fol. 12) heißt es identisch: „*Tunc in illis partibus Franciae orientalis fratres Capucini primum visi sunt, qui ab Haereticis multa perpassi, a multis tamen etiam velut Apostolici honorati & (in HStAM KL 445/1, fol. 12 aufgelöst in „et“) accepti fuerunt [bzw. „sunt“: HStAM, KL-445/1, fol. 12].*“
- ⁶¹ Wie Anm. 60; schon bei der Anreise der beiden Patres über Donauwörth und Nördlingen nach Mergentheim hatten die Bettelmönche den argen Spott der Leute zu spüren bekommen: Vgl. Hohenegger-Zierler (Anm. 7) I S. 150 f.
- ⁶² Eberl (wie Anm. 7) S. 56.
- ⁶³ Wie Anm. 62; im DOZA HM 489 findet sich der Auszug eines Briefes dieses hochmeisterlichen Beichtvaters vom 17. Dezember 1641 aus Innsbruck an den P. Anselm, Prediger zu Mergentheim, worin er über Stadions Tod – neben anderem – folgendes mitteilt: „...*Desßen Ich mich aber trösten und auch erfreien thuet, ist eben die weill Ihr Hochfn. Gn. in einem armen schlechten baurnheiße seinen geist alß ein wahrer filius S. Seraphici Pris [d.h. Patris] nostri Francisci Gott seinem Schöpfer hat aufgeben. Zum andern und sonderlich die weill solicher Todtfahl in ipso festo Praesentationis B.M.V. geschehen ist, hat die aller gnadenreihiste Jungkhfrau Maria Ihr gar lieben und treuen diener, wie Er dan in warheit ein rechter wahrer liebhaber unnd diener der Muetter Gottes gewesen, andisßen Ihren heiligen Praesentation Tag wöllen hierinen verehren, und der Göttlichen Maystet in dem Tempell der Ewigen Seeligkeit praesentieren und aufopfern, darin Ich gleichsam kheinen Zweifel hab...*“
- ⁶⁴ Vgl. die Belege in Anm. 56–63; Brief Stadions an Kapuziner vom 22. April 1628 s. StAL B 244 Bü. 128 (Konzept).
- ⁶⁵ Umfangreiches Material zur Schwedenzeit (auch für die Jahre bis 1649) s. StAL B 243 Bü. 37; Demel, Priesterseminar (Anm. 3) S. 53–68; Hofmann, Staat (Anm. 3) S. 252–254.
- ⁶⁶ Akten im DOZA HM 489.

- ⁶⁷ Kopien im DOZA HM 489 und in Molitors Bericht/Mergentheim: StAL B 244 Bü. 136.
- ⁶⁸ Zu ihm vgl. die Personalangaben bei *Eberl* (wie Anm. 7) S. 88 f. und 779.
- ⁶⁹ Vgl. das Schreiben Stadions an Ehrenberg mit der Empfehlung für den Würzburger Guardian vom 7. Februar 1628 im StAL B 279/1/Bü. 35; Stadion an die Kapuzinerkapitularen zu Augsburg: Konzept im StAL B 244 Bü. 128 und Molitors Bericht/Mergentheim: B 244 Bü. 136; über seine beratende Funktion bei der Ansiedlung der Kapuziner in Neckarsulm s. sein Originalschreiben an Stadion vom 15. Dezember 1638 im StAL B 267 Bü. 260; vgl. auch Original des Schreibens des P. Remigius vom 20. Juli 1628 an Stadion aus Würzburg im StAL B 262 Bü. 110; ferner Bischof von Bamberg an Stadion (Orig. aus Kissingen vom 12.8.1628) an Stadion ebd. B 262 Bü. 110.
- ⁷⁰ Eine Liste der Mergentheimer Guardiane von 1628–1708 s. StAL B 244 Bü. 129 (nach Material des Mergentheimer Archivs durch Molitor erstellt).
- ⁷¹ Extrakt des Briefes des Kapuzinerprovinzials an den Mergentheimer Guardian vom 11. Dezember 1641 aus Regensburg s. DOZA HM 489; mit diesem Brief beantwortet der Provinzobere die Anfrage des Hausoberen vom 2. Dezember 1641; ebd. auch ein Brief des P. Remigius an P. Anselm (Kopie) bezüglich der Modalitäten bei der Beerdigung Stadions in der Kapuzinerkirche.
- ⁷² Wie Anm. 71.
- ⁷³ Die gegenreformatorischen Absichten Stadions erläutert für Mergentheim Molitors Bericht/Mergentheim (StAL B 244 Bü. 136) wie folgt: „Die Wahrhafftige Endursach, und das gehabter hauptabsehen . . . die familiam reverendorum Patrum Capucinatorum zu introduciren, ist principaliter und alleinig die Vermehr- undt befürderung des Gottesdiensts, so dann die Ausbrait- und forthpflanzung der Römisch Catholischer Religion, sonderbah in des hohen Ordens gebieth, und bey denen zum Haus Mergentheim, als gegenwärtiger residence, gehörigen underthanen, welche mehren theils dispergirter mit denen der Augspurgischer Confession zugethanen örthern allenthalben gleichsamb umgeben, theils auch . . . in vermischter gemeinschaft thun leben, undt wohnen . . .“). Bezüglich der Errichtung eines Kapuzinerhospizes (vgl. später) in Neckarsulm 1638 bemerkt der gleiche Archivar des Ordens anhand Mergentheimer Archivalien am 26. Juli 1721 (s. StAL B 267 Bü. 279): „Den Anlaß zur Aufferbawung Eines Capuciner Closters, und Kirchen zu Neckarsulm hatt Jener Gottseliger Eyffer gleichfahls Excitirt . . . mithin und damit auch Andere des hohen Ordens angehörige underthanen am Neckar, welche gleichfahls mehrentheils mit denen der Augspurgischen Confession Verwandten benachbarten orthen gleich denen an der Tauber umzinglet, sowohlen durch Vermehrung des Gottesdiensts, als auch der römisch Catholischer Religion, undt glaubens forth-Pflanz-undt Ausbreitung mögten Consolirt werden . . .“; zur Gesamthematik der Gegenreformation vgl. Zeeden, Ernst Walter (Hrg.): Gegenreformation (Wege der Forschung Band CCCXI), Darmstadt 1973. Spezialuntersuchungen aus dem DO-Gebiet fehlen bisher.
- ⁷⁴ Urban, Helmut: Das Restitutionsedikt. Versuch einer Interpretation. Diss. phil. Berlin(-West), München 1968.
- ⁷⁵ Zur Reichs- und Kreisstandschaft des Deutschmeisters vgl. *Demel*, Besitzungen (wie Anm. 2) S. 50–53; *ders.*, Orden (wie Anm. 2) S. 196–207.
- ⁷⁶ *Hofmann*, Staat (Anm. 3) S. 252; vgl. auch die Belege in Anm. 376.
- ⁷⁷ Bericht Molitors im StAL B 244 Bü. 136; am 11. Juli 1628 war der Kapuzinerguardian beim Hexenverhör beteiligt; am 23. September 1628 nahmen die Kapuziner zusammen mit dem Stadtpfarrer am Exorzismus im Gefängnis teil: StAL B 262 Bü. 78 (= Bü. 80).
- ⁷⁸ Stadion an die Kapuzinerkapitularen vom 22.4.1628 aus Mergentheim: Konzept im StAL B 244 Bü. 128.
- ⁷⁹ BStBM clm 26493, fol. 38v; HStAM, KL-445/1, fol. 61–62; *Eberl* (wie Anm. 7) S. 98 f.
- ⁸⁰ StAL B 236 Bü. 46 und DOZA Hs 436, Anhang fol. 80r.
- ⁸¹ Eine Opposition ist mir nicht bekanntgeworden.
- ⁸² StAL B 244 Bü. 128 und Bü. 136 (im Bericht Molitors).
- ⁸³ BStBM clm 26493, fol. 38v und 40r; HStAM, KL-445/1, fol. 61–62.
- ⁸⁴ Vgl. Anm. 19 mit den Belegen; die Benediktion durch den DOP Weiß ist übrigens auch im StAL B 236 Bü. 46 eigens belegt.
- ⁸⁵ Stadion an den fränkischen Landkomtur und die übrigen Komture (bzw. Hauskomture): Konzept im StAL B 244 Bü. 128 vom 11. September 1629.
- ⁸⁶ Stadion an Ehrenberg vom 16. September 1629: Konzept im StAL B 244 Bü. 128.
- ⁸⁷ StAL B 244 Bü. 128 vom 16.9.1629 (wie an Ehrenberg); zur Person des Bischofs vgl. *Looshorn*, Johann: Die Geschichte des Bistums Bamberg, VI. Bd. (Bamberg 1906) S. 7–298; *Deinlein*, Michael von: Zur Geschichte des Fürstbischofs Johann Georg II. Fuchs von Dornheim (1623–1633). In: 40. Bericht des Histor. Vereins Bamberg (1878) S. 1–41; *Merzbacher* (wie Anm. 9) S. 55 f.; 1626 hatte er die Kapuziner nach Bamberg geholt: vgl. *Maierhöfer*, Isolde: Bamberg,

Geschichte und Kunst, Bamberg 1973, S. 59.

⁸⁸ StAL B 244 Bü. 128.

⁸⁹ Zur Person vgl. die Personaldaten bei *Hopfenzitz*, Josef: Kommende Oettingen Deutschen Ordens (1242–1805). Recht und Wirtschaft im territorialen Spannungsfeld. (QuStDO 33), Bonn-Godesberg 1975, S. 247 f.

⁹⁰ Zu ihm vgl. ebd. S. 250; am 3. August 1663 wurde er zum Statthalter der Ballei Franken ernannt, leistete am gleichen Tag (als Komtur von Kapfenburg und Ratsgebietiger der Provinz) den üblichen Amtseid (s. beide Urk. zum Datum im DOZA), wurde am 26. März 1664 beim GK in Mergentheim zum fränkischen Balleivorstand bestellt und leistete noch am 26. März des Jahres in der Tauberstadt (vgl. DOZA Urk. zum Datum) den Amtseid; er starb am 27. März 1668 im 65. Lebensjahr: DOZA V 1709 und 2396.

⁹¹ StAL B 244 Bü. 128.

⁹² *Demel*, Residenz (Anm. 2) S. 149, Anm. 16; umfangreiches m.W. noch nicht ausgewertetes Material zum Kloster s. StAL B 503–504;

⁹³ LThK ²IX458 (A. *Wendehorst*).

⁹⁴ Orig. im StAL B 244, Bü. 128.

⁹⁵ Das genaue Weihedatum ergibt sich aus dem Konzept Stadions an beide Bischöfe vom 16.9. 1629 (StAL B 244 Bü. 128).

⁹⁶ Orig. der Zusage Ehrenbergs vom 17. September und des Bamberger Fürsten vom 18. September 1629 s. StAL B 244 Bü. 128.

⁹⁷ Seine Zusage vom 17.9.1629 im Orig. ebd.

⁹⁸ Molitors Bericht/Mergentheim im StAL B 244 Bü. 136; s. auch BStBM clm 26493, fol 43r und HStAM, KL-445/1, fol. 69 f.; PAM Abt. I-Fach 1-Fasz. 1 (Xerox aus BStBM).

⁹⁹ Orig. aus Ellingen vom 16. September im StAL B 244 Bü. 128.

¹⁰⁰ Über Ellingen als Landkommende vgl. *Grill*, Richard: Die Deutschordens-Landkommende Ellingen. Entstehung und Bedeutung, ihre Stellung im Orden und ihre Auseinandersetzungen mit den Nachbarterritorien (1216 bis 1806), Diss. phil. Erlangen 1957.

¹⁰¹ Seine Reaktion als dortiger Komtur vom 15.9. 1629 s. StAL B 244 Bü. 128.

¹⁰² Nach seinen eigenen Angaben vom 20. Mai 1651 aus Heilbronn (DOZA Or 613/2) war er am 23. April 1606 nach dem GK zu Mergentheim in den Orden als Ritter eingekleidet worden. Zu Malta machte er die von den Ordensstatuten vorgeschriebenen üblichen Kriegszüge („*Caravanan*“ genannt); ab 1610 bis sicher Ende 1634 (DOZA Merg 346/8) war er – bereits kaiserlicher Rat und Kämmerer – Komtur zu Donauwörth; am 10. Juni 1635 (DOZA Urk. zum Datum) war er – Erbstallmeister und „*Fürschneider*“ der fürstlichen Grafschaft Tirol und Ratsgebietiger der Ballei Franken – bis zu seinem Tod am 1. Juni 1655 (DOZA V 2466) Komtur zu Heilbronn.

¹⁰³ Bericht/Mergentheim von Molitor: StAL B 244 Bü. 136; s. auch BStBM clm 26493, fol. 43r; die von dem Archivar Breitenbach (StAL B 236 Bü. 46 und DOZA Hs 436, Anhang fol 81r) behauptete Anwesenheit Nenningsens beim Konsekrationsakt (vgl. auch oben Anm. 99) ist somit zu korrigieren.

¹⁰⁴ Die 1800 Gulden (den Reichsthaler zu 18 Batzen gerechnet) erwähnt die Rentamtsrechnung (StAL B 231 Bü. 1566) vom Jahre 1629/30.

¹⁰⁵ Zu ihm vgl. die Personalangaben bei *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 12, Anm. 59; zu seiner Stellung als Archivar vgl. auch StAL B 244 Bü. 136.

¹⁰⁶ Wie Anm. 105.

¹⁰⁷ Kopie s. StAL B 244 Bü. 128; 1803 befahl der HDM den Abbruch dieses Ganges vom Schloß zum Kloster: vgl. StAL B 301 Bü. 148.

¹⁰⁸ *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 62 (mit weiterer Lit.).

¹⁰⁹ Er war kaiserlicher Kommissar bei den Verhandlungen mit den protestantischen Reichsständen in Frankfurt: *Demel*, Orden (Anm. 2) S. 192, Anm. 137.

¹¹⁰ *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 65; *ders.*, Orden (Anm. 2) S. 192, Anm. 133–136.

¹¹¹ StAL B 244 Bü. 128.

¹¹² Ebd. (Kopie des Briefes vom 29.4.1631 an den Bischof von Konstanz, die Stadion zugesandt wurde).

¹¹³ P. Johannes Baptista (1628–1630); P. Joseph (1630) und P. Michael (1631); ihr Verzeichnis s. StAL B 244 Bü. 129.

¹¹⁴ StAL B 236 Bü. 46 und DOZA Hs 436 Anhang fol. 83r.

¹¹⁵ Zu ihm vgl. *Demel* Priesterseminar (Anm. 3) S. 62 f.

¹¹⁶ Kopie im StAL B 244 Bü. 128.

¹¹⁷ *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 64.

¹¹⁸ StAL B 236 Bü. 46 und DOZA Hs 436 Anhang fol. 83v; BStBM clm 26493 fol. 46r-v.

¹¹⁹ *Demel*, Orden (Anm. 2) S. 192, Anm. 136.

- 120 Extrakt seines Briefes an Stadion aus Mergentheim s. StAL B 244 Bü. 128.
- 121 StAL B 244 Bü. 128.
- 122 Ebd.
- 123 Ebd.
- 124 StAL B 236 Bü. 46.
- 125 StAL B 244 Bü. 128.
- 126 StAL B 236 Bü. 46; Inquisition bei Caspar Herdle (17. III. 1636) s. StAL B 262 Bü. 120, bei Matthias Wieder ebd. StAL B 262 Bü. 123 (Urfehde vom 26. III. 1637).
- 127 Molitors Bericht/Mergentheim im StAL B 244 Bü. 136; das Berichtsschreiben der Ordensregierung an Stadion vom 4. Mai 1635 s. StAL B 244 Bü. 128.
- 128 Ebd.
- 129 Ebd. Konzept Stadions an Hatzfeld; zum Ganzen s. auch StAL B 236 Bü. 46.
- 130 BStBM clm 26493 fol. 78r und HStAM, KL-445/1, fol. 150 f.; Molitors Bericht/Mergentheim im StAL B 244 Bü. 136.
- 131 Orig. im StAL B 244 Bü. 128.
- 132 Kredential Hatzfelds für Stumpf vom 17.10.1637 im Orig. im StAL B 244 Bü. 128; zur Person des Weihbischöfs vgl. *Reininger* (Anm. 12) S. 230–233.
- 133 Belege wie Anm. 132.
- 134 Text in Molitors Bericht/Mergentheim: StAL B 244 Bü. 136 und StAL B 236 Bü. 46.
- 135 Die Drucklegung meines diesbezüglichen Vortrags (vgl. einen Auszug in der „Zeitschrift des Ordens für seine Brüder, Schwestern, Familiaren und Freunde“ 4/1977, S. 6–9) ist geplant. Über die Weihe der Mergentheimer Klosterkirche zu Ehren der hl. Landgräfin von Thüringen s. StAL B 236 Bü. 46; BStBM cl. 26493, fol. 78r und HStAM, KL-445/1, fol. 150 f. wird ergänzend bemerkt, daß der Hauptaltar auch der Gottesmutter und dem hl. Kilian geweiht war, der Altar zur Linken dem Märtyrer Georg, der Altar zur Rechten aber dem Ordensstifter.
- 136 Belege wie Anm. 134.
- 137 StAL B 231/Bü. 1574.
- 138 StAL B 244 Bü. 144 (1 und 2); die Bausumme von 13000 Gulden nennen – wohl nicht ganz exakt – *Eberl* (wie Anm. 7) S. 99 und *Hohenegger-Zierler* I S. 254.
- 139 StAL B 244 Bü. 144 (2).
- 140 Nach StAL B 244 Bü. 129 Guardian im Jahre 1638.
- 141 StAL B 244 Bü. 128; zehn Jahre früher hatte der römische Ordensagent Camillus Cattaneus die von Stadion am 20. Oktober 1628 erbetene Beichterlaubnis der Regularien für die Weltleute nicht vom Papst erwirken können: vgl. Reaktion des Ordensagenten an Stadion vom 18. November 1628 und Schreiben Stadions an ihn ebd. im StAL.
- 142 Nach StAL B 236 Bü. 46 und DOZA Hs 436 Anhang 100r-v verrichteten sie von Null Uhr bis 2 Uhr und von 4 bis 5 Uhr morgens das Chorgebet; dann folgte im Sommer um 5 Uhr die erste hl. Messe (im Winter erst um 6 Uhr); bis 11 Uhr morgens folgten dann die übrigen Messen. Nachmittags um 2 Uhr folgte abermals das Chorgebet. Daneben waren die übrigen Verpflichtungen der Gottesdienste, des Predigens und Beichtthörens.
- 143 Vgl. unten die Anm. 288; zur Person dieses Hoch- und Deutschmeisters vgl. die Monographie von *Oldenhage*, Klaus: Kurfürst Erzherzog Maximilian Franz als Hoch- und Deutschmeister (1780–1801) (QuStDO 34) Bad Godesberg 1969.
- 144 Zu ihm vgl. *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 153, Anm. 575; sein Urteil s. StAL B 236 Bü. 46.
- 145 Stadion an die Kapuzinerkapitularen vom 22.4.1628 (Konzept im StAL B 244 Bü. 128); Stadion an den Kapuzinerprovinzial vom 12. April 1638 (Konzept im StAL B 267 Bü. 260).
- 146 ADB 35. Bd. S. 370.
- 147 Molitors Bericht/Mergentheim: StAL B 244 Bü. 136.
- 148 DOZA Merg. 282, fol. 176r–185v; die Predigt dabei hielt P. Guardian Anselm.
- 149 Dies erläutert Molitors Bericht/Mergentheim vom 6. August 1721 im StAL B 244 Bü. 136.
- 150 Molitors Bericht/Mergentheim: StAL B 244 Bü. 136; ebd. B 236 Bü. 46.
- 151 StAL B 244 Bü. 136 (vom Jahre 1756); ebd. auch die Angaben Molitors; vgl. ferner StAL B 236 Bü. 46.
- 152 *Demel*, Residenz (Anm. 2) S. 179; das umfangreiche Archivmaterial bezüglich dieser Zentralbehörde im StAL ist bislang noch kaum ausgewertet.
- 153 Wie Anm. 151.
- 154 Vgl. Anm. 298 (für Mergentheim) und die Anm. 311–316 (für Neckarsulm).
- 155 Vgl. z.B. für 1647 die Bemerkungen *Eberls* (Anm. 7) S. 155.
- 156 Belege bei *Demel*, Residenz (Anm. 2) S. 188, Anm. 313–317.
- 157 Vgl. das Schreiben der Stadt Neckarsulm an Stadion vom 6. April 1638 im StAL B 267 Bü. 260; durch Tausch mit dem Erzstift Mainz am 7. März 1484 (vgl. die Urk. Nr. 487 im StAL B 342)

- war der DM in Neckarsulm Territorialherr geworden; vgl. StAL B 342 Bü. 270. Am 4. bzw. 12. März 1667 (vgl. StAL B 342 Urk. Nr. 483–484) und ebd. Bü. 266) war durch Tausch der Pfarrei Krautheim mit den bislang würzburgischen Patronatsrechten der DO Kirchenherr in Neckarsulm geworden – also für die ordentliche Pfarrseelsorge voll verantwortlich.
- ¹⁵⁸ Ebd.
- ¹⁵⁹ Konzept vom 12. April 1638 im StAL B 267 Bü. 260. Stadion nennt – ähnlich irrend auch Molitor in seinem Bericht/Mergentheim im StAL B 267 Bü. 279 – ihn P. Benedikt. Zur Person richtig: *Eberl* (Anm. 7) S. 136, 179.
- ¹⁶⁰ *Eberl* (Anm. 7) S. 143; *Hohenegger-Zierler* (Anm. 7) I S. 274; die Zahl von vier Ordensbrüdern nennt der Ordensgeneral in seinem Brief an den Tiroler Provinzial vom 15. Oktober 1638 aus Paris (Abschrift im StAL B 267 Bü. 260); nur von zwei Ordensangehörigen spricht *Ehrenfried*, P. Adalbert OFMCap, Stifte und Orden in Neckarsulm, Zell am Harmersbach 1974, S. 108; er erwähnt, daß bereits 1635 (ebd. S. 107) Kapuziner während der Pest dem erkrankten Pfarrer in Neckarsulm ausgeholfen haben, ohne freilich einen überzeugenden archivalischen Beleg bringen zu können; letzterem kann ich mich – aufgrund der diesbezüglich nichts erwähnenden Quellen aus dem Mergentheimer Ordensarchiv – nicht anschließen.
- ¹⁶¹ BStBM clm 26493 fol. 88v; HStAM, KL-445/1, fol. 174–176.
- ¹⁶² Vgl. den Brief des Ordensgenerals (im StAL B 267 Bü. 260 [Abschrift]) vom 15. Oktober 1638 aus Paris; über die Gründung in Schlanders – bereits 1626 hatte sich der dortige Komtur des Deutschen Ordens (Gaudenz von Wolkenstein) als Patronatsherr der Pfarrei Schlanders um Kapuziner als Prediger erfolgreich bemüht, die fortan alle Jahre in der Fastenzeit und an allen höheren Festen dort predigten (*Eberl* [Anm. 7] S. 62; *Hohenegger-Zierler* [Anm. 7] I S. 152 f.) – vgl. *Hohenegger-Zierler* (wie Anm. 7) I S. 155–158.
- ¹⁶³ *Eberl* (wie Anm. 7) S. 143; *Hohenegger-Zierler* (wie Anm. 7) I, S. 274; *Ehrenfried* (wie Anm. 160) S. 108.
- ¹⁶⁴ BStBM clm 26493 fol. 88v–89r; HStAM, KL-445/1, fol. 174–176; bes. aber die in der Anm. 163 zitierte Literatur; zur rheinischen Provinz vgl. *Jacobs Arsenius: Die Rheinischen Kapuziner 1611–1725*. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Reform. (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 62), Münster 1933; *Moßmaier, Eberhard: Die Kapuziner in Mainz 1618–1802*, Mainz 1953, S. 11–80; *Linden, Raymund: Vorlesungen zur Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Ordensprovinz der Minderbrüder Kapuziner 1611–1893* (o.O. und o.J.).
- ¹⁶⁵ Wie Anm. 163, bes. *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 108 mit Anm. 4 (S. 171).
- ¹⁶⁶ Abschrift des Briefes im StAL B 267 Bü. 260.
- ¹⁶⁷ Kopie des Briefes des Kölner Provinzials an den Tiroler Oberen vom 30. Oktober 1638 aus Köln s. StAL B 267 Bü. 260.
- ¹⁶⁸ Stadion an den P. Dominik (Provinzial) vom 24. November 1638: Es existieren dazu das Orig. in lateinischer und deutscher Sprache im PAM Abt. I-Fach 4-Fasz. 16/1 und das lateinische Konzept aus der Mergentheimer Kanzlei im StAL B 267 Bü. 260.
- ¹⁶⁹ Der Brief Stadions vom 29. November 1638 ist erschlossen aus der Antwort des P. Remigius vom 15. Dezember 1638 (Orig. im StAL B 267 Bü. 260).
- ¹⁷⁰ Brief Stadions an ihn vom 30. November 1638 s. im Orig. im StAL B 267 Bü. 260; Lichtensteins Antwort vom 11. Dezember 1638 aus Horneck s. ebd.; zur Person vgl. *Irgang, Winfried: Freudenthal als Herrschaft des Deutschen Ordens 1621–1725* (QuStDO 25), Bonn-Godesberg 1971, S. 231; zur variierenden Schreibweise seines Familiennamens s. Anm. 200.
- ¹⁷¹ Orig. im PAM Abt. I-Fach 4-Fasz. 16/1.
- ¹⁷² Wie Anm. 168.
- ¹⁷³ Vgl. die Briefe des Provinzials P. Dominik und des P. Remigius an Stadion vom 14. bzw. 15. Dezember 1638 im StAL B 267 Bü. 260.
- ¹⁷⁴ Das lat. Schriftstück Stadions vom 24. November 1638 s. PAM-Abt. I-Fach 4-Fasz. 16/1.
- ¹⁷⁵ P. Remigius an Stadion: Orig. vom 15. Dez. 1638 aus München: StAL B 267 Bü. 260.
- ¹⁷⁶ Orig. im PAM-Abt. I-Fach 4-Fasz. 16/1; eine Abschrift auch im StAL B 267 Bü. 260. Falsche Datierung auf 22. Oktober bei *Hohenegger-Zierler* (wie Anm. 7) I S. 274.
- ¹⁷⁷ BStBM clm 26493 fol. 89v; HStAM, KL-445/1, fol. 176.
- ¹⁷⁸ *Hohenegger-Zierler* (Anm. 7) I S. 274.
- ¹⁷⁹ Ebd. S. 275 und *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 108 und 171 Anm. 4.
- ¹⁸⁰ Mergentheimer Ordensregierung an den Komtur von Winnenden vom 5. Dezember 1639 aus Mergentheim: Kopie im StAL B 267 Bü. 260.
- ¹⁸¹ Molitors Bericht/Neckarsulm: StAL B 267 Bü. 279; *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 109; zum Ganzen vgl. auch das Orig. des Briefes des Neckarsulmer „Rural Dechandten“ und Pfarrers Georg Geiger vom 18. März 1640 (StAL B 267 Bü. 260) an den Hornecker Komtur Lichtenstein.
- ¹⁸² *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 109.

- 183 Vgl. PAM-Abt. I-Fach 4-Fasz. 16/1; Kopie im StAL B 267 Bü. 260; eine falsche Datierung auf den 28. Oktober bei *Hohenegger-Zierler* (Anm. 7) I S. 275.
- 184 Kopie im StAL B 267 Bü. 260.
- 185 Wie Anm. 183.
- 186 BSzBM clm 26493 fol. 109r-v und HStAM KL-445/1, fol. 210 f; *Eberl* (wie Anm. 7) S. 153.
- 187 *Eberl* (Anm. 7) S. 155.
- 188 *Hohenegger-Zierler* I S. 275.
- 189 StAL B 267 Bü. 260 vom 5. Oktober 1654 (Kopie); *Hohenegger-Zierler* (Anm. 7) I S. 275.
- 190 Orig. der Bittschrift beim Orig. des Schreibens des Ehg. vom 3. April 1655 (StAL B 267 B 260).
- 191 StAL B 267 Bü. 260; die mehrmalige Intervention der verantwortlichen Bürger von Neckarsulm bezüglich der Ansiedlung von Kapuzinern zeigt, daß auch hier das „Bild einer allein obrigkeitlich bestimmten Gegenreformation“ korrekturbedürftig sein dürfte: vgl. dazu *Press, Volker*: Städtischer Rat, Benefiziaten und geistliche Orden – die Grundlagen der barocken Frömmigkeit. In: *Stadt Erding. Chronik, Bilderbogen, Dokumente*, Erding 1978, S. 129–139, bes. S. 131, 138 f.
- 192 Akten ebd.; Kurzregesten auch bei Bericht/Neckarsulm (Molitors) im StAL B 267 Bü. 279; *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 70–73.
- 193 StAL B 267 Bü. 260.
- 194 Ebd.; zur Zerstörung der Burg im Jahre 1525 vgl. *Demel*, Residenz (Anm. 2) S. 153 f.; über einen beim Klosterbau verwendeten Stein vom Scheuerberg s. die Abbildung bei *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 112.
- 195 Vgl. den Text des bei *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 111 reproduzierten Briefes vom 20. September 1655; s. ferner das Orig. des Berichtes des Amtmanns an die Mergentheimer Regierung vom 20. Oktober 1655 im StAL B 267 Bü. 260.
- 196 Kostenvoranschlag s. im StAL B 267 Bü. 260; Pläne bei *Ehrenfried* (wie Anm. 16) S. 114 f.
- 197 Bei den Nürnberger Friedensexekutionsverhandlungen als kursächsischer Prinzipalgesandter tätig, konvertierte er am 2. Mai 1652 in Mergentheim zur kath. Kirche, wurde in der Taubertstadt zum Ordensritter eingekleidet, danach Komtur auf der Kapfenburg und am 29. November 1655 Ratsgebietiger der fränk. Ballei. Bereits am 12. Januar 1655 war er zum Statthalter des Meisters in Mergentheim ernannt worden; er starb am 4. Februar 1656 (DOZA 2453 f.) daselbst und fand in der Pfarrkirche unweit des Hochaltars seine letzte irdische Ruhestätte: DOZA Hs 467.
- 198 Extrakt des Hofratsbeschlusses im StAL B 267 Bü. 260; daß es sich um die Hilfe von 3000 Gulden handelt, zeigt das Schreiben des Ehg. an seine Reg. vom 17. Dezember 1660; StAL B 267 Bü. 260.
- 199 Vgl. die beiden Schreiben des Ehg. vom 28. November 1657 und vom 17. Dezember 1660 im StAL B 267 Bü. 260.
- 200 Vgl. die zahlreichen Schriftstücke der Jahre 1656–1663 im StAL B 267 Bü. 260; das Schriftstück Lichtensteins an den Provinzial vom 5. April 1661 im PAM – Abt. I-Fach 4-Fasz. 16/1; *Hohenegger-Zierler* (wie Anm. 7) I S. 276; die Schreibweise seines Namens variiert: er selbst (vgl. z.B. seinen Brief an Stadion vom 27. April 1630 aus Horneck im StAL B 279/I Bü. 35) schreibt Liechtenstein.
- 201 DOZA Hs 436 Anhang fol. 95r-v und StAL B 236 Bü. 46; DOZA V 3491; DOZA Merg. 282, fol. 621.
- 202 Vgl. Reg. an HDM vom 2.11.1657 und Antwort des Habsburgers aus Prag vom 28. November 1657 im StAL B 267 Bü. 260.
- 203 Vgl. ebd. den Brief des Provinzials vom 23. August 1660 aus München.
- 204 Ebd. (StAL B 267 Bü. 260).
- 205 Ebd.
- 206 Ebd. (HDM an seine Mergentheimer Reg. zum Datum).
- 207 Orig. ebd.
- 208 PAM – Abt. I-Fach 4-Fasz. 16/1.
- 209 Zu ihm vgl. *Eberl* (Anm. 7) S. 143 (als Hausoberer in Neckarsulm) und als Provinzoberer ebd. S. 173 und 779.
- 210 StAL B 267 Bü. 260 (Orig.)
- 211 Ebd.
- 212 Vgl. den Bericht Lichtensteins an den HDM vom 5. Juli 1661 ebd.; *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 116 nennt Lichtenstein irrtümlich Deutschmeister; vgl. zum Ganzen auch *Hohenegger-Zierler* (Anm. 7) I S. 276.
- 213 *Hohenegger-Zierler* (Anm. 7) I S. 276.
- 214 StAL B 267 Bü. 260.
- 215 Vgl. ebd. das Schreiben von Ampringens an v. Roggenbach vom 28. November 1663.
- 216 Vgl. ebd. das Extrakt aus dem Hofratsprotokoll vom 14. August 1662.

- 217 Ebd.
- 218 Zum Tod des Ehgs. vgl. *Taddey* (Anm. 3) S. 710 (Karl *Vocelka*); *Hofmann*, Staat 3) S. 386.
- 219 StAL B 267 Bü. 260.
- 220 Ebd. im Schreiben vom 15. November 1662.
- 221 Vgl. den Aktenbericht Molitors im StAL B 267 Bü. 279.
- 222 StAL B 267 Bü. 260; fast vier Jahre später konnte am 20. August 1666 (Urk. im StAL B 342 Nr. 482) einvernehmlich zwischen der Stadt Neckarsulm und dem Kapuzinerkloster die Wasserversorgung der Ordensniederlassung sicher gestellt werden.
- 223 Ebd. (Orig.)
- 224 DOZA V 2416; *Irgang* (Anm. 170) S. 231.
- 225 *Eberl* (Anm. 7) S. 143.
- 226 Vgl. das Schriftstück vom 27. September 1663 im StAL B 267 Bü. 260; eine Kopie seines Testamentes im DOZA V 3491 (vom 3. Juni 1663 aus Mergentheim).
- 227 StAL B 267 Bü. 260; Kurzregest mit falscher Datierung auf den 21. August 1664 auch ebd. Bü. 279 (im Bericht Molitors/Neckarsulm).
- 228 *Eberl* (Anm. 7) S. 144) *Hohenegger-Zierler* (Anm. 7) I S. 276; *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 120.
- 229 Zu ihm vgl. *Reininger* (Anm. 12) S. 233–245.
- 230 Bei diesem Vortrag kann keine Hausgeschichte beider Niederlassungen geboten werden, obwohl wesentliche Momente erwähnt werden.
- 231 Vgl. die Aufstellung bei *Hofmann*, Staat (Anm. 3) S. 503 f.; *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 247.
- 232 Vgl. die Belege wie Anm. 233; 1666 (StAL B 267 B 267 Bü. 279) steuerte der am 10. August 1655 (StAL B 273/I Bü. 108 und Bü. 110) zum Ordenskanzler bestellte Sebastian Poth – am 25. September 1654 (StAL B 273/I Bü. 109) war er als Kanzleidirektor zu Mergentheim zum Vizekanzler ernannt worden – zusätzlich zu den 100 Gulden des HDMs 30 Gulden aus seiner Tasche bei; Poth starb 1673 und wurde am 28. Dezember 1673 in der St. Anna Kapelle der Mergentheimer Pfarrkirche beigesetzt; der Kapuziner, P. Joseph aus München, hielt ihm die Leichenpredigt, die auch im Druck erschien (Exemplar StAL B 273/I Bü. 154).
- 233 Vgl. das „*Privilegium filiationis F.P. Capucinatorum*“ des Provinzials P. Cornelius (Orig. vom 10. September 1626 im StAL B 244 Bü. 137) der rheinischen Kapuzinerprovinz für den Ordenskanzler Dr. Johann Eustach von Soll und dessen Gattin, für den Ordensrat Dr. Stephan Baumann und seine Familie; ein gleiches Privileg durch den bayerischen Kapuzinerprovinzial P. Benno Mayr vom 28. Dezember 1691 für den DOR Franz Ludwig Graf von Leiblfing (zu ihm vgl. die Unterlagen im DOZA Ri 244 Nr. 1021; er war Komtur zu Kronweißenburg (im Elsaß) und gleichzeitig Hauskomtur und Trißler zu Ellingen; er starb am 6. März 1695 als Komtur von Ulm: DOZA V 1526 und V 3330).
- 234 StAL B 244 Bü. 128–149 B 236 Bü. 46 (zum Mergentheimer Kloster) und B 267 Bü. 260–279 und B 307 Bü. 81 (zum Kloster in Neckarsulm).
- 235 DOZA Hs 436 Anhang fol. 79r–101r; DOZA GKP 1732–1809; DOZA Merg. 282 und 284; V 2132 und V 1110 (Almosen von 100 rheinischen Gulden für das Mergentheimer Kloster); Stadtarchivar Leo Springer (Bad Mergentheim) teilte mir brieflich und direkt dankenswerterweise mit, daß er keine diesbezüglichen Archivalien zum Bau des Kapuzinerklosters ermitteln konnte.
- 236 StAL B 244 Bü. 133; zu Klüppel s. *Irgang* (Anm. 170) S. 228.
- 237 Dies ergab die Kontrolle der in Anm. 234 und 235 geprüften Quellen.
- 238 Akten zum Kloster in Mergentheim im StAL B 244 Bü. 137 a (für die Jahre 1740–1775); vgl. die Berichte Molitors vom Jahre 1721 im StAL B 244 Bü. 136 (für Mergentheim) und B 267 Bü. 279 (für Neckarsulm) (identisch mit Bü. 261); DOZA V 1110; DOZA GKP 1751, März 11 und August 21; 1755, Februar 23; 1765, Februar 16, Nr. 5; 1780 Januar 25, Nr. 2; zu den Almosen in Neckarsulm s. auch StAL B 267 Bü. 260.
- 239 DOZA Hs 436 Anhang fol. 97r–99v; StAL B 236 Bü. 46.
- 240 *Mayer* (Anm. 6) S. 21; *Eberl* (Anm. 7) S. 1.
- 241 BStBM cIm 26493 fol 278r–285r; HStAM KL-445/1, fol. 448; *Eberl* (Anm. 7) S. 187–193, bes. 191; *Wickart* (wie Anm. 1) Bullarium IV (Rom 1746) S. 129–133.
- 242 *Wickart* (Anm. 1) Bullarium IV (Rom 1746) S. 157–162; *Eberl* (Anm. 7) S. 252–255.
- 243 HStAM KL-445/1a, fol. 123–146; PAM – Abt. 1-Fach 4-Fasz. 1: Kapuzinerkapitel vom 22. April 1711 in Landshut; *Eberl* (Anm. 7) S. 254 f.
- 244 Zum Verhältnis des Deutschmeistertums zur fränkischen Ballei mit der 1444 beginnenden Verzahnung s. *Demel*, Besitzungen (Anm. 2) S. 29–57; *ders.* Residenz (Anm. 2) S. 151–212 (Lit.).
- 245 BStBM cIm 26493, fol. 210r.
- 246 *Urban* (Anm. 74).
- 247 *Grill* (Anm. 100) S. 56.

- ²⁴⁸ Wie Anm. 245.
- ²⁴⁹ *Juhnke*, Leo: Aus der Geschichte des Deutschordensamtes Dinkelsbühl. In: Mitteilungen aus der Geschichte Dinkelsbühls und seiner Umgebung 33. Jg. Nr. 4 (Beilage der „Fränkischen Landeszeitung“ vom 20. Oktober 1951) S. 25–31 und *ders.*, Aus der Geschichte des Deutschordensamtes Dinkelsbühl. In: Mitteilungen . . . 34. Jg. (Nr. 2 Beilage der „Fränkischen Landeszeitung“ vom 22. März 1952) S. 9–16.
- ²⁵⁰ Eine Niederlassung der fränkischen Kapuzinerprovinz: vgl. *Eberl* (Anm. 7) S. 255; s. auch die Belege in Anm. 242 f.; Zitat bei *Juhnke* (Anm. 249) S. 10.
- ²⁵¹ DOZA GKP 1736, September 25.
- ²⁵² Zu ihm vgl. die Biographie als HDM von *Nießen*, Michael: Hoch- und Deutschmeister Clemens August Kurfürst von Köln, Diss. phil. masch. Wien 1973.
- ²⁵³ Den Entscheid des HDMs s. DOZA GKP 1736, September 25.
- ²⁵⁴ *Abt*, Ludwig: Geschichte der Deutschordenskirche 1309–1909. In: Festschrift zur Feier des sechshundertjährigen Jubiläums der Deutsch-Ordens-Kirche und des zweihundertjährigen Jubiläums des Deutschen Hauses zu Frankfurt-Sachsenhausen, Frankfurt am Main 1909, S. 36–84; zur Geschichte der Kommende vgl. *Demel*, Bernhard: Die Sachsenhäuser Deutschordens-Kommende von den Anfängen bis zum Verkauf an die Katholische Gemeinde Frankfurt am Main im Jahre 1881. Versuch einer Gesamtübersicht. In: Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte 23 (1971) S. 37–72.
- ²⁵⁵ DOZA GKP 1734, Juli 10.
- ²⁵⁶ Zu ihm vgl. die Personalunterlagen im DOZA Abt. Beamte Karton 604.
- ²⁵⁷ DOZA GKP 1734, August 21.
- ²⁵⁸ DOZA GKP 1734, Dezember 30; die Angabe bei *Abt* (Anm. 254) S. 78 vom Tod am 19. Dezember 1754 ist ein Druckfehler.
- ²⁵⁹ Über diese Zentralbehörde vgl. *Demel*, Residenz (Anm. 2) S. 179 f. (mit den weiteren Belegen).
- ²⁶⁰ DOZA GKP 1734, Dezember 30.
- ²⁶¹ *Abt* (Anm. 254) S. 78; zur Geschichte der frühen Messe vgl. ebd. S. 80.
- ²⁶² DOZA Urk. vom 26. März 1664 (= GK-Abschied vom 18. bis 26. März 1664: Punkt 3 der Kapitelbeschlüsse, fol. 4.
- ²⁶³ StAL B 244 Bü. 137 (Orig. des Briefes vom 13. Mai 1668, das am 18. Mai in Mergentheim vorgelegt wurde).
- ²⁶⁴ *Goetz*, Walter: Die Politik Maximilians I. von Baiern und seiner Verbündeten 1618–1651. II. Teil, Vierter Band (Januar 1628 – Juni 1629) (Briefe und Akten zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. N.F.) München 1948, Nr. 4, S. 4 Anm. 1; *Ulrich* Karl: Die Nürnberger Deutschordenskommende in ihrer Bedeutung für den Katholizismus seit der Glaubenspaltung, Nürnberg 1935, S. 42, Anm. 31.
- ²⁶⁵ Vgl. das Hofratsprotokoll vom 5. September 1628 im StAL B 233 Band 8 (vom 12. Januar 1628 – 24. Januar 1629).
- ²⁶⁶ Vgl. die Spezialuntersuchung von *Ulrich* (wie Anm. 264).
- ²⁶⁷ Vgl. dazu die 1631 in Nürnberg gedruckte Schrift: „Acta, Inn Sachen, So zwischen dem hochlöblichen Ritterlichen Teutschen Orden Klägern an einem dann Burgermaistern unnd Raht deß H. Reichs Stadt Nürnberg Beklagten andern Theils anfänglich am hochlöblichen Kayserl. Cammergericht zu Recht verfangen gewesen unnd noch: von dannen aber Anno 1625 auch an den Hochlöblichen Kayserlichen Reichs-Hof-Rat gezogen seynd . . .“; zum Ganzen vgl. auch *Endres*, Rudolf: Politische Haltung bis zum Eintritt Gustav Adolfs in den Dreißigjährigen Krieg. In: *Pfeiffer* Gerhard (Hrg.): Nürnberg-Geschichte einer europäischen Stadt, München 1971, S. 269–273, hier 273.
- ²⁶⁸ StAL B 233 Band 8.
- ²⁶⁹ *Ulrich* (Anm. 264) S. 43.
- ²⁷⁰ StALB 233 Band 8 vom 5. September 1628.
- ²⁷¹ StAL B 233 Band 8 zum Datum.
- ²⁷² Zur Person vgl. *Ulrich* (Anm. 264) S. 40 und besonders: *Gschließer*, Oswald von: Der Reichshofrat. Bedeutung und Verfassung, Schicksal und Besetzung einer obersten Reichsbehörde von 1559 bis 1809. (= Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte des ehemaligen Österreich 33), Wien 1942, Reprint Nendeln/Liechtenstein 1970, S. 176, 183–185, (nach S. 240 sein Bildnis), 519 f.
- ²⁷³ Vgl. das von *Goetz* (wie Anm. 264) Nr. 4, S. 4 Anm. 1 wiedergegebene Zitat. Polemisch auch die Bemerkung im Hofrats-Protokoll vom 17. Januar 1629 (StAL B 233 Band 8): „... solcheß in Reichshofrath haben einzugeben, damit mann sehen khönne, wie verhasst die Nürnberger den Herren Jesuitern Capucinern und anderen geistlichen Persohnen seyen.“
- ²⁷⁴ Hofrats-Protokoll vom 17. Januar 1629 im StAL B 233 Band 8.

- ²⁷⁵ Ulrich (Anm. 264) S. 43–48; *Demel*, Orden (Anm. 2) S. 192 f. Anm. 138–145 (mit Belegen für die Entwicklung bis 1665).
- ²⁷⁶ Ulrich (Anm. 264) S. 48.
- ²⁷⁷ Ebd. S. 53.
- ²⁷⁸ Annahme des Prager Friedens durch Stadion am 14. August 1635 s. im Orig. im HHStA – Reichskanzlei – Reichstagsakten – Karton 14 e – fol. 272r-v und 273v; daß der Deutsche Orden bis 30. August 1635 im Frieden miteinbegriffen war vgl. auch im HHStA – Reichskanzlei-Friedensakten-Karton 12 b – fol. 106r–108r (eingereiht nach Kurbrandenburg und vor Eichstätt).
- ²⁷⁹ Ulrich (Anm. 264) S. 56 f.
- ²⁸⁰ Linden (Anm. 164) S. 31.
- ²⁸¹ Fuchs, Francois Joseph: Les Catholiques Strasbourgeois de 1529 A 1681. In: Archives de l'Eglise d'Alsace, no. 22, 1975, S. 141–169, hier S. 163 mit Anm. 104 (Den bibliographischen Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Anton Schindling/Würzburg).
- ²⁸² *Demel*, Residenz (Anm. 2) S. 193, Anm. 361; Ulrich (Anm. 264) S. 42 und 56.
- ²⁸³ *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 245 Anm. 15 (in Heilbronn). Zu Nürnberg vgl. Ulrich (Anm. 264) S. 42 f.; Juhnke (Anm. 249) S. 10 (für Dinkelsbühl).
- ²⁸⁴ DOZA Merg. 282 fol. 597r-v; die Leichenpredigt des P. Anselm am 25. Februar 1642 erwähnt der Bericht der Ordensreg. an den HDM vom 28. Februar 1642 (Kopie ebd. fol. 176r-v und 185r); ebd. Merg. 284/3, fol. 60v; s. auch oben Anm. 148.
- ²⁸⁵ P. Guardian Justus (zu ihm vgl. die Liste im StAL B 244 Bü. 129) an Ehg. Leopold Wilhelm: Orig. im StAL B 244 Bü. 133.
- ²⁸⁶ Orig. im StAL B 267 Bü. 260.
- ²⁸⁷ StAL B 244 Bü. 137.
- ²⁸⁸ DOZA GKP 1782, September 13, Nr. 515.
- ²⁸⁹ Zu ihm vgl. Oldenhege (Anm. 143) S. 72 Anm. 191.
- ²⁹⁰ Orig. des hdm. Entscheids vom 11. August 1782 aus Schönbrunn s. DOZA V 2132; DOZA GKP z. Datum: Nr. 436.
- ²⁹¹ Zu ihm vgl. Täubl (Anm. 5) S. 73–191; *Demel*, Besitzungen (Anm. 2) S. 68–72 ders. Priesterseminar (Anm. 3) S. 141–157; die Biographie von Birnbacher, Anna: Erzherzog Anton Viktor Hochmeister des Deutschen Ordens, Diss. phil. masch., Wien 1974, genügt nicht modernen historisch-kritischen Anforderungen.
- ²⁹² Das Schreiben des Ehg. vom 7. März 1806 (StAL B 244 Bü. 140) nimmt darauf Bezug. Die Entscheidung vom 11. Oktober 1805 s. DOZA GKP z. Datum Nr. 1387.
- ²⁹³ Orig. im StAL B 244 Bü. 140 (HDM an die Mergentheimer Reg.)
- ²⁹⁴ Akten im StAL B 244 Bü. 133.
- ²⁹⁵ StAL B 244 Bü. 137.
- ²⁹⁶ DOZA GKP 1751, August 21.
- ²⁹⁷ Zu ihm vgl. Eberl (Anm. 7) S. 333–341.
- ²⁹⁸ Orig. des Briefes vom 26. Juli 1752 im StAL B 244 Bü. 142; der HDM war am 17. August 1700 geboren worden: Nießen (Anm. 252) S. 3; über Klosterreparaturen vgl. die Akten der Jahre 1748–1749 im StAL B 301 Bü. 137; ebd. auch weitere Baumaßnahmen bis 1807.
- ²⁹⁹ DOZA GKP 1752, August 6.
- ³⁰⁰ Nach den Ritterakten des DOZA (Karton 177) am 19. April 1740 zu Ellingen in den Orden aufgenommen, war er von 1745–1748 (DOZA Merg. 282a/6 fol. 54r) zu Mergentheim Hauskomtur [zu diesem Amt s. *Demel*, Residenz (wie Anm. 2) S. 190] und von 1748–1760 Hofratspräsident (DOZA Merg. 282a/6, fol. 58r), auch Komtur zu Frankfurt (seit 1749) und Burgmann zu Friedberg [vgl. Eckhardt, Albrecht: Die Deutschordenskomture von Marburg und Frankfurt-Sachsenhausen als Burgmannen in Friedberg. In: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 20 (1970) S. 206–281, hier S. 268 f.]; im 58. Lebensjahr starb er am 22. März 1772 als Komtur zu Nürnberg und fränkischer Ratsgebietiger: DOZA Ri 177; 1748–1749 hatte er für notwendige Reparaturen am Klostergebäude finanzielle Mittel bereitgestellt: Akten im StAL B 301 Bü. 137.
- ³⁰¹ Orig. aus Würzburg z. Datum im StAL B 244 Bü. 142.
- ³⁰² Zu ihm vgl. die Angaben bei Oldenhege (Anm. 143) S. 79, Anm. 258.
- ³⁰³ Bericht Hirschbergs an Clemens August vom 29. Juli 1752 aus Mergentheim s. im Orig. im StAL B 244 Bü. 142; s. auch DOZA GKP 1752, August 6.
- ³⁰⁴ Zur Geschichte der dortigen Kapuzinerniederlassung am Sitz der kath. Linie der Hohenlohe von 1705–1810 vgl. Eberl (Anm. 7) S. 245, 255–258, 267.
- ³⁰⁵ Orig. zum Datum im StAL B 244 Bü. 142.
- ³⁰⁶ Ebd.; vgl. auch Anm. 303.
- ³⁰⁷ Eberl (Anm. 7) S. 379–383, 679.

- 308 StAL B 244 Bü. 137; DOZA GKP 1780, Mai 2, Nr. 8.
- 309 Vgl. die Akten im StAL B 307 Bü. 81; dort auch die Pläne für das Kirchendach; zum Ganzen auch *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 119.
- 310 Vermerkt auf dem Schreiben (Mergentheim vom 5. Februar 1739) im StAL B 307 Bü. 81; das Bittschreiben des Neckarsulmer Konventes an den HDM vom 19. Oktober 1738 s. ebd.
- 311 Orig. ebd. im StAL B 307 Bü. 81.
- 312 DOZA GKP 1735, Dez. 15; GKP 1735, März 9; 1752, Dez. 3; und Januar 9; GKP 1755, Mai 4; GKP 1765, März 2 Nr. 13; DOZA V 1111 (Almosen 1676); vgl. auch den Beleg aus dem Bericht Molitors im StAL B 267 Bü. 279.
- 313 Orig. im StAL B 307 Bü. 81; zur Person s. *Eberl* (Anm. 7) S. 260.
- 314 Das ergibt sich aus seinem Bittschreiben an Clemens August, das am 8. Januar 1756 in der Mergentheimer Hofkammer beraten wurde. Der hdm. Entscheid auf dem Rückvermerk der Bittschrift des Neckarsulmer Konventes (StAL B 307 Bü. 81).
- 315 StAL B 307 Bü. 81.
- 316 DOZA GKP 1756 April 12, Nr. 11.
- 317 Vgl. die Anm. 296–316.
- 318 Akten im DOZA GK 735/1 – 737/1; *Nießen* (Anm. 252) S. 63–67.
- 319 *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 166, Anm. 42; *ders.*, Residenz (Anm. 2) S. 210 (mit weiteren Details).
- 320 DOZA Merg. 282, fol. 329r-v.
- 321 Zu ihm vgl. *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 275; die in Anm. 320 angeführte Quelle nennt Ulsamer [zur ihm *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) ebd.] irrtümlich für 1736 Seminardirektor.
- 322 Wie Anm. 320; die Bemerkung der „Beschreibung des Oberamtes Mergentheim“, Stuttgart 1880, Nachdruck Magstadt 1968, S. 379, daß das Jubiläum in Abwesenheit des HDMs gefeiert worden sei, ist demnach zu korrigieren.
- 323 DOZA Merg. 282, fol. 340r-v, DOZA GKP 1739; das Itinerar des HDMs s. bei *Nießen* (Anm. 252) S. 150–187, hier 159.
- 324 DOZA Merg. 282, fol. 340r-v.
- 325 Belege s. im DOZA Hs 436 Anhang fol. 104r–117r; StAL B 236 Bü. 46; *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 174–176.
- 326 DOZA Merg. 282, fol. 604v.
- 327 Zu ihm vgl. *Reininger* (Anm. 12) S. 233–245.
- 328 Abbildung 22 s. bei *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) nach S. 176.
- 329 Vgl. ebd. S. 174–176.
- 330 HStAM, KL-445/1a; bes. fol. 100–146; StAL B 244 Bü. 135; *Eberl* (Anm. 7) S. 256; wichtiges Material s. auch BStBM clm 26494 fol. 1–93 („*Annales Seraphici Provinciae Bavaricae*“ 1700–1730: Ablichtung davon im PAM – Abt. I-Fach 1 h; ferner ebd. Abt. I-Fach 4-Fasz. 1).
- 331 HStAM, KL-445/1a, bes. fol. 123–146.
- 332 Nach *Eberl* (Anm. 7) S. 255 sind es folgende Niederlassungen: Bamberg – Karlstadt – Dinkelsbühl – Gmünd – Würzburg – Kitzingen – Mergentheim – Neckarsulm – Ochsenfurt – Königshofen – Korbung – Höchstadt – Bartenstein – Tyrnau.
- 333 Nach *Eberl* (Anm. 7) S. 254 waren es folgende Stationen: Erding – Braunau – Burghausen – Deggendorf – Landshut – München – Neumarkt – Regensburg – Ried – Rosenheim – Schärding – Straubing – Schwandorf – Traunstein – Türkheim – Vilshofen – Wasserburg – Burglengenfeld – Moosburg – Neustadt – Vilsbiburg – Parkstein – Vohenstrauß – Weiden.
- 334 Vgl. das Schriftstück „*Argumenta Separationis*“ im StAL B 244 Bü. 135.
- 335 Vgl. den Brief des Dr. Philipp Braun (Mittelsmann der Kapuziner in Würzburg) vom 9. April 1701 (im StAL B 244 Bü. 135) an den Mergentheimer Seminardirektor Johann Michael Kremer [zu ihm vgl. *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 274]; s. auch PAM – Abt. I-Fach 4-Fasz. 1/3: Bischof von Würzburg an Provinzial vom 23. April 1701.
- 336 Belege wie in Anm. 330.
- 337 *Eberl* (Anm. 7) S. 253.
- 338 Ebd.; zur Person des Bamberger Bischofs vgl. Schröcker Alfred: Die Sicherung des Schönbornschen Hausbesitzes zur Zeit des Fürstbischofs Lothar Franz. In: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 29 (1977) S. 92–103 (Lit.); ferner *ders.*, Ein Schönborn im Reich. Studien zur Reichspolitik des Fürstbischofs Lothar Franz von Schönborn (1655–1729), (Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit. 8.), Wiesbaden 1978.
- 339 Vgl. die Schriftstücke vom 19. Februar 1707 (Bischof von Würzburg an den Bischof von Bamberg) und vom 14. März 1707 (Antwort des Bischofs von Eichstätt an den Bischof von Würzburg): Abschriften im PAM-Abt. I-Fach 4-Fasz. 1/3.
- 340 Zu ihm vgl. vorerst nur – mangels einer Biographie – NDB 5. Bd. S. 369 f. (Anton Brück);

- Taddey* (Anm. 3) S. 367 (*Rainer Jooff*); weitere Belege bei *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 18, Anm. 95.
- ³⁴¹ *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 274.
- ³⁴² StAL B 244 Bü. 135.
- ³⁴³ Brief des Dr. Braun vom 13. Januar 1702 an den Rat Sauling im StAL B 244 Bü. 135; zur Geheimhaltung vgl. ebd. das Postskriptum.
- ³⁴⁴ Ebd.; zum Tod Kremers vgl. *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 93 und 274.
- ³⁴⁵ StAL B 244 Bü. 135; Sauling war am 4. Juni 1689 (Orig. seiner Instruktion und Bestellung im StAL B 273/I/Bü. 257) zum Ratsschreiber durch den HDM ernannt worden.
- ³⁴⁶ Kopien ebd. als Beilagen zum Schreiben des Dr. Braun vom 13. Januar 1702 an Sauling; zu den Bedenken vgl. ebd. das Schreiben des Vizekanzlers Heinrich Gottfried von Spätgens auf Mertzdorf vom 6. März; Spätgens wurde (vgl. Schreiben des HDMs an die Reg. vom 20. November 1708: StAL B 273/I/Bü. 124) wirklicher Geheimer Rat und Hofkanzler; bisher war er auch kaiserlicher Oberamtsrat im Herzogtum Ober- und Niederschlesien.
- ³⁴⁸ Vgl. den Vermerk Saulings auf der Kopie vom 6. März 1702 im StAL B 244 Bü. 135.
- ³⁴⁹ *Eberl* (Anm. 7) S. 253.
- ³⁵⁰ Beide Schreiben in Abschrift im StAL B 244 Bü. 135.
- ³⁵¹ Vgl. ebd. die Petition der fränkischen Kapuziner an Franz Ludwig (nach einem Rückvermerk am 18. Juni 1709 aus dem Mergentheimer Archiv extradiert).
- ³⁵² *Eberl* (Anm. 7) S. 253 f.
- ³⁵³ StAL B 244 Bü. 135.
- ³⁵⁴ Vgl. ebd. das vom 21. Juli bereits datierte, am 26. Juli 1710 ausgehändigte Schriftstück.
- ³⁵⁵ PAM – Abt. I-Fach 4-Fasz. 1.
- ³⁵⁶ HStAM, KL-445/1 a, fol. 142; *Wickart* (Anm. 1) Bullarium IV (Rom 1746) S. 159; *Eberl* (Anm. 7) S. 255.
- ³⁵⁷ *Wickart* (Anm. 1) Bullarium IV (Rom 1746) S. 157–160.
- ³⁵⁸ StAL B 250 Urk. Nr. 192; in diesem Breve nimmt Klemens XI auf die Entscheidung vom 26. Juni ausdrücklich Bezug.
- ³⁵⁹ *Täubel* (Anm. 5) S. 106–108.
- ³⁶⁰ *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 155. ³⁶¹ Ebd. ³⁶² Ebd. S. 156.
- ³⁶³ *Eberl* (Anm. 7) S. 487; vgl. auch *Maucher* (wie Anm. 365); vgl. auch „Beschreibung des Oberamts Neckarsulm“, Stuttgart 1881, S. 247.
- ³⁶⁴ Zu seiner Person vgl. die Lebensdaten in: *Seiler Alois und Kopf Paul*: 150 Jahre Diözese Rottenburg. Ausgewählte Dokumente. Ausstellungskatalog Ludwigsburg 1978, S. 8.
- ³⁶⁵ *Ehrenfried* (Anm. 160) S. 157 f.; über das Schicksal der Klosterkirche im 19. Jahrhundert vgl. auch *Maucher*, Franz Joseph: Geschichte Neckarsulms, Waldsee 1901, S. 211–218.
- ³⁶⁶ StAL B 236 Bü. 46; DOZA Hs 436 Anhang fol. 101r.
- ³⁶⁷ StAL B 236 Bü. 46; DOZA Hs 436 Anhang fol. 99v–101r. ³⁶⁸ Ebd.
- ³⁶⁹ *Eberl* (Anm. 7) S. 487.
- ³⁷⁰ StAL B 236 Bü. 46.
- ³⁷¹ *Diefenbach*, Johann: Der Hexenwahn vor und nach der Glaubensspaltung in Deutschland, Mainz 1886, Reprint Leipzig 1969, S. 104–138; *Merzbacher* (Anm. 9) S. 23–37 und bes. 41–49 (für Würzburg), S. 53–63 (für Bamberg und die Markgrafschaft).
- ³⁷² Akten im StAL B 262 Bü. 75–114; darüber vgl. die Spezialuntersuchung von *Midelfort*, Erik H.C.: Witch Hunting in Southwestern Germany 1562–1684. The Social and Intellectual Foundations, Stanford, California 1972, S. 143–154 mit den Anm. S. 252 f.; darin werden erstmals m.W. auch die Belege aus der Überlieferung des Deutschen Ordens im StAL ausgewertet.
- ³⁷³ *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 175.
- ³⁷⁴ *Demel*, Residenz (Anm. 2) S. 192–200.
- ³⁷⁵ *Hofmann*, Staat (Anm. 3) S. 503 f; *Demel*, Priesterseminar (Anm. 3) S. 26, bes. Anm. 127–130.
- ³⁷⁶ Vgl. die Bemühungen Stadions (vom 7. Februar 1628) beim Kaiser, bei den Reichshofräten Fürstenberg und Trautmannsdorff (wie oben Anm. 272), bei Bischof Ehrenberg und dem DO-Agenten am Kaiserhof vom Jahre 1628, um die Rekatholisierung der Ordensuntertanen im Taubergebiet des DM-tums: Belege im StAL B 279/I/Bü. 35; ebd. auch das kaiserliche Indult vom 29. Mai 1628, die bischöfliche Reaktion aus Würzburg vom 26. Februar 1628 (an Stadion) und die Antwort der Vertrauensperson in Prag (Paul Thoman) an den HDM vom 27. Mai 1628; vgl. auch die Belege in den Anm. 20–55.
- ³⁷⁷ *Gruber*, Erentraud: Deutschordensschwester im 19. und 20. Jahrhundert. Wiederbelebung, Ausbreitung und Tätigkeit 1837–1971 (QuStDO 14) Bonn-Godesberg 1971, S. 199.
- ³⁷⁸ Vgl. „350 Jahre Kirche und Kloster der Kapuziner in Bad Mergentheim“, Tauberbischofsheim 1978, S. 30.

Die Hohenlohe in Böhmen, Mähren und Österreich

Von Wilhelm Pfeifer

Das seit dem zwölften Jahrhundert bekannte Geschlecht der Hohenlohe, eines der ältesten und angesehensten deutschen Grafenhäuser und späteren Fürstenhäuser, gliederte sich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts in zahlreiche Züge und Linien auf. Nachdem 1744 die Waldenburgische Hauptlinie und 1764 die Neuensteinische Hauptlinie durch kaiserliche Diplome in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren, bemühten sich viele Mitglieder der Häuser Hohenlohe, auch das Niederlassungsrecht, Staatsrecht und Heimatrecht in den kaiserlichen Erblanden (Böhmen, Mähren, Schlesien und Österreich) zu erhalten, und es gingen immer wieder Mitglieder der einzelnen Linien dazu über, sich beruflich in die Dienste größerer Staaten zu stellen, sich dadurch auch in anderen Ländern niederzulassen oder auch in anderen Ländern zu heiraten und durch die Heirat ihr Besitztum zu vergrößern¹.

Die Beziehungen des Hauses Hohenlohe zu Österreich begannen eigentlich schon im 14. Jahrhundert, als sich der 1276 geborene Heinrich aus der Linie Hohenlohe-Hohenlohe-Wernsberg (von der Burg Wernsberg bei Neustadt an der Aisch) mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Ulrich von Heunburg, verheiratete, eines der mächtigsten Herren in Steiermark und Kärnten. Das Ehepaar Hohenlohe wohnte auf der Burg Schmierenberg in Steiermark, doch kehrte Heinrich im späteren Alter nach Franken zurück².

Zum Ende des 14. Jahrhunderts kam ein weiteres Mitglied des Hauses Hohenlohe in den österreichischen Ländern zur Wirksamkeit. Georg von Hohenlohe wurde 1388 Bischof von Passau und 1423 Erzbischof von Gran in Ungarn, wo er schon am 8. August 1424 verstarb. Er wurde in Passau begraben. Nach Herwigs Biographischer Geschichte des Hauses Hohenlohe soll er nur Verweser des Erzbistums Gran gewesen sein. Kaiser Sigismund bestätigte sein Testament unter dem 4. August 1423 unter dem Titel eines „Comes de Hohenloch“, wie die Hohenlohes überhaupt in den lateinischen Urkunden des 13. und 14. Jahrhunderts genannt werden³.

In der Folge können wir ein Hinausgreifen der Familien Hohenlohe in die österreichischen Länder erst wieder vom auslaufenden 16. oder vom 17. Jahrhundert an feststellen. Wie gesagt, sicherten sich die Mitglieder des Hauses Hohenlohe auch immer wieder das Wohnrecht und die Staatsangehörigkeit z.B. der österreichischen Erbländer. In den Wiener Archiven finden sich zahlreiche Gesuche von Hohenlohes um das „Inkolat“, das man heute als Heimatrecht oder Staatsangehörigkeit bezeichnen kann, und bewilligende kaiserliche Entschlüsse. So wurde dem später ausführlich zu behandelnden Grafen Georg Friedrich zu Hohenlohe durch kaiserliches Reskript, gegeben auf der Prager Burg am 25. April 1607 in tschechischer Sprache, das Inkolat im Königreich Böhmen erteilt⁴.

Am 20. September 1765 wurden dem Fürsten Karl Albrecht I. zu Hohenlohe-

Waldenburg (* 22. September 1719 zu Schillingsfürst, † 25. Januar 1793) auf dessen schriftliches Ansuchen vom 7. September 1765 von der Kaiserin Maria Theresia für das Königreich Böhmen das „ius incolatus“ im fürstlichen Stande erteilt, „nachdem dieselben und dero fürstliches Haus ohnehin seit fast undenklichen Jahren durch Lehenspflichten mit unserer königlichen Erbwürde Böhmen verbunden sind“. Die zusammenfassende Archivbezeichnung der Antragsurkunde trägt den Vermerk: „Alleruntertänigstes Bitten Carl Albrecht, Fürsten zu Hohenlohe und Waldenburg, Herr in Öhringen, zu Langenburg, Schillingsfürst und Cranichfeld, KK würckl. Geheimer Rath um allergnädigste Ertheilung des Incolats im Fürstenstand in dero gesammten königl. Böhmeim. Erblanden vor mich und meine Eheliche, so Männ als Weibliche Deszendenz“.

In der Bewilligungsurkunde wurden die Verdienste der Vorfahren des Geschlechts um das königliche und erzherzogliche Haus gewürdigt. Was dieses Inkolat eigentlich bedeutete, sagte ein Begleitschreiben an das böhmische Landesgubernium: „Das Fürstenhaus Hohenlohe-Waldenburg und die ehrlichen Deszendenten werden zu Landleuten im Fürstenstande des Erbkönigreichs Böhmen aufgenommen und in die böhmische Landtafel zugelassen und eingetragen“. Am 6. November 1804 wurde dem „Reichsagenten“ Leopold Hindsberg als Bevollmächtigten des fürstlichen Hauses Hohenlohe eine Abschrift des 1765 dem Fürstenhause erteilten Incolats in Böhmen erteilt. Es wird darin erwähnt, daß für die Incolatsurkunde eine Taxe von 12000 Talern zu zahlen war⁵. Mit seiner Bewerbung um die Funktion eines kaiserlichen Kammerrichters 1763 hatte Karl Albrecht I. keinen Erfolg⁶. Sein Sohn Karl Albrecht II. (* 21. Februar 1742 zu Schillingsfürst) war das Patenkind Kaiser Karls VII.. Er heiratete am 19. Mai 1761 zu Horazdiowitz in Böhmen Leopoldine zu Löwenstein-Wertheim, seine Cousine. Die Löwensteins besaßen große Güter in Böhmen und Niederösterreich. In zweiter Ehe heiratete er Judith Freiin von Reviczky, die junge Witwe eines ungarischen Edlen. Die Kaiserin Maria Theresia ernannte ihn zum Generalmajor der österreichischen Armee und er war eine Zeitlang mit seinem Regiment in Galizien stationiert mit dem Stab in Tarnopol. Er erkrankte jedoch schwer, nachdem er schon in Polen und Ungarn Anfälle von Geistesstörungen gehabt hatte, und ging nach Kupferzell. Die familiären Schwierigkeiten mit seinem Vater lesen sich wie ein Roman⁷. Als Geisteskranker wurde er unter Kuratel gestellt. Da er für Österreich im „Ausland“ lebte, wurde sein Offiziersgehalt herabgesetzt. Er starb am 14. Juni 1796 in Schillingsfürst, wo er begraben liegt. Seine beiden Söhne teilten die bis dahin vereinte Linie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst in die beiden Linien Waldenburg und Schillingsfürst.

Durch Hofkanzleidekret Wien vom 22. Februar 1807 wurde in der Liste der Fürstenfamilien, die infolge von Bundestagsbeschlüssen das Prädikat „Durchlaucht“ erhalten haben, aufgeführt: Hohenlohe-Langenburg-Kirchberg, Hohenlohe-Langenburg-Langenburg, Hohenlohe-Langenburg-Öhringen, Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Hohenlohe-

Waldenburg-Waldenburg. Dies sind nur einige Proben aus der Reihe der Gesuche und Bewilligungen um eine Art Heimatrecht in den kaiserlich-habsburgischen Erbländern.

Besonders seit dem 17. Jahrhundert begannen Herren von Hohenlohe in die Dienste der Niederlande, in schwedische Dienste, in Preußen, Österreich und bei den Reichsbehörden und Reichsmilitärverbänden einzutreten.

Georg Friedrich zu Hohenlohe-Weikersheim und seine Brüder

Erst mit Georg Friedrich zu Hohenlohe-Weikersheim (*5. September 1569, †7. Juli 1645), Gründer der II. Linie Weikersheim, der in der Allgemeinen Deutschen Biographie und im Lexikon der deutschen Geschichte nur als Georg Friedrich von Hohenlohe bezeichnet wird⁸, beginnt die Reihe der in den österreichischen Erbländern Böhmen, Mähren und Österreich in größerem Ausmaß tätigen und wirksamen Mitglieder des Hauses Hohenlohe.

Georg Friedrich wurde am 5. September 1569 in Neuenstein als Sohn des Grafen Wolfgang und Enkel Ludwig Casimirs geboren. Nach sorgfältiger Erziehung schickte ihn sein Vater nach Frankreich und Italien auf Studienreisen. Das Vorbild seines Onkels Philipp, des holländischen Generalleutnants, war für seine Entscheidung maßgebend, sich der militärischen Laufbahn im Dienste einer größeren Macht zu widmen. 1591 schloß er sich zuerst dem französischen König Heinrich IV. an, hielt sich eine Zeitlang in England und in den Niederlanden auf und trat schließlich in kaiserliche Dienste. 1595 zog er als Oberst an der Spitze des fränkischen Kreisregiments von tausend Reitern nach Ungarn gegen die Türken und half dem Kaiser, Gran zu erobern. Als Feldprediger nahm er den Pfarrer Augustin Horold aus Weikersheim mit. Auch an den Feldzügen gegen die Türken 1597, 1598 und 1600 nahm er mit Auszeichnung teil. 1603 wurde er vom Kaiser zum Hofkriegsrat, 1604 zum Generalwachtmeister ernannt und 1605 nach Ungarn gesandt, um im kaiserlichen Dienst den Aufstand Stephan Boczkays niederzuwerfen. Wie gesagt, befindet sich im Allgemeinen Verwaltungsarchiv Wien das kaiserliche Reskript, gegeben auf der Prager Burg in tschechischer Sprache, wonach dem Georg Friedrich das Wohnrecht im Königreich Böhmen und seine Eintragung in die böhmische Landtafel bewilligt wurde⁹. Seine Verdienste wurden von Kaiser Rudolf wie von Matthias, der ihn 1612 zum Ritter schlug und ihm eine goldene Gnadenkette schenkte, anerkannt. 1607 heiratete er mit 38 Jahren in Prag Eva Gräfin von Waldstein (aus der Familie Wallensteins) und gelangte durch diese Ehe in den Besitz der Herrschaften Jungbunzlau, Kosmanos und Grulich in Böhmen, desgleichen eines Alaunbergwerks bei Joachimsthal, und wurde Mitglied der böhmischen Stände, die auf der Prager Burg ihre Ständetage abhielten. Die von ihm in Grulich erbaute Kirche trägt noch heute das Wappen des Hauses Hohenlohe und die Bezeichnung „Hohenlohe-Weikersheim“. In der Hohenloher Heimat fiel ihm nach dem Tod des Vaters Wolfgang († 28. März

1610) die Herrschaft Weikersheim zu, die seiner Sorgfalt und Betreuung vieles verdankte. Seine Funktion als böhmischer Standesherr aber war die Veranlassung, daß er in die böhmischen Händel hineingezogen wurde, als sich die protestantischen Edelleute gegen das Habsburger Wiener Regime erhoben¹⁰. Da er sich in den Türkenkriegen einen Namen als militärischer Führer erworben hatte, suchten ihn die böhmischen Stände neben Graf Thurn für ihr Heer gegen den Kaiser zu gewinnen. Man bot ihm die Stelle eines Generaloberstleutnants und Kriegsrats an, aber Georg Friedrich hatte ernste Bedenken, da er die ihm vom Kaiser verliehenen Ehrungen nicht vergessen wollte und auch die Zerfahrenheit der „böhmischen Sache“ durchschaute. Vor allem fehlte es an den entsprechenden militärischen Vorbereitungen. So war die Artillerie völlig unbedeutend. Im Juli 1618 gelang es dem Grafen Solms, Hohenlohes Bedenken zu überwinden.

Er sollte als eine Art Kriegsminister seinen Sitz in Prag nehmen und für Beschaffung und Beschaffenheit des Kriegsmaterials sorgen¹¹. Über seine Gewissensbisse wegen des Verhältnisses zum Kaiser mochte er wohl hinwegkommen, da sich die Spitze der Bewegung nicht gegen den altersschwachen Kaiser Matthias, als vielmehr gegen den Thronfolger Ferdinand von Habsburg zu richten schien, der als Jesuitenzögling dem eifrig evangelischen Prinzen Hohenlohe unsympathisch war. Mit ganzer Energie ging der Prinz an seine Aufgabe und bald waren 12000 Mann angeworben. Am 17. September 1618 führte er frische Truppen und einen stattlichen Artilleriepark ins Feld, so daß der kaiserliche Feldher Boucquoy sich zurückziehen mußte. Hohenlohe sollte aber auch neben den Kommandeuren Thurn und Graf Mansfeld im Felde den Befehl mit führen, eine Zersplitterung, die sich auf die militärischen Operationen von Anfang an nachteilig auswirkte. Außerdem war das „Direktorium“ der böhmischen Aufständischen nicht imstande, durch straffe Verwaltung die nötigen Geldmittel zu beschaffen, so daß die schlechte Bezahlung und mangelhafte Bekleidung die Soldaten zu Meutereien und zur Bedrückung der Bevölkerung, die sie eigentlich schützen sollten, trieb. Hier hat sich Hohenlohe oft in Schwierigkeiten als ausgleichende Persönlichkeit bewährt¹², aber einen durchschlagenden Erfolg hatte er nie. Militärisch hielt er Ende November 1618 den kaiserlichen General Boucquoy bei Budweis in Südböhmen auf, erlitt aber bei Krummau an der Moldau eine empfindliche Schlappe. Im Mai 1619 zog Thurn nach dem Tode des Kaisers Matthias vor Wien, um Ferdinand zu überwältigen. Aber Mansfeld wurde in Böhmen bei Záblat geschlagen, ohne daß Hohenlohe ihm zu Hilfe eilen konnte. Diwald schreibt in seinem Wallensteinbuch, der Mansfelder hätte sehr auf die böhmischen Truppen Hohenlohes gewartet, aber Hohenlohe habe keinen Finger gerührt, um zu Hilfe zu kommen, und diese Untätigkeit sei so unbegreiflich, daß der Verdacht aufkomme, Hohenlohe und Colonna von Fels hätten absichtlich die Niederlage Mansfelds provoziert, da ihnen seine Konkurrenz als Truppenführer zu lästig geworden sei; eine Version, die der geflohene Mansfeld in Prag mit

seinen ungezählten „Saftflüchen“ nicht gerade widerlegt habe¹³. Unter den Subkommandeuren Boucquoy befand sich damals Wallenstein. Frauenberg und Rosenberg in Südböhmen wurden von den Kaiserlichen genommen, auch die Stadt Tabor in Richtung Prag wäre verloren gewesen, wenn nicht Hohenlohe sie geschützt hätte. Die Verhältnisse besserten sich nicht, als die böhmischen Protestanten am 17. August 1619 den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum König von Böhmen wählten. Dem jungen Pfalzgrafen fehlte es an Festigkeit, Klarheit und Erfahrung. Hohenlohe hielt die Wahl für voreilig, wollte sich jetzt aber nicht mehr von der Sache der böhmischen Protestanten trennen. Wohl gelang es Hohenlohe, zusammen mit Thurn, am 24. Oktober 1619 Boucquoy über die Donau nach Wien zu drängen, und man erhoffte sich viel von einem Beistand der Ungarn gegen den Kaiser. Gerade deswegen wurde Hohenlohe vom „König“ nach Preßburg zu Verhandlungen mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, und den ungarischen Ständen wegen eines Bündnisses mit den Protestanten geschickt. Er wurde aber in Preßburg durch die Verhandlungen wochenlang festgehalten. Es gelang ihm dann, am 15. Januar 1620 einen Bündnisvertrag zustande zu bringen, der jedoch dadurch zu einem wertlosen Stück Papier wurde, daß Ferdinand inzwischen mit den Türken über deren Hilfeleistung verhandelte und die Ungarn immer unsicherer wurden. Die Tätigkeit Hohenlohes im Dienste des pfälzischen Winterkönigs erregte den Zorn Ferdinands II., der ihn am 30. April 1620 feierlich auffordern ließ, Böhmen zu verlassen. Nun fürchteten die Brüder Georg Friedrichs um den Bestand ihrer heimatlichen Güter und Herrschaften. Sie baten ihn, von der Grafschaft Hohenlohe das drohende Verderben abzuwenden. Georg Friedrichs Bruder Kraft zu Hohenlohe-Neuenstein (* 14. November 1582, † 11. September 1631), württembergischer Generalleutnant, stand im Dienste der protestantischen Union, und so erhoffte sich Georg Friedrich von dieser einen genügenden Schutz der heimatlichen Grafschaft. Aber die Katastrophe nahm ihren Lauf. Die Truppen des Kaisers und der katholischen Liga unter dem Befehl Maximilians von Bayern rückten siegreich in Böhmen ein und es kam zu der denkwürdigen und schicksalsschweren Schlacht am Weißen Berg bei Prag am 8. November 1620, in der Prinz Hohenlohe zusammen mit dem Fürsten Christian von Anhalt den Oberbefehl über die Truppenverbände der Protestanten inne hatte und selbst zusammen mit dem Regiment Thurn die Reiterei des Pfalzgrafen am linken Flügel führte. Gerade dorthin stürzte sich der erste Angriff der kaiserlichen Kavallerie mit ungeheurer Wucht, so daß vor allem die Kraft der Fußtruppen des linken Flügels zusammenbrach und die fliehenden Fähnlein Reiter und Musketiere mit sich rissen. Ein Chronist berichtete allerdings von einem Reiterangriff des „verrückten Grafen von Hohenlohe“, der sich kopflos gegen den Feind geworfen habe¹⁴. Am anderen Flügel, wo die Böhmen angegriffen hatten, ging es noch dramatischer zu. Ihr Angriff wurde zurückgeschlagen und in einer Stunde war die ganze Schlacht entschieden und von den Truppen Hohenlohes und seiner

Kollegen rannten Zehntausende in heillosen Flucht um ihr Leben. Tillys Umsicht und die stürmische Tapferkeit Verdugos auf der kaiserlichen und die Unzuverlässigkeit vor allem der ungarischen Hilfstruppen auf der anderen Seite hatten den Ausschlag gegeben. An Hohenlohes Seite waren fast alle seine Adjutanten gefallen. Hohenlohe selbst hatte sich zwar als „ehrllicher Kavallier“, aber als schlechter Taktiker erwiesen. Er schrieb über die Schlacht an den Grafen Solms: „Hätte jeder an seinem Posten seine Schuldigkeit getan, statt zu den Marketendern zu laufen und nach Prag auszureißen, wäre nur den vielfachen und starken Aufmunterungen Gehör gegeben worden, wäre nur nicht Leichtfertigkeit und Feigheit eingerissen, so hätte alles anders gehen können“¹⁵.

Die unmittelbaren Folgen der Schlacht waren trostlos. Hohenlohe mußte zusehen, wie ihn seine eigenen Soldaten ausplünderten, sogar die Krone des Winterkönigs ging verloren, und in Prag war alle Disziplin aufgelöst. Georg Friedrich übernahm vom Winterkönig noch den schweren Auftrag, den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen zum tätigen Eingreifen für seinen Herrn zu bewegen, und bot ihm auftragsgemäß die Herrschaft über alle Länder der böhmischen Krone an. Aber Johann Georg lehnte ab. Als Prinz Hohenlohe seinem König, der in wilder Flucht aus Prag und Böhmen geeilt war, diesen Bescheid überbringen wollte, mußte er ihm bis nach Wolfenbüttel nachziehen. Dort nahm er am 20. Januar 1621 von seinem unglücklichen Gebieter Abschied. Am 22. Januar wurde Hohenlohe vom Kaiser mit dem Kurfürsten in die Acht erklärt und mußte von da an ein unstetes Wanderleben in Norddeutschland und den Niederlanden (Magdeburg, Bremen, Emden, Delft) führen.

Um den Folgen der Acht für das Herrschaftsgebiet der Heimat Hohenlohe zu entgehen, hatten seine Brüder zuvor schon die Herrschaft Weikersheim besetzt und unter sich geteilt, um sie in besseren Zeiten dem Bruder wieder zurückgeben zu können. Der Bischof von Würzburg, mit dem Grafenhaus befreundet und Lehensherr von Weikersheim, sah es nicht ungern, daß die Vollstreckung der Acht, mit welcher er beauftragt war, verschoben wurde. Von vielen Seiten wurde der Kaiser bestürmt, die Acht aufzuheben, evangelische und katholische Reichsstände, Verwandte und auswärtige Höfe setzten sich für Prinz Georg Friedrich ein. Endlich am 15. September 1623 löste der Kaiser die Acht, nachdem Hohenlohe in Ebersdorf bei Wien ihn um Gnade gebeten hatte, auf. Wenn man bedenkt, daß die Hauptführer der böhmischen Protestanten und Gegner des Kaisers – darunter der Rektor der Prager Universität und hohe Adelige aus Böhmen – in Prag auf dem Altstädter Ring öffentlich hingerichtet wurden, dann kann man auch nach 350 Jahren dem Prinzen Hohenlohe zu seiner Begnadigung nur Glück wünschen. Er lebte fortan in Weikersheim und widmete seine ganze Kraft der Verwaltung seines Gebietes. Damit endete auch der Teil seines Lebens, der ihn in unmittelbare Beziehung zu Böhmen und Österreich gebracht hatte.

Nicht aber endeten die großen Denkwürdigkeiten im Leben dieses Mannes,

denn noch einmal sollte der 62-jährige ergraute Mann zu größerer Tätigkeit berufen werden, als der Schwedenkönig Gustav Adolf am Main erschien. Am 8. Oktober 1631 erließ der Schwedenkönig von Würzburg aus an die Grafen von Hohenlohe die Aufforderung, sich ihm anzuschließen. Neutralität gestattete er nicht. Hohenlohe hatte trotz seiner Begnadigung durch das kaiserliche Restitutionsedikt die Herrschaft Schäftersheim verloren. Diese und andere Schwierigkeiten trieben den Grafen in die Arme Gustav Adolfs, der ihm großes Vertrauen entgegenbrachte und ihn bald auf einen schwierigen Vertrauensposten in Nürnberg sandte. War sein Bruder Kraft zu Hohenlohe inzwischen von Gustav Adolf zum schwedischen Generalstatthalter im fränkischen Kreis mit dem Sitz in Würzburg ernannt worden, so wurde Georg Friedrich nach der Schlacht bei Rain am Lech 1632, in der sich Kurfürst Maximilian von Bayern zurückzog und Tilly seine schwere, zum Tode führende Verwundung erlitt, Generalstatthalter für den schwäbischen Kreis in Augsburg. Schon zuvor hatte Gustav Adolf ihm die geistlichen Besitzungen im Amte Jagstberg, Nagelsberg und Künzelsau sowie die Fuggerschen Güter in und um Augsburg und Ulm, Schloß Lechhausen und die Herrschaft Oberkirchberg – und seinem Bruder Kraft die Fürstpropstei Ellwangen – geschenkt, worauf Hohenlohe in den neugewonnenen Gebieten sofort die Reformation einführte. Aber mit dem Tode Gustav Adolfs bei Lützen wurde seine Stellung unhaltbar und gingen alle diese Schenkungen verloren. Er verzichtete auf seine Stellung im schwedischen Dienst, verfiel aber nun zum zweiten Mal in die Reichsacht und wurde seiner Besitzungen beraubt. Kaiser Ferdinand II. ließ Hohenlohes Besitz mit Beschlag belegen und schenkte ihn trotz des Widerstands des Bischofs von Würzburg dem Deutsch-Orden. Noch einmal mußte Georg Friedrich in die Fremde wandern und hielt sich teils in Worms, teils in Straßburg auf. Der Kaiser blieb diesmal unversöhnlich und keine Bitte konnte ihn erweichen, ja auch vom Prager Frieden schloß er ihn aus. Erst der Nachfolger Kaiser Ferdinand III. nahm Hohenlohe am 23. November 1637 in seine Gnade auf, aber nur für seine Person. Seine Besitzungen blieben in den Händen des Deutsch-Ordens bis zum Westfälischen Frieden 1648. Erst als müder, siebzigjähriger Greis kehrte Georg Friedrich 1639 in die fränkische Heimat zurück und lebte fortan in Langenburg, wo er am 7. Juli 1645 starb. Seine erste Gemahlin, die böhmische Gräfin Eva von Waldstein, war am 24. Mai 1631 kinderlos in Weikersheim verstorben. Es gab darauf Streit mit der Familie Waldstein in Böhmen über die Verfügung der böhmischen Güter, die zum Teil an den Grafen Pappenheim verkauft wurden und für die Georg Friedrich eine Geldabfindung erhielt¹⁶. Seit 1633 war Georg Friedrich in zweiter Ehe mit einer Gräfin von Öttingen verheiratet, die ihm eine einzige Tochter schenkte.

Georg Friedrich zu Hohenlohe war eine Persönlichkeit von der Bedeutung eines Jahrhunderts für Mitteleuropa, eine edle Erscheinung und ein genauso tüchtiger Soldat wie seine Brüder Kraft und der „Kriegsoberst“ Philipp Ernst,

der Gründer der Linie Langenburg. In schweren Tagen hatte er sich einen standfesten Mut und immer einen tiefreligiösen Sinn bewahrt, Grundlage seiner Treue zu den ererbten und anerzogenen Werten¹⁷. Im Schloß Neuenstein befindet sich ein großes Ölgemälde des Prinzen Georg Friedrich mit seiner Familie mit dem Hintergrund des Zeltlagers der Türkenkriege, gemalt von L.F. Creutzfelder (wiedergegeben in dem Büchlein „Hohenlohe“ der Prinzen Hubert zu Hohenlohe Schillingsfürst und Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg, Würzburg 1965).

Georg Friedrichs jüngerer Bruder Ludwig Casimir, geboren am 4. Februar 1578 in Langenburg, war als 16-jähriger Jüngling zu seinem Onkel Philipp in die Niederlande gegangen und hatte dort zwei Jahre gedient. Er zog aber 1596 mit dem Fürsten Bernhard von Anhalt erstmals in kaiserlichen Diensten mit nach Ungarn zur Bekämpfung der Türken und wurde bei der Belagerung von Canische durch einen Schuß aus der Festung gefährlich verwundet. 1599 finden wir ihn wieder in Ungarn an der Seite seines Bruders Georg Friedrich. Er schrieb am 12. August 1599 aus dem Feldquartier: „Wollt viel lieber in Holland ein Hund sein als in diesem Lande ein Soldat“. Obwohl aber Ludwig Casimir ab 1598 eine Präbende am Hochstift Straßburg bekommen hatte, verzichtete er bald wieder darauf und zog 1603 an Georg Friedrichs Seite als Führer von 500 Arkebusieren nach Ungarn und nach „Überwinterung“ in der Heimat am 9. Juli 1604 ein weiteres Mal. Welche Abenteuerlust und welcher Tatendrang muß diese Persönlichkeiten beseelt haben, daß sie sich immer wieder einem ungewissen Schicksal anvertrauten. In dem letztgenannten Jahr war dem Ludwig Casimir ein Kommando zur Verteidigung der von den Türken belagerten Festung Gran anvertraut. Hier wurde der 26-jährige junge Graf bei einem mit 300 Pferden gemachten Ausfall am 16. September 1604 durch zwei Schüsse so verwundet, daß er alsbald verschied. Der Leichnam fiel in die Hände der Türken, wurde aber auf das Verlangen seiner Brüder Georg Friedrich und Kraft an diese ausgeliefert und über Hamburg in die Heimat verbracht, um am 13. März 1605 in Weikersheim beigesetzt zu werden.

Der soeben erwähnte weitere Bruder Georg Friedrichs, Graf Kraft zu Hohenlohe, geboren am 14. November 1582, war mit 14 Jahren Edelknaube am kur-sächsischen Hofe in Dresden geworden, hatte eine längere Auslandsreise durch Frankreich gemacht und war 1603 als 21-jähriger ebenfalls mit seinem um 13 Jahre älteren Bruder Georg Friedrich nach Ungarn gezogen. Er zeichnete sich in einem Treffen gegen die Türken auf einer Insel bei Ofen so rühmlich aus, daß er 1604 Hauptmann über ein 300 Mann starkes Fähnlein deutscher Landsknechte wurde. Es sind Briefe von ihm vorhanden, mit denen er sich um eine ausreichende Versorgung bemühte. 1616 wurde er kaiserlicher Oberst eines Regiments in Olmütz in Mähren. Am 18. September 1606 erhielt er einen Befehl, von Mähren nach Ungarn aufzubrechen. Hier lernte er den Grafen Tilly kennen. Im März 1607 kehrte Kraft nach Weikersheim zurück und trat fortan in die Dienste des Herzogs von Württemberg, von dem er im März 1612

als Gesandter zum König Matthias nach Prag und zu dessen Kaiserkrönung nach Frankfurt geschickt wurde. Kraft wurde später, wie wir schon gelesen haben, von König Gustav Adolf zum Generalstatthalter des fränkischen Kreises in Würzburg ernannt, erlangte aber später die Verzeihung des Kaisers. Er starb am 11. September 1641 in Regensburg, wohin er auf Einladung des Kaisers zum Reichstag gekommen war. Vorher hatte er durch eine Brunnenkur in Eger und Karlsbad Heilung von seiner schweren Gicht gesucht. Er wurde in der Stadtkirche von Neuenstein begraben.

Wolfgang Julius zu Hohenlohe-Neuenstein

Georg Friedrichs Neffe und Sohn Krafts, Wolfgang Julius zu Hohenlohe-Neuenstein (* 3. August 1622, † 26. Dezember 1698), war kaiserlicher Generalfeldmarschall und kämpfte in den Türkenkriegen, wo er 1664 bei St. Gotthard an der Raab einen glänzenden Sieg über die Türken erfocht¹⁸. Mit 19 Jahren hatte er seine militärische Laufbahn in Frankreich begonnen, kämpfte im Dienste des Prinzen Condé, wurde verwundet und überwarf sich mit Condé, so daß er 1657 Frankreich den Rücken kehrte. Er wurde Generalleutnant der Truppen der oberrheinischen Allianz und nahm seit 1663 auf Bitten Kaiser Leopolds I. am ungarischen Türkenkrieg teil. Mit dem Grafen Zriny an der Eroberung von Fünfkirchen beteiligt, befehligte er etwa 6000 Mann, insbesondere eine Reiterschwadron. Durch die berühmte Schlacht bei der Zisterzienserabtei St. Gotthard auf dem rechten Ufer des Flusses Raab am 1. August 1664 konnten die in einer Stärke von mehr als 100000 Mann gegen Wien ziehenden Türken zurückgeschlagen werden. Wolfgang Julius erhielt ein besonderes Dankschreiben Kaiser Leopolds I. und des französischen Königs Ludwig XIV.. Durch diese Schlacht wurde der Friede auf nahezu 20 Jahre gesichert. Zum Dank für diesen vorbildlichen Einsatz ernannten die Stände der Allianz Wolfgang Julius zum Generalfeldmarschall. Dieser war jedoch auf Grund seiner alten Verwundungen und Erkrankungen nicht mehr weiter in der Lage, am Kriege teilzunehmen, und kehrte 1666 mit 43 Jahren nach Neuenstein zurück, wo er sein Leben abschloß.

Die Hohenlohe-Langenburg

Wolfgang Albrecht Graf zu Hohenlohe-Langenburg (* 6. Juli 1659, * 17. April 1715) gründete die heutige Linie Hohenlohe-Langenburg. Sein Sohn Ludwig (* 20. Oktober 1696 in Langenburg, † 16. Januar 1765) wurde vom Kaiser am 7. Januar 1764 in den Reichsfürstenstand (Reichsfürst) erhoben. Er heiratete am 25. Januar 1723 die Gräfin Eleonore von Nassau-Saarbrücken. Von seinen 13 Kindern traten drei Söhne in holländische Kriegsdienste: Christian (* 27. März 1726 in Langenburg, † 4. Juli 1789) wurde holländischer Generalleutnant. Er folgte seinem Vater Ludwig am 16. Januar 1765 und erhielt von Kaiserin

Maria Theresia in Wien am 29. Mai 1772 die Bestätigung als Fürst zu Hohenlohe-Langenburg. Die Nachgeborenen sollten den Namen Prinz oder Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg führen. Wilhelm Friedrich Gustav (* 21. Mai 1736, † 18. Januar 1805) wurde holländischer Oberstleutnant und Ritter des Johanniterordens, und der Jüngste, Friedrich Ernst (* 16. Mai 1750 in Langenburg, † 24. Oktober 1794), ebenfalls holländischer Oberstleutnant. Hingegen wurde der Sohn Friedrich August (* 11. Januar 1740, 12. Februar 1810) Oberst im fränkischen Kreisinfanterieregiment „Hohenlohe“, und ein weiterer Sohn, Ludwig Gottfried (* 27. Januar 1742, † 22. September 1765) herzoglich Sachsen-Gothaischer Rittmeister. Er starb mit 23 Jahren.

Der oben genannte Friedrich Ernst zu Hohenlohe-Langenburg (1750–1794) heiratete in Holland auf Schloß Wolwega in Friesland am 7. Februar 1773 die Magdalena Adriana, Tochter des Freiherrn Junkher Onno Zwier van Haren, und wurde als holländischer Stabsoffizier in Holland ansässig, wo dem Paare in der Zeit von 1774 bis 1792 8 Kinder geboren wurden, darunter 3 Söhne. Friedrich Ernsts ausführlicher Briefwechsel ist im Hohenlohe-Archiv in Neuenstein erhalten. Von den drei Söhnen wurde der älteste Ludwig Christian August (1774–1844) kgl. württembergischer Generalmajor, während die beiden anderen Söhne Karl Gustav Wilhelm (* 29. August 1777, † 26. Juni 1866) und Karl Philipp Ernst (* 19. September 1781, † 6. März 1839) in den österreichischen Militärdienst eintraten. Der letztgenannte Karl Philipp Ernst wurde Major in der k.k. Armee und starb kinderlos 1839 in Graz. Hingegen wurde der 1777 geborene Karl Gustav Wilhelm, den wir im folgenden Prinz Gustav nennen wollen, der Begründer der böhmisch-österreichischen bzw. sudetendeutschen Linie der Hohenlohe-Langenburg.

Dazu sei noch erwähnt, daß sein Vetter Gustav Adolf (1764–1796), Sohn des holländischen Generalleutnants Christian zu Hohenlohe-Langenburg (1726–1789), Oberstleutnant in der Armee des Prinzen Condé, und der weitere Vetter Christian August (1768–1796) kgl.-preußischer Major waren. Bei diesen vielfältigen „Verbindungen“ der Mitglieder des Hauses Hohenlohe konnte es nicht ausbleiben, daß in kriegerischen Ereignissen des 17., 18. und 19. Jahrhunderts auch persönliche Verwicklungen und gegensätzliche Auftritte vorkamen. Die bisherigen Ausführungen sollen aber zeigen, wie es kam, daß das Haus Hohenlohe-Langenburg auch zu einer Linie in Böhmen-Österreich kam, was später auch für die Linie Hohenlohe-Schillingsfürst zutraf. Es spielt bei all dem auch die Tatsache eine Rolle, daß 1806 der selbständige Staat Fürstentum Hohenlohe aufgelöst wurde. Das war für die ganze Familie und für alle Zweige der Hohenlohe von weittragender Bedeutung, insofern als von da an der zentrale Schwerpunkt fehlte.

Der Verfasser ist in der glücklichen Lage, über Prinz Gustav eine angeblich von dessen Schwiegersohn Graf Karl von Blankenstein nach den Erzählungen und Angaben des Prinzen angefertigte Kurzbiographie zu besitzen, die ihm Prinz Konstantin zu Hohenlohe-Langenburg im Jahre 1970 aus Weikersheim

überlassen hat. Diese Lebensbeschreibung sollte man eigentlich als Originaldokument wiedergeben und wir werden es tun, sobald sich die Gelegenheit dazu ergibt. Ihr entnehmen wir zum Lebenslauf des Prinzen Gustav folgende Einzelheiten:



Abb. 1: Prinz Gustav zu Hohenlohe-Langenburg (1777–1866).

Gustav zu Hohenlohe-Langenburg wurde am 29. August 1777 in Leeuwarden/Holland geboren und verlebte seine Kindheit dort bei seinen Eltern in großem Wohlstand. Der Vater Friedrich Ernst war als holländischer Stabsoffizier später in der Garnison Groningen tätig und geriet im holländisch-französischen Kriege

1793 in französische Gefangenschaft und starb als Kriegsgefangener am 24. Oktober 1794 – also mit 44 Jahren – in Villers-Cotterêts (Frankreich). Gustav selbst rückte schon mit 18 Jahren zur holländischen Armee ein und wurde bald Hauptmann. Der unglückliche Verlauf dieses Krieges von 1793/94, hauptsächlich aber die grimmige Winterkälte, die alles Wasser zu Eis erstarren ließ, brachte die holländische Armee immer weiter nach Norden und Gustavs Regiment wurde in Guldasse eingeschlossen und mußte kapitulieren. Gustav kam in Gefangenschaft nach Haarlem. Das ganze holländische Offizierskorps weigerte sich, im französischen Heere zu dienen, so waren Füsilierungen und Guillotinerungen an der Tagesordnung. Nur die Protektion der Hausfrau des kommandierenden französischen „Sansculotten“ verschaffte Prinz Gustav einen Reisepaß nach Preußen, das damals als neutrales Ausland galt. So gelangte Gustav über Hannover nach Hamburg, wo das holländische Exiliertenkorps sein sollte. Dieses wurde aber unter englischem Oberbefehl bald nach seinem Eintreffen aufgelöst und die Engländer versuchten, die Offiziere für ihre eigene Fremdenlegion in Kanada anzuwerben. Gustav war hierzu beinahe entschlossen, reiste dann aber doch zu seinen Verwandten nach Schloß Langenburg in Hohenlohe. Hier wollten ihn die Verwandten in die preußische Armee bringen, aber als Prinz Karl zu Hohenlohe-Ingelfingen, der in der österreichischen Armee diente, auf Besuch nach Langenburg kam, überredete er Gustav, sich in den österreichischen Dienst zu melden, und nahm sein Gesuch an den österreichischen Generalissimus Erzherzog Karl mit, der ihn sofort zum Oberleutnant im Infanterieregiment Callenberg Nr. 54 ernannte und nach dessen Standort Eger in Böhmen berief. Seine Mutter und seine Schwestern hatten sich aus den Revolutionswirren geflüchtet und lebten – nachdem sie alles Vermögen verloren hatten – versteckt in einem Bauernhaus in Ostfriesland. Schon 1799 machte Gustav seinen ersten Feldzug in österreichischen Diensten gegen Frankreich mit, nachdem seine Einstellung zum 1. Juni 1798 erfolgt war. [Seither führte er in Österreich den Titel „Prinz Hohenlohe“.] Sein Regiment kam zum Armeekorps des Feldmarschalls Graf Staray nach Amberg in der Oberpfalz. Bald ging die Armee bei Schaffhausen über den Rhein und erhielt Feindberührung. Bei Pfyn an der Thur überfiel das Bataillon des Prinzen eine feindliche Halbbrigade, die gänzlich zersprengt wurde. Gustav bekam bald die Beförderung zum Kapitän-Leutnant und die Versetzung zum Regiment Wenckheim Nr. 35, mit dem er die Feldzüge 1799, 1800 und 1801 am Rhein, in Schwaben und Bayern und schließlich den Rückzug nach Österreich mitmachte. In den Friedensjahren 1801-1805 lag er in der Garnison Pilsen, wurde 1803 Grenadierhauptmann, kam 1804 auf den Truppenübungsplatz Prag, wo er erstmalig persönlich von Kaiser Franz empfangen wurde. Vor Ausbruch des zweiten französischen Krieges 1805 wurde Gustav im August Major und zu einem Infanterieregiment versetzt, das schon ausmarschiert war und dem er nach Innsbruck nachreisen mußte. Dieser unglückliche Feldzug dauerte für das Regiment nur 14 Tage und endete mit der Katastrophe von Ulm. Gustav

hatte, hart bedrängt vom Feind, sein Bataillon bis auf die Schanzen von Ulm geführt, wo er zufällig mit seinem Bruder Karl zusammentraf. Während des Wiedersehens bekam Karl einen Schuß, der ihm den ganzen Ellbogen zerschmetterte und seinen Rappen in Panik versetzte. Gustav rannte ihm nach und brachte den Bruder nach Ulm.

Als Kriegsgefangene nach der Kapitulation wurden alle Offiziere auf Ehrenwort entlassen, bekamen aber eine Marschroute vorgeschrieben: Über Tirol, Kärnten, Slowenien, Nordungarn nach Galizien. Diese weite „Reise“ war äußerst beschwerlich, da sie im strengsten Winter ausgeführt wurde und alle Beteiligten völlig mittellos waren. Gustav hatte vor Ulm seine ganze persönliche Ausrüstung verloren, sein Geld, das sich in der Regimentskasse befunden hatte, ja selbst seine Apanage aus Langenburg, die ebenfalls dort eingezahlt war. Überdies hatte er beim Ausmarsch aus Pilsen dort 400 Gulden Schulden aufgenommen. Als er auf der Fahrt nach Ungarn – mit seinem verwundeten Bruder – mit seinem Pferdeschlitten in der Nähe von Budapest in einem verlassenem Dorf einige Soldaten antraf, stellte sich heraus, daß der Zahlmeister seines Regiments mit der gesamten Regimentskasse dort einquartiert war, der dem Prinzen seine gesamte Habe auszahlte und auch den Ausgleich der Schulden von 400 Gulden übernahm. Gustav gelangte nach Krakau, wo der Typhus grassierte, der seinen Bruder Karl beinahe dahingerafft hätte, und verbrachte die anschließenden Friedensjahre 1806–1809 mit seinem Regiment in Brünn in Mähren unter dem direkten Kommando des Erzherzogs Ferdinand. Gustav berichtete später, daß er in der Zeit ab 1806 ständig vom württembergischen Könige als dessen vermeintlicher Untertan mit Einberufungen gequält worden sei. Er beachtete dies anfangs nicht. Als ihm aber aus Württemberg bei einer erneuten Einberufung die Drohung übermittelt wurde, daß er im Falle der Weigerung der Todesstrafe verfallende, meldete er dies seinem österreichischen Kaiser, der diese Repressalien aus Württemberg sofort abstellen ließ. Als der Krieg 1809 ausbrach, kam das Regiment über Iglau an die bayerische Grenze. In der unglücklichen Schlacht bei Regensburg leistete Gustav Ausgezeichnetes. Es folgte aber der Rückzug nach Österreich, die Teilnahme an der siegreichen Schlacht bei Aspern und eine sehr erfolgreiche Teilnahme an einer Schlacht bei Znaim in Südmähren, wo Gustav mit seinem Bataillon im Sturm mehrere französische Regimenter zurückschlug. Nach Beendigung dieses Krieges wurde er zum Obersten und Regimentskommandeur befördert, kam in die Garnison Krakau und erst im Frühjahr 1810 in seinen Wehrbezirk bei Proßnitz in Mähren.

Österreich hatte an Kaiser Napoleon im Jahre 1812 für dessen Feldzug nach Rußland ein Auxiliarkorps zu stellen, das Generalfeldmarschall Schwarzenberg kommandierte. Prinz Gustav machte auch diesen Feldzug mit, kam bis nach Lettland, dann auf dem Rückzuge nach Warschau, das die österreichischen Truppen zu halten hatten, bis die Große Armee in Sicherheit sei. Schwarzenberg sandte von Warschau aus Prinz Hohenlohe in besonderer

Mission an den Vizekönig von Italien, Prinz Eugène, der nach der Abfahrt Napoleons das Heer kommandierte und in Posen sein Hauptquartier hatte. Gustav entledigte sich seines heiklen Auftrags, nämlich dem Kommandierenden mitzuteilen, daß das österreichische Hilfskorps nicht nach Westen, sondern wieder nach Süden auf österreichisches Gebiet ziehe. Beim Rückzug von Warschau nach Krakau schloß sich das polnische Freiwilligenkorps unter Poniatowski Schwarzenberg an und Prinz Hohenlohe erhielt den Auftrag, dieses in sieben Kolonnen durch Böhmen und Mähren nach Sachsen zu geleiten. Der Feldzug von 1813 fand Gustav beim dritten Armeekorps unter Feldzeugmeister Gyulay. In der Schlacht bei Dresden zeichnete er sich durch hohen Einsatz aus. Eine Kanonenkugel zerschmetterte seinem Pferd das Schulterblatt, Gustav blieb unverletzt, aber das gestürzte Pferd trat ihm beim Aufspringen mehrmals auf die Brust und Hüfte, so daß er unter größten Schmerzen und Blut spuckend nach Böhmen zurückreiten mußte. Zur Schlacht bei Leipzig im Oktober 1813 war er wiederhergestellt und hielt mit seiner Truppe einen Flügel auf der Fluchtseite der geschlagenen Franzosen. Er sammelte bald sein etwas zersprengtes Regiment und machte die große Verfolgung der Franzosen durch Deutschland, zum Beispiel durch Stuttgart, nach Frankreich mit. An der Schweizer Grenze mußte er links schwenken und über schweizerisches Gebiet am 1. Januar 1814 französisches Gebiet betreten, zeichnete sich noch in einem Gefecht bei Brienne durch Halten eines wichtigen Brückenübergangs aus und erhielt dafür das Kommandeurkreuz des St. Stephansordens. Gustav berichtete später, daß er bei seinem Zug nach Westen nach der Schlacht bei Leipzig in Stuttgart den dortigen österreichischen Gesandten gebeten habe, ihn dem König von Württemberg persönlich vorzustellen. Der württembergische Minister hatte sich geweigert, einen Hohenlohe, der jedenfalls nach wie vor Württemberger sei, durch einen ausländischen Gesandten vorstellen zu lassen. Schließlich sei es aber doch so weit gekommen und Gustav empfand das als eine kleine Rache für die Belästigungen durch den Stuttgarter Hof mit „Einberufungen“ in den zurückliegenden Jahren. Beim Einzug in Paris bekam sein Regiment „Kaiser“ den Auftrag, gleich hinter dem Monarchen einzumarschieren. Erzherzog Ferdinand nahm anschließend Prinz Gustav mit nach Wien und ließ ihn während des Wiener Kongresses mit vielen Würdenträgern und Persönlichkeiten zusammenkommen. So erhielt er vom russischen Kaiser den St. Wladimir-Orden 3. Klasse und wurde zum Generalmajor befördert.

Als Napoleon wieder überraschend von Elba nach Frankreich zurückkam, wurde Gustav mit seiner Brigade der Division Wimpffen und der Armee Colloredo zugeteilt. Die Schlacht bei Waterloo war aber schon geschlagen, als er im Kriegsgebiet eintraf. Nur die Belagerung von Honingen machte er noch mit. Nach seiner Rückkehr nach Österreich wurde er Brigadier in Brünn, wo er am 16. Januar 1816 die Friederike Landgräfin zu Fürstenberg, Tochter des Landgrafen Friedrich zu Fürstenberg und der Josepha Gräfin von Schallen-

berg heiratete. Dem Paar wurde am 7. April 1817 in Brünn der erste Sohn Friedrich *Ernst* August geboren.

Doch nicht lange dauerte die Anstellung in Brünn. Schon 1820 hatte Gustav mit drei Regimentern nach Italien zu ziehen, wo österreichisches Militär eine in Neapel ausgebrochene Revolution niederschlagen sollte. Gustav marschierte an Venedig vorbei zum Sammelpunkt Verona, von wo die Truppen 1821 über den Po, Bologna nach Süden an die neapolitanische Grenze marschierten. Der Feldzug war entschieden, das Land beruhigt. Gustav bekam die Mission, die Abbruzzern zu besetzen. Beim Abschied vom Neapler Hof erhielt er mit Feldmarschall Firmont, der diesen Feldzug leitete, als einziger Offizier das Großkreuz des neapolitanischen St. Januarius-Ordens, der höchsten dortigen Auszeichnung. Beim Rückmarsch hatte er in Rom eine Audienz bei Papst Pius VII. und in Modena empfing ihn die Königin von Sardinien in Audienz. Zurückgekehrt übernahm er den Posten eines Brigadiers in Graz, wo er acht Jahre tätig war. Hier wurde der zweite Sohn *Ludwig* Karl Gustav, am 11. Januar 1823, und am 12. November 1824 die Tochter Constanze, geboren. 1830 wurde Gustav als Divisionär nach Prag versetzt, auch bekam er in diesem Jahr das Oberst-Inhaber-Patent des 17. österreichischen Infanterieregiments und trug von da ab den Titel „Inhaber des k.k. Linien-Infanterie-Regiments No. 17“. Eine große Ausnahme, da sonst meist erst die Feldmarschalleutnants solche Stellen bekamen. Bald danach wurde Gustav denn auch Feldmarschalleutnant. 1833 erhielt er noch von dem alten Kaiser Franz ganz überraschend die Ernennung zum Vize-Gouverneur in Mainz. Diese Bundesfestung wechselte im Kommando alle 6 Jahre zwischen Österreich und Preußen. Feldmarschalleutnant Mensdorf war damals ihr Vize-Gouverneur, der als Korps-Kommandeur nach Siebenbürgen versetzt war. 1833 ereignete sich jedoch noch der Besuch des Kaisers Franz in Prag. Gleich nach der ersten Audienz erklärte der Kaiser dem Prinzen Gustav, er beabsichtige, ihn in den Hofkriegsrat aufzunehmen. Die Ernennung erfolgte sehr bald und Gustav übersiedelte deshalb, anstatt, wie bisher vorgesehen, nach Mainz, nunmehr nach Wien, um unter dem Chef des Hofkriegsrates, Feldzeugmeister Graf Hardegg, ein nach seiner Meinung dankbares Feld der militärisch-politischen Planung zu übernehmen, zu dem er sich auch als alter Praktiker durchaus berufen fühlte. Prinz Gustav hat später über Hardegg ein vernichtendes Urteil abgegeben. Er schilderte ihn als kleinlichen Charakter, der manche Nationen haßte, der als wertvolle Truppengattung nur die Kavallerie gelten ließ, aus der er hervorgegangen war, und der alle Vorschläge im Hofkriegsrat, die ihm nicht paßten, durchfallen ließ. Hohenlohe und Clam-Gallas seien die ständigen Opponenten Hardeggs gewesen. Als Clam-Gallas im besten Mannesalter starb, beherrschte Hardegg nahezu willkürlich den Hofkriegsrat und Gustav, der 15 Jahre lang Vizepräsident dieser Institution war und ebenfalls zum Feldzeugmeister befördert wurde, empfand während dieser Epoche oft Enttäuschung und Verbitterung über die mangelnde Kooperationsmöglichkeit. Gustav erhielt auch

das Großkreuz des Leopold-Ordens und wurde Ritter des Maria-Theresien-Ordens. Anfang 1848 starb Hardegg plötzlich an einem Schlaganfall und Gustav mußte die Agenda des Rates weiterführen als nunmehriger Vorsitzender des k.k. österreichischen Kriegsrates. Inzwischen brach im März 1848 in Wien die Revolution aus, und es wurde die konstitutionelle Monarchie errichtet. Prinz Gustav war mit den neuen Verhältnissen nicht ganz einverstanden. Er erbat nun mit 71 Jahren bei Kaiser Ferdinand 6 Monate vor dessen Abdankung seinen Abschied und wurde am 1. Juni 1848 pensioniert, gerade am Tage des 50-jährigen Jubiläums seines Eintritts in den österreichischen Dienst. Er blieb noch einige Zeit in Wien, übersiedelte aber bald mit seiner ganzen Familie nach Brünn, wo er schon lange eine Wohnung hatte und wo er seine Pension verleben wollte. In Brünn wohnte er am Großen Hauptplatz, wo er ein Haus gekauft hatte, das später die Lederwarenhandlung Geizenauer innehatte. Hier verehelichte er auch am 11. August 1855 seine Tochter Constanze mit dem Grafen Karl von Blankenstein (*2. Oktober 1814), dessen Familie von 1807 bis 1945 Herr und Besitzer von Schloß Battelau in Mähren war. Gustavs Gemahlin Friederike geb. Fürstenberg starb 1858 in Brünn und wurde zuerst nach Schloß Battelau überführt und in der Gruft der Familie Blankenstein in der dortigen Kirche beigesetzt. Gustav selbst starb in Brünn am 26. Juni 1866 und wurde ebenfalls an der Seite seiner Frau in der katholischen Kirche Battelau begraben, obwohl er Protestant Augsburger Bekenntnisses war. Battelau (tschechisch Batelov) ist ein kleiner Ort in Mähren, 15 km südwestlich von Iglau, der deutschen Sprachinsel in Mähren, etwa 110 km westlich von Brünn. Es war Sitz des kleinen Schlosses der Familie Blankenstein, einer uralten Burganlage, die in den Jahrhunderten mehrmals um- und ausgebaut worden war. Die Blankensteins hatten übrigens weitere große Besitzungen in Mähren und Ungarn. Das Grabmal Prinz Gustavs zu Hohenlohe-Langenburg ist in der Pfarrkirche noch heute zu sehen. Gustavs Tochter Gräfin Constanze von Blankenstein starb 1884, ihr Ehemann, Karl Graf von Blankenstein am 10. September 1891. Sie waren die letzten, die in der Krypta der Battelauer Kirche beigesetzt wurden¹⁹. Schloß Battelau aber, das 1945 selbstverständlich enteignet wurde, beherbergt heute eine tschechische Ausbildungs- und Lehranstalt für Kellner, Köche und Gaststättenpersonal. Prinz Gustav wird in der kurzen Biographie des Grafen Blankenstein als ein Mann von idealem Charakter geschildert, der in allen militärischen Obliegenheiten streng und unermüdlich, milde gegen seine Untergebenen, von einer kerngesunden Konstitution, bei allen beliebt und treu seinem Herrscher und dem österreichischen Kaiserhause bis zum letzten Atemzuge gewesen sei. Der Tod seines ersten Sohnes Friedrich Ernst (*7. April 1814), der als Leutnant am 1. Dezember 1835, also mit 18 Jahren, in Wien verstarb, betrückte ihn sehr. Den Tod seines zweiten Sohnes Ludwig erlebte er nicht mehr. Dieser fiel wenige Wochen nach dem Tode seines Vaters in der Schlacht bei Königgrätz, wie noch zu schildern sein wird.



*Abb.2: Prinz Ludwig zu Hohenlohe-Langenburg (1823–1866).
Gefallen in der Schlacht bei Königgrätz.*

Der am 11. Januar 1823 in Graz geborene Prinz Ludwig hat es im österreichischen Militärdienst zum Oberst gebracht. Er heiratete am 20. September 1857 die am 30. September 1840 geborene Gabriele von Trauttmannsdorff-

Weinsberg, Tochter des Grafen Johann Nepomuk von Trauttmansdorff-Weinsberg und der Gräfin Isabella von Boucquoy. Die Mutter der Isabella von Boucquoy, Ehefrau des Grafen Boucquoy, war wiederum die einzige Tochter des Grafen Rottenhan gewesen, des Herrschaftsbesitzers von Schloß Rothenhaus bei Görkau in der Nähe von Komotau in Böhmen am Fuße des Erzgebirges, das im folgenden in mancher Hinsicht eine Rolle spielt. Dieses Schloß Rothenhaus war in den Jahren ab 1673 von dem französischen Architekten J.B. Mathey, einem in Rom ausgebildeten und damals als einer der größten Baumeister Europas angesehenen Künstler, im Renaissancestil auf den Grundmauern einer alten Burg errichtet worden. Die Burg hatte im 15. und 16. Jahrhundert mehrmals die Eigentümer gewechselt, bis sie nach 1595 vom Grafen Herzan von Harras (Hrzan-Harras) aus der beschlagnahmten Gütermasse des gefangenen Grafen Lobkowitz erworben wurde. Dieser beauftragte den damals in den Diensten des Grafen Waldstein in Dux und hauptsächlich in Prag arbeitenden Mathey, der ihm bis 1675 das Schloß von Dux erbaute, Schloß Rothenhaus neu aufzubauen. Nach dem Bau des Schlosses wurde die prachtvolle Außentreppe und das Hauptportal im Barockstil 1695 vollendet. Hier zeigte sich der Stil des italienischen Frühbarock eines Bernini²⁰. Die Witwe Freifrau Hrzan-Harras heiratete den kaiserlichen „nachwaldsteinschen“ Feldmarschall Graf Morzin, der in Rothenhaus seinen Lebensabend verbrachte. Die Familie Harras verkaufte dann Schloß und Herrschaft Rothenburg 1697 an Andreas von Liechtenstein, dessen jüngste Tochter Dominica, spätere Fürstin von Auersperg, es 1712 erbte. Adam von Auersperg verkaufte es 1766 an Alexander von Rottenhan, dessen Sohn Heinrich Franz Graf von Rottenhan (1737–1809) Oberstburggraf des Königreichs Böhmen und zuletzt Staatsminister war. Die Herrschaft Rothenhaus war zu Beginn des



Abb.3: Schloß Rothenhaus bei Komotau/Böhmen. Stich Ende 18. Jahrhundert.

19. Jahrhunderts das größte Dominium des ehemaligen Saazer Kreises. Die Grenzen waren im Norden Sachsen, im Nordosten und Osten die Herrschaft Neudorf, im Südosten die Herrschaft Postelberg und das Gut Skyrl, im Süden, Südwesten und Westen das Gebiet der Stadt Komotau und die Herrschaft Hagensdorf. Die Bevölkerung auf dieser Herrschaft betrug etwa 11000 Personen, deren Sprache Deutsch war. Die Erwerbszweige der Bevölkerung waren in der Hauptsache Ackerbau, Viehzucht, Waldwirtschaft, Bergbau, Fabriksarbeit, Flachsspinnerei, Weberei, Spitzenklöppelei. Es wurden 14 Meierhöfe unterhalten, die im Betriebe der obrigkeitlichen Ökonomie standen. Außerdem gab es acht Schäfereien. Die Grafen Rottenhan ließen bei Katharinenberg nach Blei und bei Udwitz und Trauschkowitz nach Kohle graben und gründeten in Kalice ein Eisenhammerwerk, ein Eisen- und Blechwalzwerk in Gabrielahütten und eine Spielwarenfabrik in Kalich, 1784 in Rothenhaus eine Leinwand- und Garnbleiche, eine Leinwandfabrik, eine Druckerei und eine Baumwollspinnerei. Diese wurde bald wieder aufgegeben, da der Graf in Mittelböhmen eine Baumwollwarenfabrik gegründet hatte. Im Schloßpark zu Rothenhaus wurden wertvolle Plastiken von Johannes Brokoff und auf der Außentreppe kunstvolle Steinvasen aufgestellt²¹.

Die einzige Tochter des Heinrich Franz von Rottenhan heiratete, wie gesagt, den Grafen Georg Boucquoy, der 1817 eine Glasfabrik bei Göttersdorf gründete. Boucquoy hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn war Majoratsherr von Gratzen und Bresnitz, der zweite hat die Herrschaft Hauenstein geerbt. Die Witwe übertrug die Herrschaft Rothenhaus auf ihre Tochter Isabella von Boucquoy, Ehefrau des Grafen Johann Nepomuk von Trauttmannsdorff-Weinsberg, Schwiegermutter des Prinzen Ludwig zu Hohenlohe-Langenburg. Da deren Tochter Gabriele, Ehefrau des Prinzen Ludwig zu Hohenlohe-Langenburg, nach dessen Schlachtentode in der Schlacht bei Königgrätz 1866 in zweiter Ehe den Grafen Thun-Hohenstein heiratete, übertrug Isabella Trauttmannsdorff geb. Boucquoy, die eine sehr energische Frau war und selbst ihre Güter leitete und verwaltete, die Herrschaft Rothenhaus nicht auf ihre Tochter, sondern unmittelbar auf ihren Enkel Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg, Sohn des Prinzen Ludwig. So kam Rothenhaus 1892 in den Besitz der Familie Hohenlohe-Langenburg²².

Prinz Ludwig, Gustavs Sohn, kam als österreichischer Oberst in der Schlacht bei Königgrätz am 26. Juli 1866 im Alter von 43 Jahren ums Leben, genau einen Monat nach dem Tode seines 89-jährigen Vaters. Nach der Schilderung seines Schwagers Karl von Blankenstein war Ludwig in der Schlacht als Meldereiter eingesetzt. Er war sehr kurzsichtig gewesen. Durch das sehr nahe Geschützfeuer sei ihm sein Pferd durchgegangen und habe seine Brille zerschlagen, so daß der Prinz, nichts sehend, direkt gegen die feindlichen Linien geritten und schwer verwundet worden sei. Wenige Tage nach der Verwundung sei er in den Armen seiner Schwester Constanze von Blankenstein, die herbeigeeilt war, in einem kleinen Dorf in einem Bauernhaus verschieden²³.

In der Lebensbeschreibung der Maria Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geb. Prinzessin Marie Sayn-Wittgenstein (*18. Februar 1837 in Woronince, Südrußland), Ehefrau des Obersthofmeisters Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst in Wien, geschrieben von Anton Bettelheim²⁴, ist eine Stelle aus dem Tagebuch der Fürstin wiedergegeben: „Louis Hohenlohe fiel bei Königgrätz, von den Lanzen der Ulanen durchbohrt, die ein anderer Hohenlohe, Friedrich von Ingelfingen, anführte“. Dies war Friedrich Wilhelm Eduard Alexander zu Hohenlohe-Ingelfingen (Öhringen), der am 9. Januar 1826 zu Koschentin als Sohn des Adolf Karl Friedrich Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen, kgl. preußischen Generals der Kavallerie, geboren war und ebenfalls preußischer General der Kavallerie und nach 1871 Generaladjutant des deutschen Kaisers wurde (gestorben 24. Oktober 1895). Desgleichen kämpfte aber 1866 in Königgrätz auf preußischer Seite auch sein jüngerer Bruder Kraft Karl zu Hohenlohe-Ingelfingen, der am 2. Januar 1827 in Koschentin/Oberschlesien geboren war, 1845 in das preußische Heer eintrat, eine artilleristische Spezialausbildung absolvierte und 1856 Flügeladjutant König Friedrich Wilhelms IV. und 1864 erster Kommandeur des Garde-Feldartillerie-Regiments wurde. Er kämpfte später 1870 bei St. Privat und Sedan und leitete ab Dezember 1870 die Artillerie bei der Belagerung von Paris. Er wurde ebenfalls Generaladjutant des deutschen Kaisers und trat als Generalleutnant 1879 in den Ruhestand. So hatten sich in der Schlacht bei Königgrätz Vettern der Familie Hohenlohe auf beiden Seiten gegenüber gestanden und es bewahrheitete sich für die Hohenlohes, was Krug von Nidda in seinem Buch „1866. Königgrätz“ schrieb: „Andere österreichische Offiziere, wie der Herzog von Württemberg, die gegen ihre Überzeugung in diesen Kampf gezogen waren, suchten vergeblich den Tod; sie hatten Verwandte auf preußischer Seite. Dieser Riß ging damals durch viele Familien Deutschlands²⁵.

Ludwig hatte sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, von denen der älteste Sohn Gottfried Karl Joseph (*15. Januar 1860 in Czegled in Ungarn) Majoratsherr werden sollte. Der zweite Sohn Max Karl Rudolf (*15. April 1861 in Prag) heiratete am 29. Oktober 1891 in Bregenz Karoline Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg und starb am 7. April 1935 in Hall in Tirol. Seine am 28. August 1867 in Walchen geborene Ehefrau starb in Mauerbach bei Wien am 7. Juni 1945. Der Sohn Max Karl Joseph Maria, geboren in Toblach, am 21. Juli 1901, starb im KZ am 27. Juli 1943. Seine Witwe lebt in Nizza. Ludwigs jüngster Sohn, Karl Friedrich Leopold (*11. Mai 1866 im selben Jahr des Todes seines Vaters in der Schlacht) wurde Propst des Domkapitels zu Kremsier und starb zu Beginn des ersten Weltkriegs 1914. Von den beiden Töchtern Gabriele und Adelheid wird noch zu sprechen sein.

Der oben genannte Prinz Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg wurde Rittmeister. k.u.k. Reichsrat, Kammerherr und Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Er heiratete am 31. August 1890 Anna Gräfin von Schönborn-Buchheim, die ihm sechs Kinder schenkte. In Wiener Hofkreisen wurden die

beiden Fredi Hohenlohe und Nini Schönborn genannt. Gottfried gehörten umfangreiche Besitzungen im nördlichen Böhmen, wo die Familie hauptsächlich auf Schloß Rothenhaus residierte, und reiche Ländereien in Ungarn. Allein das Besitztum Rothenhaus, das er, wie beschrieben, von seiner Großmutter Isabella von Trautmannsdorff geb. Boucquoy erhalten hatte, umfaßte 12000 ha. Die Übergabe soll durch einen Kaufvertrag von 1892 „besiegelt“ worden sein.



*Abb.4: Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Langenburg (1860–1933)
mit Braut Anna Gräfin Schönborn-Buchheim (1864–1954),
am Wiener Hofe genannt Fredi Hohenlohe und Nini Schönborn.*

Da die „böhmischen“ Mitglieder des Hauses Hohenlohe-Langenburg bis 1918 nicht nur die österreichische Staatsangehörigkeit besaßen, sondern daneben auch wie ihre Vorfahren die württembergische Staatsangehörigkeit und die deutsche Reichsangehörigkeit behalten hatten („sujets mixt“), nahmen nach dem Zusammenbruch Österreichs und der Gründung des tschechoslowakischen Staates die neuen Machthaber sie in ihren Staatsverband auf, erkannten aber auch ihre deutsche Staatsangehörigkeit an und wagten nicht, ihre Güter im Zuge der tschechoslowakischen Bodenreform ganz oder stark zu enteignen. Sie erhielten tschechoslowakische Pässe als „Auslandsdeutsche“, d.h. als Doppelstaatsangehörige, galten aber wirtschaftlich als Deviseninländer der Tschechoslowakei. Prinz Konstantin schilderte diesen Vorgang dem Verfasser so: „Nach 1918 wurden wir nicht gefragt, welche Staatsangehörigkeit wir haben, nach der Auflösung Österreichs wurden wir einfach tschechoslowakische Staatsbürger. Ich war zum Beispiel österreichischer Offizier. Die Tschechen

haben mich sofort degradiert zum gewöhnlichen Soldaten, haben mich aber nie einberufen, so daß die Sache belanglos war. Später ging dann die Teilenteignung durch die Bodenreform los. Wir waren im Besitze von Rothenhaus besonders gefährdet, weil dieses große Besitztum eine lange Wurst an der sächsischen Grenze war, der typische Grenzbesitz in deutschen Händen, ein rotes Tuch für die Tschechen. Wir mußten schwer kämpfen, um nicht zu viel Haare zu lassen. Wir entdeckten, daß ehemals in Deutschland regierende Familien ihre deutsche Staatsangehörigkeit nie verlieren, und haben uns deshalb in diesem Sinne an die Regierung in Württemberg gewandt, die erklärte, daß wir ein Recht auf einen württembergischen Paß hätten. Wir erhielten einen württembergischen Paß und waren Auslandsdeutsche in der Tschechoslowakei, aber Deviseninländer. Das brachte für uns einen entscheidenden Unterschied in der Bodenreform, denn Deutschland war auch nach dem ersten Weltkrieg noch immer ungeheuer mächtig und die Tschechen mußten die Ausländer glimpflich behandeln. Wir haben immerhin fast 4000 ha Wald abgegeben und die Herrschaft Rothenhaus allein umfaßte 12000 ha, davon über 2000 ha Landwirtschaft, 13 große Höfe mit je 200 bis 300 ha (Eidlitz, Beswitz, Potschapel, Udwitz), von denen haben sie uns 11 weggenommen. An der Landwirtschaft haben wir schwer verloren, aber Wald ist so viel geblieben, daß wir nicht verhungert sind." Nach der Teilenteignung waren noch insgesamt 9000 ha Wald und landwirtschaftliche Fläche und eine Zuckerfabrik vorhanden.

Als Prinz Gottfried am 19. November 1933 in Rothenhaus verstorben war, nahmen seine sechs Kinder eine Erbteilung vor. Da kein Majorat bestand, mußte jedes der Kinder gleichviel erben. Im Falle Rothenhaus war es natürlich schwierig, diese erforderlichen Zuteilungsmittel aus dem Ertrag heraus zu finanzieren. Diese alle in Rothenhaus geborenen sechs Kinder waren Isabella (*30. Mai 1891), die am 29. April 1919 in Wien den Fürsten Alfred zu Windisch-Graetz (Windischgrätz) ehelichte, Ludwig, geboren 13. Oktober 1892, Konstantin (*11. September 1893), Max Egon (*19. November 1897), Karl und dessen Zwillingbruder Rudolf, beide geboren am 1. Dezember 1903. Max Egon erhielt bei der Erbteilung Schloß Rothenhaus, weil seine spanische Frau Maria Piedad immens reich war und von dieser Seite viele Gelder zur Abwicklung der Erbschaft und Auszahlung der Miterben hereinfließen. Konstantin wäre eigentlich als ältester Sohn der Erbe für Rothenhaus gewesen, aber er war kinderlos und zog es als Künstler vor, den kleinen schuldenfreien Besitz Eidlitz zu übernehmen. Der Vater Gottfried hatte sehr gut gewirtschaftet und 1933 allein acht Millionen Kronen auf der Bank hinterlassen, so daß die Erbschaftssteuern, die sonst die großen Besitzungen oft an den Rand der Existenzfähigkeit brachten, spielend bezahlt werden konnten.

Prinz Konstantin erbte also das Gut Eidlitz bei Komotau mit vielen landwirtschaftlichen Betrieben und Wäldern. Er lebte, nachdem er sich jahrelang der Malerei („akademischer Maler“) gewidmet und 17 Jahre in Paris gelebt



*Abb. 5: Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Langenburg, † 19. November 1933
in Rothenhaus. Aufnahme September 1933 von seiner Schwiegertochter „Piedita“.*

hatte, mit seiner Mutter Anna, geb. Schönborn auf Eidlitz. Diese Mutter lebte übrigens auch nach 1945 mit ihm auf Schloß Weikersheim und ist hier am 25. Juli 1954 gestorben.

Ludwig bekam alle Besitzungen des Vaters in Ungarn, die er in der Folge mittels anderweitig ererbter Geldmittel noch wesentlich vergrößern konnte. Er hatte die ungarische Gräfin Ilma Hadik geheiratet, Tochter des langjährigen ungarischen Staatsministers Janosz Hadik, der 1918 kurze Zeit einer der letzten Ministerpräsidenten Ungarns unter Kaiser Karl war.

Die Prinzen Karl und Rudolf erhielten große Güter in Böhmen, wurden aber zum großen Teil in Geld ausgezahlt. Rudolf bekam das Gut Udwitz in der Nähe von Komotau. Er unterhielt nach dem Kriege in München eine Versicherungs-, Immobilien- und Finanzagentur, heiratete am 5./7. Januar 1959 in Tegernsee Ines Schramm und starb am 13. September 1976 in Tegernsee, während Prinz Karl, der in Tarant bei Dresden Forstwirtschaft studiert hatte, als Forstingenieur (Dipl. Ing.) die Herrschaft Rothenhaus für seinen Bruder Max Egon und Eidlitz für seinen Bruder Konstantin verwaltete. Nach 1945 rissen sich die großen Familien in Süddeutschland darum, ihn als Forstverwalter zu bekommen. Er ist heute Oberforstdirektor der Besitzungen der Häuser Königsegg und Fürstenberg und wohnt in Hoßkirch, Bezirk Aulendorf, auf den Gütern der Familie von Königsegg, zwar längst in Pension, aber noch immer freiwillig im Forstfach tätig. Er ist mit der Tochter des ehemaligen österreichischen Außenministers Graf Ottokar Czernin (Czernin von und zu Chudenitz) und der Maria geb. Gräfin Kinsky verheiratet und hat vier Töchter, von denen zwei in Komotau in Böhmen geboren sind, und einen am 18. Februar 1953 in Hoßkirch geborenen Sohn Ottokar.

Bevor wir auf den wichtigsten von diesen Geschwistern, Prinz Max Egon, näher eingehen, sei das Schicksal der übrigen Geschwister, der Schwester Isabella, des Bruders Ludwig, und vor allem des Bruders Konstantin ausführlicher geschildert.

Prinzessin Isabella (voller Name: Marie Isabella Gabrielle Franziska, Ferdinandine), geboren am 30. Mai 1891 auf Schloß Rothenhaus, wuchs dortselbst auf und wurde modern und sportlich erzogen. Die Kinder hatten eigene Lehrer und wurden streng ausgebildet. Die Brüder gingen teilweise in Komotau, teilweise in Wien zur Schule. Alle lernten sie Französisch und Englisch, waren aber auch im Tennisclub in Komotau mit tätig. So kommt es, daß unter den Komotauer Heimatvertriebenen noch manche sich zum Beispiel an ihre Mitschüler und Sportfreunde Rudi und Karl zu Hohenlohe-Langenburg (*1903) erinnern. Isabella studierte in Wien, wo die jungen Leute der Familie ohnedies oft längere Zeit verbrachten, schon wegen der gesellschaftlichen Erfordernisse. Die Sommer verbrachte sie jeweils in Rothenhaus. Ein im Jahre 1910 in Wien von ihr angefertigtes Foto zeigt sie als junge schöne Frau. Sie wurde in der Gesellschaft „Prinzessin Belli zu Hohenlohe“ genannt. Die Kaiserin Zita, Witwe des letzten österreichischen Kaisers Karl, hat in ihren Erinnerungen



Abb. 6: Isabella Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg („Belli Hohenlohe”), geb. 30. Mai 1891. Aufnahme 1910 zur Zeit der Bekanntschaft mit Erzherzog Karl, später Kaiser von Österreich.

folgende Episode aus dem Jahre 1910 geschildert²⁶: Im Herbst 1910 sei der Name des dreiundzwanzigjährigen Erzherzogs Karl in Wien oft im Zusammenhang mit Prinzessin Belli Hohenlohe genannt worden. Die Gerüchte über diese angebliche Liebesaffäre seien aber wohl nicht auf Bemühungen des Erzherzogs zurückgegangen, sondern eher darauf, daß „manche Mütter ihre Wünsche für die Zukunft ihrer Töchter mit der Realität gern verwechseln”. Der alte Kaiser Franz Joseph habe sich aber Gewißheit verschaffen wollen und habe seinen Großneffen Karl zu sich berufen und ihn gefragt, was an den „Geschichten” wahr sei. Karl habe darauf von seiner Seite mit absoluter Wahrhaftigkeit, aber vielleicht mit einer kleinen galanten Lüge zugunsten der jungen Dame geantwortet, weder er noch die Prinzessin Hohenlohe hätten je von Heirat auch nur geträumt. Zita hat weiter behauptet, später habe Karl

seiner Verlobten Zita erzählt, Kaiser Franz Joseph habe darauf erwidert, das sei ihm recht, denn er hätte dieser Verbindung niemals zugestimmt. Der Kaiser habe hinzugefügt, daß er Karl nicht erlauben würde, in irgendeine adelige Familie, wie alt und berühmt sie auch sei – was für die Hohenlohe durchaus zutreffe –, einzuheiraten. Der Erzherzog werde seine Braut aus den Kaiser- und Königshäusern Europas wählen müssen.

Der Verfasser hat dieses Thema mit Isabella zu Windisch-Graetz im Jahre 1974 auf Schloß Weikersheim besprochen, die von dieser Sache erfahren hatte. Sie erklärte rundweg, daß an der ganzen Geschichte nicht ein wahres Wort sei. Sie habe den jungen Erzherzog Karl in den Jahren vor und um 1910 im ganzen etwa dreimal gesehen, einmal als Kind, als Karl auf dem Landgut Kuterschitz bei Bilin in Böhmen gewesen sei und auch zu Wochenendbesuchen nach Schloß Rothenhaus „gebracht“ worden sei, dann als Karl beim österreichischen Dragonerregiment in Brandeis an der Elbe (Böhmen) war, und schließlich bei der Hochzeit ihrer „Cousine“ Franziska zu Hohenlohe-Schillingsfürst, die den Erzherzog Max, den Bruder von Karl, heiratete. Bei dem ersten Treffen der Kinder seien die jungen Hohenlohes von den Erwachsenen angewiesen worden, sich sehr nett zu Karl zu verhalten, weil er von der kaiserlichen Familie war. Aber Karl sei so langweilig und schüchtern gewesen, daß es überhaupt zu keinem Gespräch und zu keinem Kontakt gekommen sei. Auch später habe sie Karl überhaupt nicht näher gekannt. Karl habe „nichts Männliches“ an sich gehabt und es sei keineswegs so gewesen, daß man sich in ihn verlieben mußte. Später habe sie ohnedies einen anderen geliebt und habe sogar gebetet, daß Karl sie nicht nimmt. Isabella meinte, daß die Geschichte mit Erzherzog Karl auch eine Verwechslung mit ihrer Cousine sein könnte, die dessen Bruder geheiratet hat.

Isabella erzählte, daß sie am Hofleben in Wien selten teilgenommen habe. Ihre Mutter hielt sich ebenfalls in Wien auf, wenn die Kinder im Winter dort waren, der Vater nur teilweise, weil er nicht lange von Rothenhaus wegbleiben konnte und seine Güter verwaltete. In Wien wohnte die Familie zuerst beim Großvater Schönborn in dessen Haus, später in einem Haus in der Jaquingasse, das später verkauft wurde.

Nach der Heirat mit Alfred zu Windisch-Graetz (dies ist die Namensschreibweise nach dem „Gotha“, aber Isabella und ihre Kinder schreiben sich auch heute nur „Windischgrätz“) zog Isabella 1920 mit auf die großen Güter der Familie Windisch-Graetz in Krain, Untersteiermark und Slowenien, sowie Istrien (Italien). Es handelte sich um riesige Ländereien und großen Waldbesitz – alles mit etwa 15000 ha – mit ausgebauter Holzindustrie, zusammengehalten durch eine Familiengesellschaft. Isabella nannte es eine „Familien-AG“. Die Gebiete ihrer Besitzungen waren 1918 teils unter den neuen jugoslawischen Staat gekommen, der als Königreich den Grundbesitz des Adels, auch des alten österreichischen, nicht enteignete, und an Italien. Der dem Ehemann der Isabella gehörende Hauptbesitz in Jugoslawien war Schloß Wagensberg

nördlich von Laibach (Ljubljana), das Prinz Alfred nach dem Tode seines Vaters übernommen hatte. Isabellas erste Tochter Christiane zu Windisch-Graetz ist am 10. März 1920 noch in Rothenhaus geboren, während der Sohn Gottfried 1927 in Wien und der Sohn Hugo Werian 1929 in Dresden geboren wurde. Auch in den dreißiger Jahren weilte Isabella viel in Rothenhaus, besonders war jedes Jahr zu Weihnachten die alte Familie hier versammelt, vor allem solange der Vater Gottfried noch lebte (†19. November 1933 in Rothenhaus). Aber auch in Prag hielt sie sich oft auf, vor allem im Frühjahr. Isabellas Mann war schon österreichischer Marineoffizier und diente auch im zweiten Weltkrieg noch in der deutschen Marine. Die Eheleute waren auch mit Prinzregent Paul von Jugoslawien sehr befreundet, der in Slowenien in ihrer Nähe ebenfalls große Besitzungen hatte. Im letzten Weltkrieg blieben die Windisch-Graetz wegen der Partisanen nicht bis zum Ende in Jugoslawien. Isabella hielt sich ein Jahr in Rothenhaus beim Bruder Max Egon auf und wohnte auch in Komotau, wo die Familie eine Villa hatte. Nach dem Zusammenbruch 1945 kamen die Eheleute Windisch-Graetz zuerst nach Salzburg, von wo sie der inzwischen nach Spanien gegangene Bruder Max Egon zur Erholung nach Marbella holte, bis der nach Weikersheim gekommene Bruder Konstantin sowohl seine auf der Flucht aus Böhmen bei ihrem Schwager Almeda in Starnberg gelandete Mutter, als auch Schwester und Schwager Windisch-Graetz nach Weikersheim holte, wo die inzwischen seit 1972 verwitwete Isabella heute noch lebt. Die Familie Hohenlohe hat ihr beim Verkauf des Schlosses Weikersheim an den Staat Baden-Württemberg ein lebenslangliches Wohnrecht in einem Wohnflügel des Schlosses sicherstellen lassen. Selbstverständlich ist das gesamte Vermögen in Jugoslawien 1945 enteignet worden, nur von den italienischen Besitzungen ist etwas übriggeblieben, im wesentlichen einige Wertpapiere und Beteiligungen. Über ihre Jugend erzählte Prinzessin Isabella noch weitere Einzelheiten: Das Schloß Rothenhaus habe große Herrschaftsräume gehabt, hinten aber seien weite Wirtschaftsgebäude, Pferdeställe und Remisen gewesen. Die Pferde hätten in der Familie immer eine große Rolle gespielt. Vater Gottfried war ein großer Pferdeliebhaber und hatte viele schöne Pferde. Bruder Konstantin war ein ausgezeichnete Reiter, der viele Touriere gewann. Auch der Bruder „Louis“. Isabella ist, wie sie erzählte, selbst viel geritten und hat in Wien durch sieben Jahre die Kurse in der Hofreitschule mitgemacht. Die anderen Brüder waren wiederum sehr bekannt als Tennisspieler und Eishockeyspieler. „Die Familie war groß und wir hatten immer sehr viele Gäste. Ich habe früher auch viele Reisen gemacht, besonders mit meiner Mutter, solange ich nicht verheiratet war. Wir waren in Afrika, Spanien und vielen Ländern. Unsere Jugend war sehr schön, viel Sport und Landleben. In Wien waren wir meist zwei Monate im Jahr“²⁷. Da wir Persönlichkeit und Leben von Isabella zu Hohenlohe-Langenburg, verheiratete zu Windisch-Graetz, und ihres Ehemannes Prinz Alfred ausführlich behandeln, ist es an dieser Stelle auch zweckmäßig, einer weiteren Heirat



*Abb. 7: Isabella zu Windisch-Graetz, geb. zu Hohenlohe-Langenburg
(geb. 30. Mai 1891). Aufnahme 1974 in Weikersheim.*

eines Hohenlohe in die Familie Windisch-Graetz zu gedenken. Prinz *Hans* Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst (* in Rauden, Oberschlesien, 8. März 1882), Bruder des Viktor, 3. Herzogs von Ratibor und 3. Fürsten von Corvey, Sohn Viktors 2. Herzog von Ratibor und Enkel Viktors, des Bruders von Reichskanzler Chlodwig, war Ritter des souveränen Malteserordens. Er heiratete am 17. Januar 1918 Marie Gabrielle Prinzessin zu Windisch-Graetz (* in Gonobitz 7. Januar 1899), die Schwester des erwähnten Prinzen Alfred zu Windisch-

Graetz, Ehemanns der Isabella. Hans Konstantin starb am 5. Januar 1948 auf Schloß Walkersdorf a.K. bei Hadersdorf in Niederösterreich. Seine Witwe Marie Gabrielle lebt noch in Castelletto de Berenzano am Gardasee.

Wenn jemand fragen sollte, warum diese oder andere Mitglieder des Hauses Hohenlohe, die keine hervorragenden Funktionen bekleideten und keine berühmten Taten vollbracht haben, so ausführlich beschrieben werden, dann muß darauf geantwortet werden, daß nicht nur die Funktionen und die Taten, sondern auch die menschlichen Schicksale bezeichnende Bestandteile der Zeitgeschichte sind und sich die Geschichte auch schon in solchen Lebensgängen widerspiegelt und überdies die Lebensbilder aller Mitglieder des Hauses Hohenlohe in einem großen Rahmen gesehen werden müssen.

Das gilt auch für Isabellas Geschwister. Wir sagten schon, daß der am 13. Oktober 1892 geborene Prinz Ludwig die ungarischen Güter der Familie übernommen und überhaupt seinen Lebensraum und seine Wirksamkeit nach Ungarn verlegt hatte, nicht zuletzt wegen seiner Heirat mit der ungarischen Gräfin Hadik (verm. 5. Dezember 1921), durch die er auch zum Hause des Admirals und ungarischen Reichsverwesers Nikolaus von Horthy verschwägert wurde. Noch im alten Österreich war er Oberleutnant geworden. Nach dem Kriege wurde er Ehrenritter des souveränen Malteser-Ritterordens. Auch in Ungarn wurden nach dem ersten Weltkrieg die Güter der Adeligen nicht enteignet. Ludwig widmete sich der Verwaltung seiner und seiner Frau Besitzungen. Während des zweiten Weltkriegs war er antinazistisch und gegen die ungarischen Pfeilkreuzler eingestellt und nahm kein Blatt vor den Mund. Bruder Konstantin behauptete später sogar, die Nazis und Pfeilkreuzler hätten Ludwig „mehr oder weniger“ umgebracht. Er kam in ein Pfeilkreuzler-KZ, wo er eine Magenblutung erlitt, die eine Operation erforderlich machte. Er starb am 26. Mai 1945 kurz nach dem Einmarsch der Russen auf seinem Schloß in Ödenburg/Ungarn unweit von Budapest, gerade in einem Zeitpunkt, als alles enteignet wurde. Seine beiden Söhne *Alexander Gottfried* (*3. September 1922) und *Max Egon Gottfried* (*27. November 1924) wurden nach dem Kriege Bezirksinspektoren der Allianz-Versicherung in München. Ludwigs Witwe Ilma geborene von Hadik ging mit den übrigen zwei Kindern nach Argentinien, kam etwa 1960 völlig verarmt zurück nach Deutschland, lebte in einem Altersheim und verstarb 1968. Sie liegt in Langenburg begraben. Die 1926 geborene Tochter Johanna lebt jetzt in München, der jüngste 1930 geborene Sohn Louis lebt noch in Buenos Aires/Argentinien.

Isabellas zweiter Bruder Konstantin, der sich selbst Constantin schrieb (geb. 11. September 1893), hat an der Akademie der Bildenden Künste in Berlin und München studiert, war im ersten Weltkrieg in der österreichischen Armee beim 14. Dragonerregiment Windischgrätz als Einundzwanzigjähriger eingedrückt, führte als Oberleutnant eine Schwadron und war lange an der Front. Nach dem Kriege ging er, nachdem er eine Zeitlang in München und in Spanien gelebt hatte, nach Paris, wo er ein Atelier unterhielt und malte. Da



*Abb. 8: Prinz Konstantin (Constantin) zu Hohenlohe-Langenburg (1883–1973).
Aufnahme 1970 in Weikersheim.*

von Böhmen aus wegen der strengen Devisenbestimmungen der Tschechoslowakei wenig Geld nach Paris zu holen war, war Konstantin auf eigenen Verdienst angewiesen. Er erzählte später, es sei ihm immer gut gegangen. Angefangen habe es mit einer Ausstellung in Madrid, die er auf Anregung des Direktors des Museo del Arte Moderno veranstaltete. Er ging drei Monate nach Avila und drei Monate nach Ronda in Andalusien, malte viel und stellte in Madrid 52 Bilder aus, von denen er 50 verkaufen konnte. Aufgrund dieser Ausstellung erhielt er aber von in Paris lebenden Ausländern, vor allem Amerikanern und Südamerikanern, viele Aufträge. Zu ihrer Ausführung nahm er sich in Paris zuerst für drei Monate ein Atelier. Aus diesen drei Monaten wurden 17 Jahre. Er richtete sogar für Amerikaner Häuser und Schlösser ein, und die Aufträge führten ihn in viele Länder. Als Vater Gottfried aus Rothenhaus 1931 schwer krank wurde – er war die letzten zwei Jahre seines Lebens krank –, hielt sich Konstantin abwechselnd in Rothenhaus und Paris auf. Als er nach dem Tode des Vaters Gut Eidlitz erbe, widmete er sich sowohl der Kunst in Paris als auch der Verwaltung in Böhmen. Er bezeichnete dies später als nicht glückliche Zustände, und es ist verständlich, daß er sich entschloß, seine Mutter ganz zu sich nach Eidlitz zu nehmen und fortan mit ihr dort zu leben. Konstantin blieb Jungeselle.

Das Folgende stammt unmittelbar aus den Erzählungen des Prinzen: Im

zweiten Weltkrieg war er zuerst Adjutant bei General Falkenhausen in Brüssel, dann wirtschaftlicher Berater, vor allem deshalb, weil er gut Französisch und Englisch verstand und mit fremden Behörden verhandeln konnte. Ziemlich plötzlich wurde er nach Reval kommandiert, wo er drei Jahre bei der Militärverwaltung die Abteilung Wirtschaft leitete. Hier hat ihn sein Freund Gottfried von Bismarck, Regierungspräsident von Potsdam und Bruder des Otto von Bismarck, in die Vorbereitungen des Attentats vom 20. Juli 1944 eingeweiht, zumal Konstantin den General Olbricht gut kannte, der beim Einmarsch ins Sudetenland im Herbst 1938 bei ihm in Eidlitz einquartiert gewesen war. Falls das Attentat gelingen sollte, war Konstantin für die Militärverwaltung von Estland vorgesehen. Er hatte nämlich eine Eingabe über die Autonomie von Estland gemacht, die beim Ostministerium Anklang gefunden hatte. Es war ja vorgesehen, aus Esten und Letten einige Divisionen gegen die Russen aufzustellen, aber Hitler selbst ordnete schließlich an, daß von den Esten und Letten keine Wehrmachtsverbände, sondern Freiwilligenverbände für die SS aufgestellt würden, weil er nicht die Wehrmacht in diesem Gebiet stärken wollte.

Nach dem Attentat auf Hitler wurde Konstantin aus der Wehrmacht entlassen und blieb einige Monate in Eidlitz, ohne daß etwas gegen ihn entdeckt werden konnte oder geschehen wäre. In dieser Zeit war sein Bruder Max Egon, wie wir weiter unten lesen werden, sehr vielfältig im „Geschäft“ der Friedensverhandlungen tätig. Als Max Egon nach Spanien abgereist war, wurde Konstantin gebeten, nach Bern zu einem Treffen mit Allan Dulles zu reisen. Er erhielt zu diesem Zwecke ein Auto und fand sich zunächst in Eger zu Vorbesprechungen mit Leuten aus Berlin ein. In Eger überraschte ihn jedoch ein Fliegerangriff. Der Prinz befand sich im Luftschutzkeller, das vor dem Hotel am Bahnhof stehende Auto wurde vernichtet, wie der ganze Bahnhof. Konstantin hatte kein Gepäck mehr. Er ging deshalb nach Eidlitz zurück und hatte nun nicht mehr die Absicht, die vorgesehene Reise anzutreten. Er war gut bekannt, ja befreundet mit dem Landrat von Komotau, der Sekretär von Gördelers gewesen war. Als er von dem Eidlitzer Oberlehrer Fischer vertraulich erfuhr, daß nach ihm gefragt worden sei, reiste er überstürzt und nur mit kleinstem Gepäck einige Monate vor Kriegsende nach Westen in die alte Heimat Hohenlohe, um hier das Kriegsende zu erleben. Vom Chef des Hauses, Fürst Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg, erhielt er bereitwillige Aufnahme auf Schloß Weikersheim, das sein letzter Aufenthalt werden sollte. Wie schon gesagt, holte er seine Mutter und die Schwester Isabella von Windisch-Graetz mit deren Ehemann Alfred nach Weikersheim. Konstantin wurde Beauftragter des Landesamts für Denkmalspflege für die Kreise Öhringen und Mergentheim und hat vor allem die hier liegenden Schlösser betreut. Schloß Weikersheim richtete er mit vorhandenen Sachen ein, die aber in schlechtem Zustand waren. Er sagte: „Ich habe alles in zwanzig Jahren nach und nach auf Glanz gebracht, so daß der Staat Lust bekam, das Schloß zu kaufen,

denn Weikersheim ist in seiner Art einmalig und seine Erhaltung so wichtig, daß sich das Land mit Recht zum Kauf entschloß". Neuenstein richtete er ebenfalls mit Sachen aus sechs verschiedenen Schlössern ein, die Öhringen hatte und zum Teil verkaufte. Vor dem Verkauf sortierte Konstantin die gesamte Einrichtung von Ingelfingen, Kirchberg, Öhringen und Schrozberg aus, nahm die besten Sachen nach Neuenstein, das übrige in Depots. Mit einem Teil des Inventars wurde 1969 auch das alte Schlößchen Friedrichsruh als Annex zum „Waldhotel Friedrichsruh" eingerichtet. Vorhänge und Dekorationen besorgte eine Firma aus München, aber die eigentliche Einrichtung stammte von Konstantin. In Langenburg richtete er ein Museum ein, machte Tierberg und Schillingsfürst, wie er sagte, reif für den Publikumsverkehr und hat auch in Bartenstein bei der Einrichtung mitgewirkt. Für die Zeit nach der Übernahme von Schloß Weikersheim durch das Land Baden-Württemberg hat Konstantin in seiner geistvollen und humorvollen Weise erzählt: „In Weikersheim hat mich der Staat gebeten, für ihn die Verwaltung weiterzuführen, was sehr gut geht, wenn man viel Sinn für Humor hat. Wenn man 50 Jahre in der Privatwirtschaft gearbeitet hat, kommt einem hier manches komisch vor. Aber alle staatlichen Stellen sind sehr taktvoll. Ich bin der Vertreter von Graf Adelman. Ministerialdirigent Donndorf ist der Referent für die gesamte bildende und darstellende Kunst. Ich habe hier auch die Sache mit der musikalischen Jugend aufgezogen, was auch dem Kultusministerium untersteht. Ich bin also auch sein verlängerter Arm".

Prinz Konstantin ist am 2. Juni 1973 im Alter von 79 Jahren in Weikersheim verstorben.



Abb. 9: Anna zu Hohenlohe-Langenburg geb. Gräfin zu Schönborn-Buchheim (1865–1954) mit ihren Söhnen (von links) Konstantin, Max Egon, Karl, Rudolf. Aufnahme Weikersheim 1952.

Größter und Interessantester unter den Kindern des 1933 auf Rothenhaus verstorbenen Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg war – vor allem durch seine rege Öffentlichkeitsarbeit – ohne Zweifel Max Egon (Prinz Max Egon Maria Erwin Paul zu Hohenlohe-Langenburg, geb. auf Schloß Rothenhaus am 19. November 1897). Mit zwanzig Jahren noch Leutnant in der Armee Altösterreichs, nach dem Kriege Studium der Volkswirtschaft, promoviert zum Dr. rer. pol., Ritter des Bayerischen St. Georgsordens, Ehrenritter des souveränen Malteser-Ritterordens, Träger des Großkreuzes von Carlos III. in Spanien, heiratete Max Egon am 12. Oktober 1921 in Madrid die fünf Jahre ältere Maria Piedad de Iturbe, Marquesa de Belvis de las Navas, Tochter des mexikanischen Botschafters in Paris, die ihm überaus große Besitzungen in Spanien und Mexiko in die Ehe brachte. Nach dem Tode des Vaters Gottfried 1933 wurde Max Egon Herr auf Schloß Rothenhaus, das durch ihn historische Bedeutung in der neuesten Geschichte erlangen sollte. Er machte dieses Schloß zunächst in den dreißiger Jahren zu einem Treffpunkt von Politikern und Kulturschaffenden. Die Sudetendeutschen Philharmoniker unter Generalmusikdirektor Keilberth, die späteren Bamberger Sinfoniker, haben zahlreiche Konzerte auf Schloß Rothenhaus gegeben. 1934, als die „aktivistische“ Politik der Sudetendeutschen, wie die Zusammenarbeit mit den tschechischen Regierungsparteien genannt wurde, endgültig scheiterte und unter Führung von Konrad Henlein eine gesamtdeutsche Volksbewegung im Sudetengebiet entstand, die eine neue Volksgruppenpolitik verfolgte, nahm Prinz Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg seine politische Tätigkeit auf. Er vertrat eine innerstaatlich-föderalistische Lösung der sudetendeutschen Frage und wollte diese Lösung mit den tschechischen Föderalisten und mit England und Frankreich als den Garantiemächten des Friedensvertrags von Versailles und St. Germain zustande bringen. Deshalb führte er Konrad Henlein mit dem tschechoslowakischen Ministerpräsidenten Milan Hodža (einem Slowaken und deshalb dem Föderalismus besonders zugeneigt) zusammen und stellte Beziehungen der Henlein-Gruppe zum westlichen Ausland, vor allem zu England, her. Aus seinem Bestreben nach einer internationalen Regelung der sudetendeutschen Frage ging auch der von ihm aufgestellte Plan hervor, einen britischen Staatsmann, der sowohl Benesch als auch Hitler in gleicher Weise Respekt einzuflößen in der Lage wäre, als Beobachter und Schiedsrichter in die Tschechoslowakei zu entsenden. Prinz Max Egon hatte für diese Rolle Winston Churchill ausersehen, den er seit Jahren bestens kannte. Die damalige englische Regierung, vor allem Lord Halifax, lehnte diesen Vorschlag ab. Churchill wurde damals als politischer Außenseiter betrachtet und von Neville Chamberlain und seinen Parteigängern abgelehnt. Diese sandten 1938 dann Lord Leslie Runciman in die Tschechoslowakei, der mit einigen anderen sudetendeutschen Adeligen gut bekannt war, vor allem mit der Familie des Fürsten Clary-Aldringen, Herrn auf Teplitz-Schönau, und der Familie Kinsky, die ebenfalls u.a. in Nordböhmen in Böhmischem Kamnitz ihr Schloß hatte. Alfons von

Clary-Aldringen, dessen Vater schon ein bekannter österreichischer Diplomat gewesen war, war Präsident der deutschen Sektion der Union der Freunde des Völkerbundes und Mitglied von dessen Minderheitenkommission. Er hatte weitgehende Beziehungen zum Ausland und warb neben dem Grafen Ulrich Ferdinand Kinsky aus Böhmisches Kamnitz, dem Vorsitzenden des Verbindungsstabes der Sudetendeutschen Partei, im besonderen in England für die sudetendeutsche Sache und ermöglichte die Kontakte sudetendeutscher Politiker mit Lord Runciman. Clary erhielt im März 1938 vom Generalsekretär des Völkerbundes in Genf Kenntnis über eine Unzahl von Petitionen Sudetendeutscher und bat ihn um nähere Informationen, gleichzeitig die Hoffnung ausdrückend, den Prinzen bei einem Treffen in Kaaden zu sehen, an dem dann tatsächlich mit zahlreichen anderen Persönlichkeiten auch Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg teilnahm. Hier wurden zwei Entschließungen der Minderheitenkommission verlesen, die sich mit den Verhältnissen in der Tschechoslowakei befaßten. Zwei Tage nach der Ankunft Lord Runcimans in Böhmen fand die erste Begegnung mit diesem und den Mitgliedern seiner Mission auf Schloß Saar in Mähren (tschechisch Žďár), dem Besitz des Prinzen Zdenko Kinsky, statt, an der auch einige Verwandte Clarys aus der Familie der Schwarzenberge teilnahmen. Bei diesem Gespräch ging es in erster Linie darum, Zeit und Ort einer eingehenden Aussprache mit Henlein festzulegen. Anschließend schrieb tatsächlich das Mitglied des britischen Unterhauses und Mitglied der Mission Runcimans, Geoffrey Peto, an Clary mit der Bitte um Mitteilung, wohin und zu welcher Zeit Runciman an dem von ihm vorgeschlagenen Tage kommen sollte. Clary befand sich am 13. August 1938 auf dem Kinskyschen Jagdschloß Balzhütte bei Daubitz im nördlichsten Böhmen, wo er mit Kinsky zusammen am 14. August den Lord begrüßte. Er führte ihn am nächsten Tag zuerst auf sein Schloß Teplitz-Schönau, wo schon eine Begegnung mit lokalen Vertretern der Sudetendeutschen Partei stattfand, die dem Lord durch Darstellungen der örtlichen Verhältnisse zu einem Gesamtbild der bestehenden Zustände verhelfen. Abschließend begab man sich auf das Clarysche Jagdschloß Hohenleipa bei Dittersbach in der Nähe von Herrnskretsch, wo die Elbe das Land Böhmen verläßt, um hier den fünfundvierzigsten Geburtstag des Prinzen Ferdinand Ulrich Kinsky zu feiern²⁸. Hier wurde dem Lord der endgültige Vorschlag gemacht, die gemeinsame und entscheidende Unterredung zwischen Henlein und Runciman auf Einladung des Prinzen Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg auf Schloß Rothenhaus abzuhalten. Runciman nahm diese Einladung an und kam am 18. August 1938 von seinem Hotel Alcron in Prag mit seiner Frau und Begleitung, vor allem dem Abteilungsleiter im Foreign Office Frank Ashton Gwatkin, dem späteren Mitglied der britischen Delegation in München, zuerst nach Teplitz zu Clary „auf einen Sprung“ und von dort nach Rothenhaus, wo er nicht nur mit dem Gastgeber Prinz Max Egon, sondern mit Henlein, Karl Hermann Frank und anderen führenden Sudetendeutschen zusammen-

traf. Man spricht davon, daß diese Begegnung und eingehende Aussprache entscheidender Ausgangspunkt dafür war, daß Runciman seiner Regierung den Anschluß des sudetendeutschen Siedlungsgebiets an das Deutsche Reich empfahl. Wir können uns denken, daß überhaupt auch die Kontakte Max Egons mit den führenden englischen Politikern und mit dem Adel eine nicht zu unterschätzende Rolle dabei spielten²⁹. Das ergibt sich aus einem Brief der Mina Mac Donald of Edinburgh wenige Tage nach dem Besuch Runcimans an Fräulein von Aule, eine Bekannte von Clary, die berichtet, daß „hier“ – d.h. in England – die Menschen nunmehr viel mehr Interesse an der Tschechoslowakei bekundeten und eine „vernünftige Einstellung“ bezögen³⁰. Im sogenannten „Runciman-Bericht“ vom 14. September 1938 an die englische Regierung aber heißt es u.a.: „Es ist bitter, von einem fremden Volk beherrscht zu werden, und mein Gesamteindruck geht dahin, daß die tschechoslowakische Herrschaft in den sudetendeutschen Gebieten während der letzten zwanzig Jahre zwar keine direkte Bedrückung dargestellt hat und auch sicherlich nicht terroristisch gewesen ist, dennoch aber als taktlos, verständnislos und kleinlich bezeichnet werden muß – und dies in einem Ausmaß, welches die allgemeine Meinung der deutschen Bevölkerung unweigerlich in die Richtung offenen Widerstandes treiben mußte. . . . Für mich ist selbstverständlich, daß die zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei liegenden Grenzgebiete, in denen die Sudetendeutschen die klare Mehrheit besitzen, sofort das uneingeschränkte Selbstbestimmungsrecht erhalten sollten. Wenn, wie ich glaube, Gebietsabtretungen unvermeidlich sind, so sollten sie rasch und ohne überflüssiges Zögern durchgeführt werden. . . . Die Übertragung dieser Grenzgebiete bedeutet jedoch nicht die endgültige Lösung der Frage, wie Deutsche und Tschechen zukünftig in Frieden zusammenleben können. . . .“.

Da Max Egon ein leidenschaftlicher Vertreter der deutsch-englischen Ausgleichspolitik zur Erhaltung des Weltfriedens war, hoffte er, daß sich Adolf Hitler nach der friedlichen Regelung der Sudetenkrise mit der Resttschechoslowakei verständigen und die Tschechen durch großzügige Wirtschaftshilfe für eine neue Mitteleuropapolitik gewinnen werde, wie es auch der Wunsch weitester Kreise der Sudetendeutschen war. Hitlers weiteres Vorgehen ab 1939 und die Anzettlung des Krieges liefen deshalb diesen Wünschen genau entgegengesetzt und waren für den Prinzen Max Egon die größte Enttäuschung seines Lebens. Sie machten ihn zum Gegner Hitlers, da es ihm um das Wohl seines Heimatlandes ging.

Als sich das Kriegsglück zugunsten der Alliierten wandte und sich die Gefahr am Horizont abzeichnete, daß Deutschland und Mitteleuropa ein Opfer Rußlands würden, hat Max Egon mit dem Beauftragten der USA in der Schweiz und Europa-Chef des amerikanischen Geheimdienstes Allan Dulles Friedensgespräche eingeleitet, die er mit Rückendeckung des Obergruppenführers Schellenberg hinter dem Rücken Hitlers führte, um zu verhindern, daß die Sowjetrussen Ostdeutschland in die Hand bekämen. Max Egon hatte schon

1939 nach dem Ausbruch des Krieges dem SD seine nicht geringen diplomatischen Fähigkeiten angeboten. Seine ständige Wachsamkeit gegenüber den Gefahren für den Bestand seines Landes, seiner Familie und seiner Besitzungen ließ ihn frühzeitig die Chancen eines Verständigungsfriedens ausloten. In ihm lebte eben noch ein Stück der klassischen Diplomatie und Aristokratie Europas – nicht umsonst hatten die Hohenlohes im 19. Jahrhundert einen deutschen Reichskanzler, einen französischen Marschall, einen Kardinal der römisch-katholischen Kirche, österreichisch-ungarische Feldmarschall-Leutnants, preußische und badische Generäle, württembergische Erb-Reichsmarschälle und kaiserlich-russische Generaladjutanten gestellt. Auch Max Egon glaubte an das alte europäische Konzert der Mächte und benutzte nicht ungern hohe NS-Funktionäre dazu, den Machthabern des Dritten Reiches ein paar Wahrheiten nahe zu bringen. Schon im September 1939 verfaßte er ein Memorandum, das er Hermann Göring vorlegen ließ und in welchem er erklärte: „Deutschland ist bei seinem Unternehmen (Entfesselung des zweiten Weltkriegs) von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen und hat sich in jeder Weise verrechnet. Er hat nicht angenommen, daß England und Frankreich in den Kampf für Polen eintreten werden. Es hat dabei übersehen, daß es sich nicht um Polen, sondern um etwas ganz anderes handelt, um die Erhaltung und Sicherstellung der Ruhe in Europa“³¹. Ungeniert fordert Max Egon, man müsse „auch wenn es bereits spät scheint“ eine große Lösung im Auge behalten. Diese muß beinhalten: Wiederherstellung von Vertrauen, Garantie der Einhaltung der Verträge, Abrüstung unter gegenseitiger Kontrolle, eventuell Freigabe der Tschechei als demobilisierter Staat. Unter anderem erklärte er auch: „Roosevelt könnte bis jetzt noch ein Weg der Vermittlung sein, jedoch wird es bald zu spät sein“. Gemeinsam mit dem SS-Oberführer Höhn setzte der Prinz Denkschriften auf, die maßvollere SS-Männer und solche, die er dafür hielt, zu Friedensinitiativen inspirieren sollten. Einige der Memoranden wurden auf Geheiß des mit Hohenlohe und Höhn kooperierenden Botschafters Hewel, der das Auswärtige Amt bei Hitler vertrat, sogar auf der speziellen Führerschreibmaschine umgeschrieben und Hitler vorgelegt, bis dieser sich empört das „defaitistische Geschreibsel“ verbat und Höhn verwarnen ließ³². Doch Max Egon propagierte weiterhin einen Sonderfrieden mit den westlichen Alliierten. Er reiste in die Schweiz, interessierte Diplomaten der Alliierten für seine Vorschläge und gewann auch die Sympathie des Vatikans, der sich zuweilen des Prinzen zur Übermittlung warnender Botschaften an die Adresse des Dritten Reiches bediente³³. Nicht ohne Souffleurdienste des Vatikans verfaßte Max Egon ein Memorandum, das er Botschafter Hewel bei einem Spanienbesuch Ende 1941 übergab. Er schrieb: „Nunmehr stellt sich heraus, daß Adolf Hitler sich vollkommen in den Armen des Generals Preußen befindet und die preußischen Methoden auf die Behandlung der unterworfenen Völker überträgt. Jeder Monat wird es den Völkern klarer machen, daß der General Preußen in Europa regiert, seine brutalen Gewaltmittel werden den

Völkern vor Augen geführt und machen sie zu einer Auflehnung bereit. Jede Erschießung ist ein wichtiger Anknüpfungspunkt, im Endergebnis muß ganz Europa zu einer einzigen großen moralischen Abwehrfront werden. Deutschland kann nicht anders, als sich Schritt für Schritt zurückzuziehen. Dann ist der große Moment gekommen, wo die Völker zum Befreiungskampf aufstehen". Diesen Kampf aber werde das Reich verlieren, wenn es seine Politik nicht mäßige und den Ausgleich mit den Völkern und Mächten Europas nicht suche.

Göring las die Memoranden des Prinzen, aber er wagte nicht, gegen den Kurs seines Führers zu revoltieren. Max Egon suchte nach besseren Bundesgenossen und fand schließlich den Auslands-SD-Chef SS-Brigadeführer Schellenberg, der schon 1942 entschlossen war, notfalls Hitler zu stürzen. Obwohl sich Max Egon später keine entscheidende Rolle in Schellenbergs Plänen zumessen wollte, bestand nachweislich absolute Offenheit zwischen diesen beiden Männern, und der Prinz hörte von Schellenberg, daß innenpolitische Veränderungen in Deutschland notwendig seien, weil der Westen keinen Frieden mit Hitler unterzeichnen würde. Er glaubte, Hitler würde genug Patriotismus haben, um seine Person hinter das Interesse des deutschen Volkes zurückzustellen. Wenn das nicht geschehe, müsse er mit Gewalt ausgeschaltet werden³⁴.

Max Egon wußte Schellenberg eine Person zuzuführen, die ihn zu amerikanischen Unterhändlern führen würde. Ein Geschäftsfreund des Prinzen, SS-Mann und nach den erhaltenen SD-Akten nur „Alfonso“ genannt, verfügte über Beziehungen zu Amerikanern in Lissabon, die sich nach kurzer Anfrage für Schellenbergs Offerten interessierten. Im Dezember 1942 setzte sich „Alfonso“ mit den amerikanischen Unterhändlern in Lissabon zusammen und erklärte, seine Auftraggeber seien zu einem Sonderfrieden mit dem Westen bereit, der Deutschland die Möglichkeit lasse, den Krieg im Osten fortzuführen und Rußland von Europa fern zu halten. Die Amerikaner hielten den SD-Vorschlag für diskutabel, sofern Alfonsos Auftraggeber einen innenpolitischen „Umbau“ in Deutschland garantieren könnten, der es den westlichen Regierungen erlaube, die eigene Öffentlichkeit zufrieden zu stellen. Im Laufe der Unterhaltungen konzentrierten sich die Forderungen der Amerikaner immer stärker auf die Person Hitlers. Der Diktator – das war die eherne Bedingung – müsse den Alliierten lebend ausgeliefert werden, nur so könne man das Entstehen eines posthumen Hitler-Mythos verhindern und einen dauerhaften Frieden sichern.

Selbst Schellenberg wird diese Forderung der Amerikaner schockiert haben. Es blieb aber keine andere Wahl, als den Versuch einer positiven Lösung zuzusagen, nachdem im November 1942 britisch-amerikanische Truppen in Nordafrika gelandet waren und sich Stalingrad bereits ankündigte. Durch erneute Vermittlung Max Egons verwiesen die Amerikaner schließlich die deutschen Unterhändler an den „einflußreichsten Mann des Weißen Hauses

in Europa", das war die Bezeichnung Max Egons für den in Bern residierenden Sonderbeauftragten Allan W. Dulles, den späteren Gesamtchef des US-Geheimdienstes. Hohenlohe beschrieb Dulles so: „Er ist ein kräftig gebauter, hochgewachsener sportlicher Typ von ca. 45 Jahren, von gesundem Aussehen mit guten Zähnen und forschem, einfachem und großzügigem Auftreten". In den weiteren Berichten erhielt Dulles beim SD den Decknamen Mr. Bull.

Es ist hier nicht der Platz, die Tätigkeit des SD und sein Spiel um Hitler, Göring, Himmler und Ribbentrop in den Jahren 1942 ff. näher zu beleuchten. Fest steht, daß Ribbentrop sich weigerte, sich an Fühlungen mit den Amerikanern zu beteiligen, so daß Schellenberg weiterhin mit dem SD auf eigene Faust handelte. Am 15. Januar 1943 hatte Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg unter dem Decknamen Pauls zusammen mit einem SD-Führer mit dem Decknamen Bauer unmittelbare Verhandlungen mit Dulles in der Schweiz eröffnet. Max Egon berichtet darüber, auch Dulles habe klargemacht, daß Hitler beseitigt werden müsse, wenn die aufgeputschte öffentliche Meinung der Amerikaner und Engländer sich zu Verhandlungen mit Deutschland umstimmen lassen sollte. Das Ziel von Friedensverhandlungen aber müßte sein, daß es weder Sieger noch Besiegte gebe. Hohenlohe notierte weiter: „Der deutsche Staat muß als Ordnungsfaktor bestehen bleiben, eine Aufteilung desselben oder eine Loslösung Österreichs kommt nicht in Betracht, aber die preußische Macht im deutschen Staate müsse auf ein vernünftiges Maß zurückgeschraubt werden". Der tschechischen Frage schien „Mr. Bull" wenig Bedeutung beizumessen, andererseits glaubte er, daß eine Vergrößerung Polens nach Osten hin und die Erhaltung Rumäniens und eines starken Ungarn einen „sanitären Riegel" gegen den Bolschewismus und Panslawismus vorschieben müßten. Dulles sah in einem föderativen Großdeutschland ähnlich wie die USA mit einer an dieses angelehnten Donaukonföderation den besten Garanten für Ordnung und Aufbau in Zentral- und Osteuropa. So wenigstens steht es in dem Bericht des Prinzen Hohenlohe an seine Berliner SD-Freunde von Mitte Februar 1943. Wenn man bedenkt, daß zu diesem Zeitpunkt vielleicht der Weg für eine Umkehr des kriegführenden Deutschland zu einem ausgehandelten Frieden noch möglich gewesen wäre – allerdings unter Beseitigung Hitlers –, dann kann man nur bedauern, daß die radikale Clique um Hitler weiterhin die Oberhand behielt.

Dulles teilte mit, die amerikanische Botschaft in Madrid stehe jederzeit für Max Egon zur Verfügung, und gab ihm als Kontaktmann den amerikanischen Botschaftsrat Butterworth an. Hohenlohe zog nun die führenden Männer des spanischen Außenministeriums ins Vertrauen, da er durch seine spanische Ehefrau und zahlreiche Verwandte dort beste Kontakte hatte. Auch diese Männer wurden für das Projekt gewonnen, durch Himmler Hitler zu stürzen. Heute wissen wir, daß die Engländer diese Gespräche mit den Amerikanern mißbilligten und nicht „mitmachten". Sie erteilten auch den spanischen Vermittlern eine Absage. Im Mai und Juni 1943 ließ Schellenberg in Stockholm

mit schwedischen Persönlichkeiten Fühlung aufnehmen. Die Verhandlungen in Spanien hatten aber bei den Alliierten auch den Eindruck verstärkt, Himmler und die SS könnten das Hitlersystem stürzen. Es liegt ein Bericht eines Lissabonner Vertrauensmannes vor, wonach die Briten sich nicht mehr von der Wehrmacht, sondern nur noch von der SS einen Umsturz in Deutschland versprochen³⁵.

Im Ergebnis haben die Verhandlungen mit Dulles und die sonstigen Kontakte mit den Alliierten zu keinem Erfolg geführt, weil Roosevelt Europa und Deutschland bereits in eine amerikanische und eine russische Einflußsphäre aufgeteilt hatte und die bedingungslose Unterwerfung des Deutschen Reichs forderte. Nachdem Max Egons Friedensgespräche gescheitert waren und er fürchten mußte, daß ihn bei Kriegsende der nach Böhmen zurückkehrende Eduard Benesch wegen Förderung der Politik der Sudetendeutschen Partei verfolgen werde, ist Prinz Max Egon 1944 nach Spanien auf sein Besitztum in der Nähe von Madrid gegangen, wo er fortan auch nach dem Kriege lebte. Seine 1946 geforderte Auslieferung an die Tschechoslowakei hat General Franco verweigert. Nach der Abreise Max Egons nach Spanien bediente sich Schellenberg noch einmal seines Bruders Prinz Konstantin für Verhandlungen mit dem Ausland, und dieser begab sich, wie wir schon gehört haben, auf die Reise nach Basel und Bern, geriet aber in Eger in einen Fliegerangriff, durch den sein Auto und sein gesamtes Gepäck vernichtet wurden. Er kehrte nach Eidlitz bei Rothenhaus zurück und gab diese Reisepläne auf. Heinz Höhne schrieb in seinem Buch „Der Orden unter dem Totenkopf“, Prinz Max Egon sei durch die „besitzerhaltende Politik seines Hauses“ und um seine Güter „vor den Unruhen des Jahrhunderts und dessen wechselnden Akteuren zu sichern“ zu seinen politischen Kontakten veranlaßt worden. Diese Meinung wird der Persönlichkeit und Denkweise des Prinzen Max Egon wohl nicht gerecht.

Rothenhaus wurde 1945 ausgeplündert und für Jahre von den Russen besetzt, die, wie der Verwalter des Anwesens dem Verfasser 1970 erzählt hat, die Gruft der Liechtenstein und Hohenlohe öffneten, plünderten, die Leichen herauswarfen, weil sie nach Schmuck suchten, und aus den wertvollen Wandgobelins Fußlappen schnitten. Auch 1968 haben die in die CSSR einmarschierten Russen erneut – wie es hieß – übel gehaust und das Schloß vollends ausgeraubt. Seit dieser Zeit dient das Schloß nur noch als interne Abteilung des Krankenhauses Komotau und als Genesungsheim. In zwei Räumen im Erdgeschoß ist eine Gedenkstätte für den Kampf gegen den Faschismus eingerichtet, aber das von Prinz Konstantin gemalte lebensgroße Ölbild seines Vaters Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg hängt unversehrt an der Wand eines dieser Zimmer, wie auch eine kleine Broncestatue der Maria Piedad, Gemahlin Max Egons, 1970 dort stehend vom Verfasser gesehen wurde. Infolge der jahrelangen propagandistischen Ausschlachtung des „Münchener Abkommens“ wurde Schloß Rothenhaus für viele Tschechen zu einer Art Wallfahrtsort. Sie wollten

und wollen die Stätte sehen, wo Runciman mit Prinz Max Egon und besonders mit Henlein verhandelte. So ist das Schloß der Hohenlohe-Langenburg ein beliebtes Ausflugsziel. Im einzigen Gasthaus im Dorf unterhalb des Schlosses ist immer Hochbetrieb. Die Leiter des Gasthauses, das Ehepaar Anton und Elfriede Toms, sind Deutsche. Im offiziellen tschechoslowakischen Touristenführer „Nordböhmen interessant“ aber heißt es:

„Schloß Rothenhaus mit seinem ausgedehnten Park gehört zu den vollkommensten architektonischen Sehenswürdigkeiten der Landschaft um Komotau. Hier hat der ehemalige Besitzer Dr. Max Egon Hohenlohe-Langenburg die Rolle des Vermittlers und Gastgebers bei der Begegnung von Lord Runciman mit Kofrad Henlein gespielt, der die Zerschlagung der CSR verlangte. Am 18. August 1938 hat K. Henlein unter Assistenz von K.H. Frank und des ehemaligen Abgeordneten Kundte unter der Anwesenheit der gesamten Weltpresse dem Lord Runciman seine Forderung vorgetragen, die dann Gegenstand einer geheimen Zusammenkunft Runcimans mit Henlein zum Zwecke der Einzeichnung der verlangten Grenzen für die abzutrennenden Randgebiete der Republik war. *So wurde in jenen schicksalshaften Tagen ohne uns entschieden.* Damals wurde das böhmische Randgebiet von dem historischen Landesgebiet unseres Staates abgetrennt. An diesen schändlichen Verrat erinnert ein Raum am Eingang des Schlosses.“

Max Egon verbrachte die Jahre nach dem Kriege in Spanien, wo die Familie durch die Ehefrau Maria Piedad geb. Iturbe, Marquesa de las Navas, ungeheure Besitzungen hatte und hat. Schon 1951 nahm er mit dem Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft Rudolf Lodgman von Auen Verbindung auf und war seit dieser Zeit ein Förderer der Heimatpolitik der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Als sich in den USA seit der Ungarnkrise im Jahre 1956 eine neue Politik gegenüber der Sowjetunion abzuzeichnen begann, war der Prinz der Meinung, daß auch die sudetendeutsche Heimatpolitik den neuen Gegebenheiten Rechnung tragen müsse. Deshalb war er einer der Ersten, die sich bemühten, Kontakte mit Prag und auch mit Moskau herzustellen, denn er sah die zukünftige Lösung der sudetendeutschen Frage im Rahmen eines deutsch-tschechischen und damit bundesdeutsch-sowjetrussischen Interessenausgleichs in Mitteleuropa realisierbar. Der Prinz hat in den letzten Monaten seines Lebens noch erleben können, daß seine Ansichten über die künftige Entwicklung in Mitteleuropa richtig waren, und war entschlossen, diesen Weg seiner Landsleute konsequent weiterzuverfolgen. Aus diesem Grunde war der Tod des Siebzigjährigen am 13. August 1968 für die sudetendeutsche Heimatpolitik ein großer Verlust, da eine Persönlichkeit wegfiel, die noch immer über weitgehende Beziehungen nicht nur zu spanischen, sondern auch zu amerikanischen und englischen, sowie französischen Politikern verfügte und mit der westlichen Diplomatie auch jetzt noch durchaus vertraut war. Er starb

auf seinem Landsitz in dem spanischen Badeort Marbella, dessen meiste Hotels und Geschäftsobjekte seiner Familie gehören.

Max Egon zu Hohenlohe-Langenburg war ein moderner Mensch und hatte ein Gefühl für die nationalen und internationalen, sowie sozialen Fragen der Menschheit und der Völker des 20. Jahrhunderts. Deshalb trat er immer als Fortschrittspolitiker auf, für den politische Betätigung Ehrensache, aber kein Beruf gewesen ist. Er hat niemals eine restaurative Politik unterstützt und war bestrebt, politische Lösungen zu erreichen, die den Kräfteverhältnissen der Gegenwart entsprechen. Für ihn gab es nicht den Grundsatz „Alles oder Nichts“, denn er kannte die Geschichte der Völker und Staaten zu gut, um sich in Ideologien und Machtträumen zu verspinnen. Da sein Wirken fern der Öffentlichkeit geschah und der Prinz nie im Rampenlicht stehen wollte, ist nicht einmal seinen geliebten Landsleuten bis zu seinem Tode bewußt geworden, was Max Egon seit über dreißig Jahren alles getan hatte, um seiner Heimat zu helfen. In inniger Liebe hing er an seiner Erzgebirgsheimat. Obwohl Spanien seine zweite Heimat wurde, gehörte sein Herz ganz dem deutschen Volke und seiner sudetendeutschen Volksgruppe.

Max Egon hatte sechs Kinder, von denen nur das jüngste Beatrix 1935 auf Schloß Rothenhaus geboren wurde. Eine ehemalige Zofe der Gemahlin Max Egons, Frau Albine Glatz, Ehefrau des Zahnarztes Alfred Glatz aus Komotau, lebt heute in Ebenhausen bei Ingolstadt. Sie konnte manches aus der Familie berichten.

Max Egons älteste Tochter Maria-Franziska (*1922 in San Sebastian), deren Kosenamen in der Familie „Pimpinella“ war, heiratete 1945 den spanischen Grafen Gamazo, der ein großes Vermögen von seinem Vater geerbt hatte. Die Eheleute haben große Besitzungen auf den Philippinen und auch Banken. Max Egons Sohn Alfonso (*in Madrid 28. Mai 1924) heiratete 1955 die fünfzehnjährige Ira Prinzessin zu Fürstenberg, von der er 1960 geschieden wurde. Ira heiratete bekanntlich 1961 den 1916 geborenen Millionär Francisco Pignatari. Ihre Mutter war eine geborene Agnelli, Chef der Fiatwerke. Alfonsos Ehe ging zwar auseinander, aber er hat zwei Söhne, Christoph *1956, und Hubertus *1959, beide in Mexiko geboren. Alfonso hat sich als erfolgreicher Geschäftsmann gezeigt, hat an der Costa del Sol zahlreiche Hotels aufgezogen, wo heute die ganze Welt abstiegt, ist Generalvertreter des Volkswagenwerks in Mexiko und für die Automarke Volvo in Spanien.

Auch Max Egons zweiter Sohn Christian Kraft (*1925 auf Schloß Eisenberg in Böhmen) heiratete 1955 in Spanien und ist – dort lebend – gut situiert. Die Tochter Elisabeth, genannt Lilo, *1927, heiratete 1952 den sehr reichen Spanier Bertran Iguell, der vor allem Kalk- und Betonwerke besitzt. Ein weiterer Sohn Max Emanuel, geb. 1931 in Wien, heiratete 1961 die einzige Tochter des Grafen von Medina und der Herzogin Medinaceli, einer der bekanntesten Familien von Spanien. Die jüngste Tochter, die schon erwähnte Beatrix, geboren auf Rothenhaus 1935, heiratete 1959 den Herzog von Arion,

der seine großen Besitzungen westlich von Madrid gegen die portugiesische Grenze zu hat und als Vertreter der Bethlehem-Steel-Gesellschaft in Spanien ein erfolgreicher Geschäftsmann ist.

So können wir sagen, daß die Nachkommen der sudetendeutschen Linie der Hohenlohe-Langenburg durchweg in Spanien und Mexiko ansässig geworden sind.

Wenn wir nach dem Verbleib weiterer Mitglieder des Hauses Hohenlohe-Langenburg in Böhmen und Österreich forschen, so ist zu erwähnen, daß eine der Töchter des in der Schlacht bei Königgrätz 1866 gefallenen Prinzen Ludwig, die am 21. Oktober 1862 in Wien geborene Gabriele Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, am 27. August 1883 in Prag den 1859 in Wien geborenen Engelbert Prinz von Auersperg heiratete, mit dem sie bis 1942 auf Schloß Luka bei Pistyan in der Slowakei lebte. Sie starb am 2. September 1948 in Prag. Ludwigs jüngste Tochter, die am 3. November 1864 in Prag geborene Adelheid (Ada) heiratete am 14. Oktober 1885 in Prag den 1853 geborenen Karl (Carl) Graf Chotek zu Wotkowa und Wagnin, k.k. Kammerherrn und Legationssekretär. Sie ist am 10. Februar 1937 auf dem Schloß der Grafen Chotek in Großpriesen im Elbetal bei Aussig gestorben³⁶. Ludwigs zweiter Sohn (nach Gottfried, 1860 bis 1933) war Max Karl Rudolf, geboren in Prag am 15. April 1861. Er heiratete am 29. Oktober 1891 in Bregenz die 1867 geborene Karoline Gräfin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg und ist am 7. April 1935 in Hall/Tirol verstorben. Sein Sohn Max Karl, geb. 21. Juli 1901 in Toblach, kam am 27. Juli 1943 im KZ um, seine Tochter Marie Therese, geb. in Salzburg am 13. Januar 1895, lebte seit ihrer Eheschließung 1916 mit dem Innsbrucker Apotheker Otto Kohleisen in St. Pölten/Österreich.

Adas Ehemann Karl Graf Chotek war der Bruder der Gemahlin des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand von Habsburg, die zusammen mit ihrem Mann dem Mord von Sarajewo 1914 zum Opfer fiel. Adas Sohn Carl Graf Chotek, geb. 10. April 1887 in Großpriesen an der Elbe, erlitt mit seiner Frau 1945 das Schicksal der Vertreibung aus Böhmen und starb bettelarm am 10. April 1970 im Altersheim der Fürstlich und Gräfllich Fuggerischen Stiftung Schloß Blumenthal bei Aichach, Oberbayern. Mit ihm starb die alte und hoch angesehene böhmische Adelsfamilie der Chotek aus, die in Böhmen ungeheure Besitzungen hatte und durch ihre verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen zum österreichischen Herrscherhaus und zu österreichischen und ungarischen Adelsgeschlechtern hohe Wertschätzung genoß.

In einer Abhandlung über Leben und Wirken der Hohenlohe in Österreich muß auch noch ein weiteres Mitglied der Linie Hohenlohe-Langenburg gewürdigt werden. Es ist dies Hermann, 7. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Urgroßvater des heutigen Chefs des Hauses Fürst Kraft zu Hohenlohe-Langenburg. Hermann ist am 31. August 1823 in Langenburg geboren, studierte Rechtswissenschaft in Lausanne und Berlin, trat 1851 zuerst in die Württembergische

Kavallerie, 1854 in den österreichischen Militärdienst ein und nahm als österreichischer Offizier an der denkwürdigen und unglücklichen Schlacht bei Solferino 1858 teil. 1860 übernahm er die Verwaltung der väterlichen Standesherrschaft und verblieb von da ab in Langenburg. Er machte sich später als deutscher Offizier und Politiker, sowie als Reichsstatthalter von Elsaß-Lothringen (nach Chlodwig) einen Namen.

Zur Frage der Familienforschung der in den böhmischen Kronländern ansässigen Familien, also hier im besonderen der sudetendeutschen Linie Hohenlohe-Langenburg und verwandter oder verschwägerter Häuser, ist zu bemerken, daß nach dem ersten Weltkrieg das neue und verkleinerte Österreich aufgrund des Friedensvertrags von Saint Germain alle Archivbestände an die Tschechoslowakei herausgeben mußte, die sich auf das Gebiet des neuen Staates der Tschechoslowakei bezogen. 1920 erhielt die CSR das Material der Schloßhauptmannschaft Prag und das gesamte schriftliche Material der Wiener Hofbehörden aus der Zeit von 1888–1918, das sich auf Angelegenheiten bezog, die „der Staatshoheit der tschechoslowakischen Republik unterstehen“. So mußten auch alle die Prager Burg betreffenden Akten der Wiener Hofburg herausgegeben werden. Man muß sich also heute bei Forschungen nach den Adelsfamilien in Böhmen und Mähren und ihren Gütern an die tschechoslowakischen Archive in Prag oder die dortigen Regionalarchive wenden, in denen jeweils die Materialien einer Region zusammengetragen wurden³⁷.

Die Hohenlohe-Schillingsfürst

Wenn wir in dieser Abhandlung nun im besonderen zu den Hohenlohe in Österreich kommen, müssen wir zuerst festhalten, daß im heutigen Österreich nach 1945 keine Hohenlohe-Langenburg, wohl aber die Mitglieder des Hauses Hohenlohe-Schillingsfürst und in kleinerem Ausmaß auch Hohenlohe-Öhringen ansässig waren und sind.

Wie schon gesagt, war 1744 die junge Linie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst in den Reichsfürstenstand erhoben worden, während die ältere Linie Neuenstein erst 1764 dieser Erhebung teilhaftig wurde. Karl Albrecht II. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (*21. Februar 1742 in Schillingsfürst) war zu Maria Theresias Zeiten General in der österreichischen Armee und stand, wie schon weiter vorn geschildert, in großer Gunst bei der Kaiserin. Sein Sohn Karl Albrecht III. war kaiserlicher Generalmajor. Dessen Sohn wiederum Friedrich Karl Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg (*5. Mai 1814) trat ebenfalls in die österreichische Armee ein, wechselte aber bald in den russischen Kriegsdienst über und starb 1884 als russischer General. Sein Vater, der letztgenannte Fürst Karl Albrecht III. zu Hohenlohe-Waldenburg, hatte am 5. April 1807 Schillingsfürst an seinen jüngeren Bruder Franz Joseph (26. November 1787 – 14. Januar 1841) abgetreten, der somit der Begründer der Linie Hohenlohe-Schillingsfürst wurde. Er hatte neun Kinder, unter denen

die „vier Haimonskinder“, wie sie vielfach genannt wurden und wie sie die Fürstin Marie zu Thurn und Taxis-Hohenlohe, die Freundin Rilkes, in ihren Jugenderinnerungen nannte³⁸, Deutschlands, ja Europas berühmtestes Geschwistergespann zum Ausgang des 19. Jahrhunderts bildeten, nämlich Viktor, Herzog von Ratibor, Chlodwig, deutscher Reichskanzler, Gustav Adolf, Kardinal, und Konstantin, Obersthofmeister des Kaisers Franz Joseph von



*Abb. 10: Konstantin Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1828–1896)
mit Gemahlin Marie geb. zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (1837–1920).
Obersthofmeister des Kaisers Franz Joseph I.*

Österreich. Vor allem Chlodwig und Konstantin gelangten zu großem Einfluß in der deutschen und österreichischen Politik. Brachte es Chlodwig zum Reichskanzler des Deutschen Reiches, so trat sein am 8. September 1828 auf Schloß Wildegg (Kurhessen) geborener jüngster Bruder Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der hausgesetzlich zum zweiten Hause gehörte und eigentlich den Namen zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, von Ratibor und Corvey, führte, 1848 in die österreichische Armee in das Infanterieregiment 36 ein. Er hatte schon als Stuttgarter Gymnasiast sich geäußert: „Ich werde nach Österreich gehen, wo es einen Kaiser gibt. Ich werde mich bemühen, ihm zu gefallen, werde sein Adjutant, heirate eine reiche Frau und so werde ich schließlich zu höchstmöglicher Stellung gelangen“³⁹. Konstantin machte unter Feldmarschall Radetzky die Feldzüge in Italien von 1848 und 1849 mit, wurde 1856 als Rittmeister in das Adjutantenkorps aufgenommen, wurde 1859 Major und Flügeladjutant des jungen Kaisers Franz Joseph, dessen großes, Vertrauen er genoß. 1864 Oberst geworden, besuchte er noch im selben Jahre in besonderer Mission den Kriegsschauplatz von Schleswig-Holstein. Während des preußisch-österreichischen Krieges unmittelbar nach Königgrätz wurde er am 6. Juli 1866 provisorisch und am 8. November 1867 unter Ernennung zum Generalmajor definitiv zum Ersten Obersthofmeister des Kaisers bestellt, gleichzeitig zum Hofmarschall ernannt, und hatte dieses einflußreiche Amt dreißig Jahre lang bis zu seinem Tode am 14. Februar 1896 inne⁴⁰. Militärisch wurde er später General der Kavallerie, schließlich Feldmarschall-Leutnant und Inhaber des österreichischen Regiments Nr. 37. Jahrelang war er der engste Begleiter des Kaisers bei Veranstaltungen und kaiserlichen Besuchen. Seine Residenz, das Augartenpalais in Wien, war ein internationaler gesellschaftlicher Mittelpunkt, in dem nicht nur die Hofgesellschaften, sondern auch bedeutende Persönlichkeiten des kulturellen Lebens, der Musik, Literatur und bildenden Kunst, verkehrten. Nach Konstantins Tode 1896 lebte übrigens zunächst Erzherzog Max, Bruder des späteren Kaisers Karl, im Augartenpalais.

In seinem Amt als Obersthofmeister suchte Konstantin den wachsenden ungarischen Ansprüchen auf dualistische Parität auch im Bereich der Hofämter möglichst auszuweichen. Bei der Hochzeit und später nach dem Tode des Kronprinzen fielen ihm besonders schwierige Aufgaben zu. Um die Residenzstadt Wien machte er sich durch Förderung der in seine Amtsperiode fallenden großen Ringstraßenbauten und um die Praterregulierung („Konstantinhügel“) sehr verdient. Ein Freund der Kunst und der Künstler, meisterte er als vom Kaiser mit der Leitung aller Wiener Theater Beauftragter und dafür Verantwortlicher alle Schwierigkeiten, die mit dem Übergang der berühmten Ensembles der „Alten Burg“ und des Kärntner-Tor-Theaters in die neuen Häuser am Ring verbunden waren. Konstantin galt als „vollendeter Hofmann“, der klug und tatkräftig, energisch und ehrgeizig, zwar nie die Schule Radetzky's verleugnete, aber sich den Forderungen der Zeit und seiner hohen Stellung im Mittel-

punkt der Monarchie klug anzupassen wußte. In die Tagespolitik wurde sein Name nur im Zusammenhang mit den kirchenpolitischen Krisen der sechziger und siebziger Jahre hineingezogen, auch im Zusammenhang mit der Person seines Bruders Kardinal Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst am päpstlichen Hofe. Ob Konstantin aber damals bei Abstimmungen des Herrenhauses demonstrativ erschien oder ihnen fernblieb oder in besonderer Mission nach Rom reiste (1871), immer deckte sich sein Handeln genau mit der dem Kaiser opportun erscheinenden politischen Linie. Vielfach geehrt und ausgezeichnet, unter anderem 1865 Geheimer Rat und Hofmarschall, 1875 Feldmarschallleutnant, 1884 General der Kavallerie, Inhaber des JR-87, Oberst und Kommandeur sämtlicher Leibgarden, 1867 Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies, Mitglied des Herrenhauses, 1873 Großkreuz des Stephans-Ordens, Ehrenkurator des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, der Akademie der Bildenden Künste und des Kunstgewerbevereins in Wien, wurde Konstantin in Österreich immer als Fürst und nicht als Prinz bezeichnet, da in Österreich die Mitglieder ein und derselben Familie auch den gleichen Titel trugen, also die Nachkommen von Fürsten auch selbst als Fürsten bezeichnet wurden, ohne Rücksicht darauf, ob sie ein Fürstentum hatten. Später ging man auch in Österreich dazu über, die nachgeborenen Söhne von Fürsten als Prinzen zu bezeichnen, und so genossen die Söhne Konstantins nur noch die Bezeichnung „Prinz“⁴¹.

Der Kaiser sandte Konstantin als außerordentlichen Gesandten zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum Papst Pius IX. am 16. Juni 1871 nach Rom. Dieser überreichte, begleitet von den Kämmerern Graf Wilczek und Graf Hoyos, dem Papst das Glückwunschsreiben des Kaisers. Die späteren vielfachen Unterhandlungen zwischen Österreich und dem Vatikan trugen dem Prinzen auch den höchsten päpstlichen Orden, den Christusorden, ein. Desgleichen wohnte Konstantin nach dem deutsch-französischen Kriege der Zusammenkunft Kaiser Franz Josephs und Kaiser Wilhelms I. in Ischl 1871 bei und machte zwei Jahre später vor dem Herrscher Deutschlands anlässlich dessen Anwesenheit auf der Weltausstellung in Wien die Honneurs und beim Besuch des Kaisers Alexander II. von Rußland in Wien sah der Obersthofmeister diesen Monarchen als Gast auf einem großen Ballfest bei sich. Am 27. Oktober 1881 war er beim Empfang des Königs Humbert von Italien in Wien zugegen, während er am 25. August 1885 der Begegnung Kaiser Franz Josephs mit dem Zaren Alexander III. in Kremsier beiwohnte. Im Jahre 1886 gab Kaiser Wilhelm I. seiner besonderen Wertschätzung dem Prinzen gegenüber dadurch Ausdruck, daß er ihm anlässlich der Begegnung mit dem österreichischen Kaiser in Gastein die Brillanten zum Schwarzen Adler-Orden, dessen Insignien er bereits seit 1874 besaß, verlieh. Auch der italienische König Humbert zeichnete ihn mit dem hohen Annunziaten-Orden aus, der russische Herrscher mit dem Andreas-Orden. Bei allen Ereignissen am österreichischen Hofe war Prinz Hohenlohe Zeuge der „Szene“ und er hätte bestimmt geschichtlich inter-



Abb. 11: Erster Obersthofmeister Constantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1828–1896).

essanteste Erinnerungen schreiben können. Er leitete die Zeremonien der Hofordnung in guten und schlechten Tagen, bei Vermählungen und Geburtstagsfeierlichkeiten, wie auch auf dem Wege zur letzten Ruhestätte der kaiserlichen Familienmitglieder. Die aufregendsten Tage seiner Tätigkeit als Erster Obersthofmeister des Kaisers erlebte Constantin zur Zeit des Selbstmordes von Kronprinz Rudolf von Habsburg in Mayerling. Ihn verständigte Graf Hoyos-Sprinzenstein, der den Kronprinzen am Morgen des 29. Januar 1889 tot aufgefunden hatte, zuerst und bei einer sofortigen Beratung in der Wiener Hofburg mit den übrigen höchsten Hofbeamten entschied Prinz Constantin, daß über das Unglück zuerst die Kaiserin Elisabeth und dann erst der Kaiser zu verständigen seien. Er hatte persönlich die Kaiserin und den Kaiser zu trösten, hatte den gesamten Vorgang der Information für die Öffentlichkeit, des Trauer-

zeremoniells und des Begräbnisses in der Kapuzinergruft zu planen und zu leiten, und er war es auch, der nach den Zeremonienvorschriften des Kaiserhauses im Scheine brennender Fackeln hinter dem Sarge des Kronprinzen in die Gruft stieg, um ihn dem Guardian der Kapuziner zu übergeben. Er hatte nach alten Vorschriften den Sarg nochmals zu öffnen, zur Feststellung der Identität, und sprach zum Guardian die Worte „Erkennst Du hier in dem Verblichenen den durchlauchtigsten Erzherzog?“, worauf der Kapuziner antwortete: „Ja. Der höchste Leichnam wird nach schuldigster Obsorge hier bei uns wohl verwahrt sein“. Darauf händigte Prinz Hohenlohe dem Guardian die Schlüssel zum Sarge aus. F. Hantschel berichtete übrigens schon 1889 in einer Schrift „Weiland Kronprinz Rudolf“, daß die Obduktion der Leiche des Kronprinzen abnorme Entartungen in der Gehirnrinde ergeben und die Ärzte nachträglich eine Gehirnhöhlenwassersucht festgestellt hätten⁴². Kaiser Franz Joseph ließ es sich allerdings nicht nehmen, gegen alles Zeremoniell mit in die Gruft hinabzusteigen und am Sarge seines einzigen Sohnes niederzuknien.

Bereits im Jahre 1894 war die Rede davon, daß Konstantin sich wegen Krankheit vom Hofe zurückziehen wolle. Sein Gesundheitszustand war durch ein Herzleiden geschwächt. Er konnte noch am 20. Januar 1896 dem Hofball beiwohnen, verstarb jedoch in der Nacht vom 13. auf 14. Februar 1896 plötzlich. Schon am folgenden Tage stattete der Kaiser persönlich der Witwe Marie den ersten Kondolenzbesuch ab. Zu einem großen Ereignis für die Stadt Wien und den ganzen Hof gestaltete sich die tagelange Besichtigung der Leiche durch die Bevölkerung und die Beisetzung am 18. Februar. Eine Abteilung Truppen unter dem Befehl des Generals Prinz Joseph Windischgrätz gab dem Verstorbenen das Ehrengeläut. In der Karmeliterkirche, wo die Einsegnung stattfand, waren anwesend der Kaiser, mehrere Erzherzöge, Konstantins Bruder Reichskanzler Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, die Herzöge von Schleswig-Holstein und Cumberland, der deutsche Botschafter Graf Philipp Eulenburg als Vertreter des deutschen Kaisers, der bayerische Gesandte Freiherr von Podewils als Vertreter des Prinzregenten von Bayern; von Ministern waren anwesend die Grafen Goluchowski, Badeni, Baron Kalley und andere, der Fürst-Erzbischof von Wien Kardinal Gruscha und der päpstliche Nuntius Agliardi.

Von der Karmeliterkirche bewegte sich der imposante Leichenzug zur Votivkirche, wo Ehrensalven abgegeben wurden, und zur Grabstätte auf dem Währinger Ortsfriedhof. Am folgenden Tage wurde in der Karmeliterkirche ein feierliches Requiem abgehalten und zwei Tage später hielt Konstantins Bruder Kardinal Gustav Adolf Hohenlohe in seiner Titularkirche Maria Maggiore in Rom für seinen Bruder eine Seelenmesse, bei der u.a. die österreichisch-ungarischen Botschafter am Vatikan und Quirinal, sowie der deutsche Botschafter von Bülow zugegen waren.

Das hohe Ansehen, das Prinz Konstantin genoß, kam auch dadurch zum Ausdruck, daß nach seinem Tode die Botschafter und Vertreter vieler auslän-

discher Monarchen dem Kaiser in Sonderaudienzen das Beileid ihrer Herrscher und Regierungen zum Tode des Obersthofmeisters ausdrückten. Dabei wurde besonders seine verbindende Haltung gegenüber England und seine versöhnliche Einstellung gegen Rußland gewürdigt⁴³.

Wir können jedoch die Persönlichkeiten Prinz Konstantins zu Hohenlohe-Schillingsfürst nicht genügend würdigen, wenn wir nicht seiner Ehefrau Marie geb. Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg mitgedenken, zumal diese in der Geschichtsschreibung und Literatur nur unter dem Namen Marie Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst genannt wird und deshalb bei der Behandlung des Themas „Die Hohenlohe in Österreich“ ohnedies nicht fehlen darf. Sie war eine überaus interessante Persönlichkeit. Sie wurde am 18. Februar 1837 in Woronince in Südrußland aus der Familie des russischen Feldmarschalls Sayn-Wittgenstein, des russischen Bekämpfers von Napoleon, geboren. Konstantins Jugendtraum von der Heirat einer „reichen Frau“ erfüllte sich also mit dieser Verehelichung. Marias Vater war Nikolaus Prinz zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, ihre Mutter Caroline geb. von Iwanowska, eine Polin, die im Jahre 1847 in Kiew den deutschen Komponisten Franz Liszt kennenlernte, sich mit ihm befreundete und sich von ihrem Mann trennte. 1848 floh sie mit ihrer Tochter Marie aus Rußland, ließ sich in Weimar nieder und lebte zwölf Jahre mit Franz Liszt zusammen. Hier wuchs also auch Marie, die schon von frühester Jugend eifrig deutsche Literatur und Kunst studiert hatte, unmittelbar bei Franz Liszt auf. Sie wurde deshalb schon in früher Jugend von Künstlern aus dem Bekanntenkreis von Franz Liszt angeschwärmt und stand mit weiten Kreisen von Dichtern und Künstlern in Verbindung. Der russische Zar genehmigte auf den Protest des Ehemannes nicht die Scheidung der Mutter, deren russischer Paß nicht erneuert wurde. Ihr Vermögen in Rußland wurde sequestriert und zum Teil dem Ehemann Nikolaus Wittgenstein zugesprochen, zum anderen Teil der Tochter Marie zuerkannt. Sowohl Liszt als auch Caroline Wittgenstein haben in Rom Papst Pius IX. wiederholt vergeblich um die Eheerlaubnis gebeten. Caroline soll sogar vor dem Papst niedergekniet sein und seine Knie umklammert haben. Nachdem Carolines Tochter Marie 1859 den Prinzen Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst geheiratet hatte, richteten sich diese Bemühungen um eine Vermittlung beim Papst auf den in Rom als päpstlicher Geheimkämmerer und Titularbischof weilenden Bruder Konstantins, Prinz Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst (*26. Februar 1823 in Rotenburg/Fulda), doch auch dies vergebens. Erst als Carolines Gatte Fürst Nikolaus Wittgenstein 1864 gestorben war, wollte der inzwischen 1866 zum Kardinal ernannte Prinz Gustav Adolf Hohenlohe die Fürstin Caroline mit Franz Liszt trauen⁴⁴. Inzwischen hatte diese aber für immer auf eine Ehe mit Liszt verzichtet. So blieb sie fortan in Rom, wo sie in den folgenden zwanzig Jahren fünfundzwanzig Bände katholisch-theologischer Studien schrieb, die nie gedruckt wurden. Als Liszt 1886 in Bayreuth starb, wurde Caroline seine Testamentserbin. Ihre Tochter Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst aber hatte Liszts

Nachlaß zu sichten, da die Mutter hierzu nicht mehr in der Lage war. Die Fürstin Marie zu Thurn und Taxis-Hohenlohe, Freundin Rilkes, beschrieb in ihren Jugenderinnerungen die „Carolyne“ oder „La Carolina“, wie sie Kardinal Gustav Adolf zu Hohenlohe nannte, als „Wirbelwind“. Sie habe immer viel gesprochen, sei sehr exaltiert gewesen und habe vor allem jede Einzelheit aus dem Leben und über das Befinden des „Maestro“ Franz Liszt erzählt, auch wenn es nur sein Bauchweh gewesen sei. Caroline habe ein äußerst häßliches Gesicht, mit endlos langer Nase und schlechten Zähnen gehabt, sei aber ungewöhnlich intelligent gewesen. Sie habe in Rom das dritte Stock eines Hauses bewohnt und habe immer über Not geklagt, obgleich sie Vermögen und Schmuck gehabt habe. Sie habe theologische Bücher von tödlicher Langeweile geschrieben, von denen eines sogar auf den Index gesetzt und nur auf die Intervention Kardinal Hohenlohes beim Papst wieder davon abgesetzt worden sei. Caroline sei eine Romanheldin gewesen und ihr Leben ein Roman. Ihre Tochter Marie von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, die Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohes Onkel und Vormund Konstantin heiratete, habe ihrer Mutter überhaupt nicht geähnelt, sondern sei ruhig und gelassen gewesen und habe ein zärtliches und zuverlässiges Herz gehabt⁴⁵.

Caroline Wittgenstein starb am 9. März 1887 in Rom und wurde auf dem deutschen Friedhof Campo Santo Teutonico neben dem Petersdom begraben. Ihr Grabstein, eine - heute zerbrochene - polierte weiße Marmorplatte, ist heute in der Seitenwand des Campo Santo eingemauert und wir können die Inschrift lesen: „HIC IN PACE QUIESCIT CAROLINA PRINC DE SAYN-WITTGENSTEIN DE STIRPE IWANOWSKA. NATA VIII. FEBR. MDCCCXIX, DEFUNCTA IX. MART. MDCCCLXXXVII.“

Die Tochter Marie war in ihren Mädchenjahren mit der Mutter nicht nur viel auf Reisen, sondern erlebte in Weimar jahrelang eine ganze Künstlerwelt mit anregenden Kontakten um sich, zu der nicht nur Franz Liszt, sondern unter vielen anderen auch Richard Wagner, Berlioz, Wilhelm von Kaulbach und Friedrich Hebbel gehörten. Diese „Weimarer Welt“ prägte ihre Persönlichkeit und ihre spätere Wirksamkeit. Berlioz nannte sie „Miranda“ und Richard Wagner spricht in seiner Autobiographie von ihr als dem „Kinde“⁴⁶.

Am 15. Oktober 1859 heiratete Marie in Weimar den Prinzen Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der damals Adjutant des Kaisers Franz Joseph war. Das junge Paar machte die Hochzeitsreise auf die russischen Güter, die aus dem Vermögen der Eltern der Braut übertragen wurden, und nach Wien und ließ sich in Wien nieder, wo Konstantin nach der Vermählung Kaiser Franz Josephs dem kaiserlichen Hofstaat als Adjutant des Kaisers zugeteilt worden war. In Wien war Marie neben ihrem Ehemann bestrebt, den „Weimarer Geist“ in die andersartige Atmosphäre der Wiener Gesellschaft zu übertragen. Hoch gebildet und mit echtem Kunstverständnis wirkte sie fördernd auf das Wiener Kunst- und Kulturleben, namentlich auf das Schaffen Ferdinand von Saars freundschaftlich Einfluß ühend. Ihre Persönlichkeit ist in Kunst- und Dicht-

werken ihrer Zeit festgehalten. Humanitäre Einrichtungen (Leopoldstädter Volksküche, gegründet 1873, Ferienkolonien und anderes) leitete und förderte sie tatkräftig⁴⁷. Nachdem ihr Mann Konstantin drei Tage nach der Schlacht bei Königgrätz (6. Juli 1866) zum Ersten Obersthofmeister des Kaisers ernannt worden war, übte er dieses Amt unter starkem Einfluß und kluger Beratung seiner Frau aus. So ist es z.B. ihr zu verdanken, daß Gottfried Semper, den sie von Zürich her kannte, nach Wien berufen wurde und das Burgtheater erbaute. Das Augartenpalais im zweiten Bezirk war als Sitz der Familie ein



*Abb. 12: Augartenpalais Wien, Hauptschloß. Fassade.
Sitz des Obersthofmeister Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst.
Aquarell von Erwin Pendl 1899.*

Mittelpunkt der gesellschaftlichen Beziehungen von hohen Persönlichkeiten und Künstlern. Hier im Augartenpalais leitete Marie selbst die eigene kleine „Hofhaltung“ ihres Mannes. Eine Lakaienschar mit gepudertem Haar, die Leoparden der Hohenlohes auf silbernen Wappenborten, bildete Spalier im Vestibül. Das Kaiserpaar stellte sich hier oft ein, aber auch Liszt, Wagner, Rubinstein, Makart, Dingelstedt, Wilbrandt und viele andere Persönlichkeiten aus Hof, Politik, Kultur, Musik und Kunst. Auch die berühmtesten Burgschauspieler und Sänger waren hier zu Gäste. Der Augarten in der Leopoldstadt (Wien II) war eine von Kaiser Ferdinand II. 1650 angelegte Parkanlage, die 1775 von Kaiser Joseph II. für die Öffentlichkeit freigegeben wurde. Sie bestand aus dem kleinen als „Gartenhaus“ bezeichneten Palais und dem Hauptpalais. Im Ersteren spielte Joseph II. selbst bei musikalischen Morgenfeiern, an denen auch Mozart teilnahm. Das „Große Augartenpalais“ wurde

von Prinz Konstantin erworben. Im kleinen Palais ist heute die Wiener Porzellanmanufaktur untergebracht. Das große, in welchem nach 1896 auch der spätere Kaiser Karl seine Jugendjahre verbrachte, wird von den Wiener Sängerknaben bewohnt, die jeden Sonntag an der Messe in der Hofburgkapelle teilnehmen⁴⁸.

Von Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst stammen sogar die Anregungen für die von ihrem Mann eingeführte Vereinfachung und Straffung des bis dahin durch umständliche Formalitäten erschwerten Hofdienstes. Nach der Sprengung der älteren Stadtmauern und Basteien beschafften die Eheleute Hohenlohe die Künstler für den Aufbau des Burgtheaters, der neuen Oper und der neuen Hofburg. Im Jahre der Weltausstellung 1873 war für den Empfang von Gästen aus aller Welt beim Kaiser zu sorgen und sogar in der Führung der Hofbühnen hatte, wie schon erwähnt, Konstantin das letzte Wort zu sprechen. Er war ohne Zweifel der größte Vertrauensmann des Kaisers in allen Hofangelegenheiten und daran hatte seine Ehefrau Marie einen guten Anteil, so daß die Familie am Kaiserhofe das größte Ansehen genoß. Prinz Konstantin starb als siebenundsechzigjähriger am 14. Februar 1896 in Wien, seine Frau Marie überlebte ihn um vierundzwanzig Jahre. Sie hatte schon 1875 das Schloß Friedstein, im Ennstal bei Stainach-Irdning vor den Radstädter Tauern gelegen, als Erholungsplatz gekauft und herrlich ausstatten lassen, auch mit Bildern aus der Hohenloher Familiengeschichte. So malte z.B. Hans Makart das Fürsten-



Abb. 13: Schloß Friedstein, Steiermark, 1681.
 Stich von Andreas Trost nach einer Zeichnung von G.M. Vischer aus
 dessen „*Topographia Ducatus Stiriae*“ 1681.

paar und seine Kinder. Hierhin zog sich Marie nach dem Tode ihres Gatten 1896 zurück und starb hier am 21. Januar 1920. Beide liegen in der Familiengruft im Orte Niederhofen, zu welchem Friedstein gehört, begraben.

Das etwa 28 km südöstlich von Bad Aussee gelegene Schloß Friedstein ist heute noch im Besitz der Familie Hohenlohe-Schillingsfürst, wird also als „Hohenlohe-Schloß“ auch in den Familiennachrichten des Hauses Hohenlohe geführt⁴⁹. Prinz Konstantins Sohn Ministerpräsident Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst und dessen Sohn Alfred (geb. Salzburg 31. März 1889) bewohnten das Schloß. Nachdem Alfred am 21. Oktober 1948 durch einen Flugzeugabsturz in Prestwick in Schottland ums Leben gekommen war, besaß seine Witwe aus zweiter Ehe Felicitas geb. von Schoeller (geb. in Hirschwang 1. September 1900) das Schloß und seit deren Tode 1975 ist Schloßherr Alfreds dritter Sohn Viktor (geb. Friedstein 20. April 1922), der als Arzt in Rom lebt und die Sommer jeweils auf Friedstein verbringt. Prinz Viktor berichtet im Nachrichtenblatt des Hauses Hohenlohe über die in den Jahren 1976/77 durchgeführte Generalrestaurierung von Schloß Friedstein. Das jetzige bald 400 Jahre alte, aber ungewöhnlich gut erhaltene und mächtige Gebäude bedürfe immerhin etwa alle fünfzig Jahre einer zeitgemäßen Restaurierung, um seine Wohnbarkeit für die Familie zu gewährleisten. Nach der durch Konstantin und Marie 1876 durchgeführten wesentlichen Renovierung mit Anbringung neuer Fußböden und Türen ist 1920 durch den oben genannten Prinzen Alfred und seine erste Ehefrau Catherine geb. Britton († in Wien 21. Juni 1929) eine elektrische Lichtanlage eingebaut und die Anlage und Benutzung vieler Zimmer verändert worden. Die jüngste Restaurierung ab 1976 diente dem Ziele, das Schloß den heutigen Umständen anzupassen und ein wohnliches Zuhause auch in Europa für die zahlreichen Nachkommen zu schaffen, welche jeden Sommer auf Ferien von Amerika nach Friedstein kommen. Es handelt sich



Abb. 14: Schloß Friedstein, Steiermark, 1977.

immerhin um Veränderungen an 120 cm dicken Mauern. Eine Gesamt-Zentralheizung wurde eingebaut, die Badezimmer vermehrt und durch Überholung der Zimmer und Säle – auch der großen Bibliothekshalle – eine moderne Wohnanlage geschaffen, die erst wieder frühestens im zweiten oder dritten Jahrzehnt nach dem Jahre 2000 eine Restaurierung nötig haben sollte.

Es darf noch erwähnt werden, daß Gutsnachbar von Schloß Friedstein seit jeher die Mitglieder der Familie Windischgrätz waren, so daß auch hier enge Beziehungen zwischen den Hohenlohe und den Windischgrätz seit etwa hundert Jahren bestanden. Friedstein weist aber auch noch eine weitere Denkwürdigkeit der deutschen Geschichte auf. Hier hielt sich nämlich im Alter auch wiederholt der ehemalige Reichskanzler Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst auf, der zum Teil auf dieser Burg, im übrigen im „steirischen Salzkammergut“ in Altaussee seine „Denkwürdigkeiten“ schrieb⁵⁰. Chlodwig war ja auch mit Konstantins Frau Marie über die Familie Sayn-Wittgenstein-Berleburg verschwägert. Er hatte am 16. Februar 1847 die Marie Prinzessin zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg (-Ludwigsburg), Tochter des Ludwig zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg und der Prinzessin Stephanie von Radziwill geheiratet, die also eine Base der aus der russischen Linie der Sayn-Wittgenstein-Berleburg stammenden Ehefrau Konstantins war.

Reichskanzler Chlodwigs Sohn Philipp Ernst, 8. Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst, (*5. Juni 1853 in Schillingsfürst), starb am 26. Dezember 1915 in Bad Reichenhall. Er hatte am 10. Januar 1882 in Wien Charicleé Prinzessin Ypsilanti geheiratet. Ein Vetter von Obersthofmeister Konstantin und Reichskanzler Chlodwig aus der älteren Linie Waldenburg, der am 1. Januar 1848 in Kupferzell geborene Chlodwig Karl Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, wurde k.k. Geheimer Rat und Kämmerer, Hauptmann im österreichischen Generalstab und heiratete am 15. Januar 1877 in Wien die ungarische Gräfin Franziska Esterhazy, Tochter des Grafen Moritz Esterhazy und der Polyxena von Lobkowitz (Böhmen) und wurde dadurch Besitzer der Herrschaft Ság in Ungarn. Er starb in Budapest am 8. Januar 1929. Seine zwei Söhne Friedrich-Franz und Karl-Egon sind in Ungarn geboren.

Bevor wir zu den Kindern von Obersthofmeister Konstantin Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst kommen, wollen wir seines weiteren Bruders, des schon erwähnten Kardinals Gustav Adolf Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst, gedenken, da dieser sich um die österreichische Staatsbürgerschaft bewarb und diese auch erhielt und er somit auch als österreichisches Mitglied des Hauses Hohenlohe-Schillingsfürst angesehen werden kann, sowie auch in der Familiengeschichte der Hohenlohe, wie wir oben aus dem Fall Caroline zu Sayn-Wittgenstein und Franz Liszt gesehen haben, als auch in der deutschen und österreichischen Geschichte und Diplomatie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Figur darstellte.

Gustav Adolf Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst wurde als viertes der berühmten „vier Haimonskinder“ am 26. Februar 1823 in Rotenburg an der



Abb. 15: Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Kardinal (1823–1896).

Fulda geboren, studierte in Bonn Rechtswissenschaft, danach Theologie in Breslau und München und kam schon hier in enge Beziehungen zu Ignaz von Döllinger, dem späteren Gründer des Altkatholizismus. 1846 trat er in die Academia Ecclesiastica in Rom ein, begleitete 1848 Papst Pius IX. auf der Flucht nach Gaëta, wurde 1849 Priester, bald päpstlicher Geheimkämmerer und Großalmosenier, 1857 Titularbischof von Edessa. Gustav Adolf hätte gern einen deutschen Bischofssitz übernommen und er kam auch für Breslau und

Köln 1864 in Betracht. Es wurde jedoch von maßgebenden Persönlichkeiten zum Ausdruck gebracht, daß er zwar ein kindlich frommer Mann, aber zu einem Diözesanbischof nicht geeignet sei⁵¹. In dieser Zeit hielt es Gustav Adolf für zweckmäßig, sich stärker an Österreich zu binden. Im Wiener Allgemeinen Verwaltungsarchiv findet sich sein Gesuch von 1864 um die Verleihung der österreichischen Staatsbürgerschaft, die er auch erhielt⁵². Aber zur Besetzung eines deutschen oder österreichischen Bischofsstuhles durch den Prinzen kam es nicht. Dafür ernannte ihn der Papst am 22. Juni 1866 zum Kardinal und Gustav Adolf verzichtete auf die bisher von ihm geführten Prädikate und Titel. Während des Vatikanischen Konzils unterstützte Kardinal Hohenlohe die Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas, dem er sich aber bald nach dessen Verkündung unterwarf. Nach dem Zusammenbruch des Kirchenstaates lebte Hohenlohe 1870–76 in Deutschland, meist in Schillingsfürst. 1872 provozierte Bismarck den Vatikan mit dem Vorschlag, Kardinal Hohenlohe zum deutschen Botschafter zu ernennen. Die Ablehnung Pius' IX. wurde dann von den Nationalliberalen als Beleidigung hingestellt. Für uns ist im Rahmen dieser Abhandlung vor allem von Bedeutung, daß der österreichische Kaiser und der Wiener Hof in Kardinal Gustav Adolf Hohenlohe auch ein wichtiges Bindeglied zum Vatikan sahen. Die Pariser Zeitung „Univers“ schrieb am 30. Januar 1870: „Es gibt zu Rom einen Kardinal Hohenlohe, Bruder des bayerischen Ministerpräsidenten (Chlodwig) und des kaiserlich österreichischen Oberhofmeisters zu Wien. Die drei Brüder stimmen vollständig überein“⁵³. In der Tat war der Einfluß des Kardinals auf den Hof in Wien und auf seinen Bruder Konstantin in Fragen der Abstimmung von die Kirche und kirchlichen Verhältnisse betreffenden Gesetzen groß. Seit 1876 lebte Gustav Adolf wieder in Rom, wo ihm der Herzog von Modena die Villa Este in Tivoli zur lebenslangen Benutzung überließ. Für die Pflege und Erhaltung dieses sommerlichen Anwesens mußte der Prinz allerdings Unsummen aufwenden, was ihn wiederholt in wirtschaftliche Schwierigkeiten brachte, so daß er bei seinen Brüdern um Unterstützung ansuchen mußte. Er machte aber aus diesem Hause ein Zentrum des geistigen und kulturellen Lebens im Rom der damaligen Jahre. Franz Liszt, häufig sein Gast, widmete ihm einige seiner schönsten Klavierstücke⁵⁴. Von Rom reiste der Kardinal nicht nur nach Deutschland – darunter nach Berlin, nach Rauden in Oberschlesien zu seinem Bruder Viktor, Herzog von Ratibor, nach Stuttgart und Schillingsfürst –, sondern wiederholt auch nach Wien. Kaiser Wilhelm II. traf mehrmals mit ihm in Rom zusammen, so schon 1888 und 1893 in der Villa d'Este. Aber auch Kaiser Franz Joseph traf mehrmals mit ihm zusammen und seine Verbindung über den Obersthofmeister Konstantin war ständig wirksam. Jahrelang war Gustav Adolf als Kandidat für eine kommende Papstwahl im Gespräch. Er starb jedoch vor dem greisen Leo XIII.. Die Villa d'Este gelangte nach dem Aufhören des Nutzungsverhältnisses an Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este als Erbberechtigten des verstorbenen Herzogs von Modena.

1848 wurde Gustav Adolf von dem neuen Papst Leo XIII. zum Erzpriester von S. Maria Maggiore und 1879 zum Kardinalbischof von Albano ernannt. Er vertauschte seine bisherige bescheidene Wohnung in Rom mit der im Palast bei der genannten Kirche und hielt in der Stadt Albano feierlichen Einzug, wobei die Stadtkapelle die deutsche Hymne „Heil Dir im Siegerkranz“ spielte. In Rom residierte Gustav Adolf wahrhaftig wie ein Fürst und Grandseigneur. Er hielt eine prächtige Kutsche mit den schönsten und besten Pferden von allen Kardinälen und hatte Bedienstete, die Livreen mit dem Leopardenwappen der Hohenlohe trugen⁵⁵. Gustav Adolf resignierte aber 1883. Sein Verhältnis zur Kurie hatte sich zuletzt erneut verschlechtert, wegen seines Eintretens für den italienischen Nationalstaat. Hohenlohe war ein Feind der Jesuiten. Er galt als Anhänger der Versöhnung von Kirche und Staat im Kulturkampf und eine Zeitlang, wie gesagt, sogar als möglicher Nachfolger Papst Leos XIII. Er starb aber vor diesem in größter Armut und vereinsamt an einem Herzleiden am 30. Oktober 1896 in Rom, also acht Monate nach dem in Wien erfolgten Tode seines Bruders Konstantin. Er wurde seinem Wunsche entsprechend auf dem Friedhof des Campo Santo Teutonico bei der Peterskirche beigesetzt, wo noch heute an der Friedhofmauer ein großes Marmorrelief als Grabstein mit einem Porträtmedaillon des Kardinals zu sehen ist. An der Beisetzung nahm auch der österreichische Botschafter beim Heiligen Stuhl Graf Revertera teil⁵⁶.

Wir kommen zu den Kindern von Obersthofmeister Konstantin Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seiner Ehefrau Marie geb. zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, die in gleicher Weise geschichtlich bedeutungsvoll wurden wie der Vater. Die vier Kinder waren 1. Konrad (*16. Dezember 1863 in Leoben/Steiermark, †21. Dezember 1918 in Wien), 2. Philipp Maria (*14. Dezember 1864 in Wien, †27. Juli 1942 in Wien), 3. Gottfried (*18. November 1867 in Wien, †7. November 1932 in Wien), 4. Maria Dorothea (*10. April 1872 in Wien, †31. März 1954 auf Schloß Feistritz/Steiermark).

Sie sollen im einzelnen behandelt werden.

Der älteste Sohn Prinz *Konrad* Maria Eusebius (1863–1918) übertraf an Erfolg und Bedeutung noch seinen Vater. Er absolvierte das Schottengymnasium in Wien, studierte 1883–87 Rechtswissenschaften an der Universität Wien und entschied sich für die Verwaltungslaufbahn. Er trat 1888 in den österreichischen Staatsdienst, wo er ab 1889 in der böhmischen Statthalterei in Prag und 1893 als Vizesekretär im Innenministerium arbeitete. 1894 leitete er bereits als Statthaltereirat die Bezirkshauptmannschaft Teplitz (später Landratsamt Teplitz-Schönau, am Fuße des Erzgebirges). Hier erregte er durch Schlichtung eines Bergarbeiterstreiks 1894 und wegen Erteilung der Aufführungserlaubnis für Gerhart Hauptmanns „Weber“ Aufmerksamkeit, die ihm den Namen „der Rote Prinz“ eintrug. 1900 kam er wieder in das österreichische Innenministerium, arbeitete im Industriedepartement und im Arbeitsrat, dann als Leiter des Landesdepartements für Steiermark und Tirol. 1902 kam er als Hofrat in die



*Abb. 16: Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1863–1918),
Ministerpräsident von Österreich 1916.*

Grazer Statthaltereil. Seine kurze Wirksamkeit als Landespräsident der Bukowina (1903/04) wirkte sich für die Befriedung der an der russischen und rumänischen Grenze besonders unübersichtlichen nationalen und konfessionellen Verhältnisse günstig aus. 1904–15 war Konrad Statthalter von Triest und im Küstenlande (Istrien). Auf dem Boden der Gesetzlichkeit wandte er sich entschieden gegen den Irredentismus einer Oberschicht und konnte durch großzügige Förderung der Wirtschaft (Hafenbauten, Karawankenbahn) viel zum Aufschwung der größten österreichischen Seestadt und ihrer Verbindung mit dem österreichischen Hinterlande beitragen. In die ersten Triester Jahre fiel nach dem Rücktritt der Regierung Gautsch Konrads nur einen Monat währende Ministerpräsidentenschaft zwischen den Kabinetten Gautsch und Beck, die er

selbst nur als Übergangslösung betrachtete (2. Mai – 2. Juni 1906). Seine Ernennung sollte das Experiment sein, eine dem Thronfolger Franz Ferdinand nahestehende Persönlichkeit zur Leitung der Regierung zu berufen. Konrad stand dem Thronfolger und dessen Ideen einer Reorganisation der Monarchie auf föderalistischer Grundlage und der Gleichberechtigung aller Nationen sehr nahe. Er übernahm selbst das Innenministerium und behielt die bisherigen Minister mit der Hauptaufgabe bei, die Vorbereitung der vom Kaiser gewünschten demokratischen Wahlreform weiterzuführen. So appellierte er an seine Standesgenossen im Herrenhause und förderte noch die schwierigen Arbeiten an der Wahlkreiseinteilung. Man rühmte Konrads Leutseligkeit und gerade der Kaiser erwartete von ihm einen Ausgleich in den Schwierigkeiten bei der Vorbereitung eines neuen gesamtstaatlichen Wahlrechts, mit dem auch der ungarische Teil der Monarchie zufrieden sein könnte. Prinz Konrad erkannte aber bald, daß sein guter Wille für diese schwierige Aufgabe allein nicht ausreichte, und war froh, sein Amt an den bewährten Staatsrechtler Freiherrn von Beck weitergeben und wieder als Statthalter nach Triest zurückkehren zu dürfen. Er bat wegen der vom Kaiser anerkannten Forderung seines ungarischen Kollegen Wekerle nach einem besonderen ungarischen Zolltarif schon am 28. Mai 1906 um seine Enthebung. Als Statthalter gelang ihm noch vor Kriegsbeginn die Flottmachung des Görzer, nicht aber des Istrianischen Landtags. Seine Maßnahmen gegen die im Dienste der Stadt Triest stehenden Reichsitaliener (22. August 1913) und gegen die chauvinistischen Übergriffe der Lokalpresse erregten in Rom lebhafteste Proteste. Um diese Reibungen während der Verhandlungen über die Neutralität Italiens in der ersten Phase des Ersten Weltkriegs zu verringern, trat Konrad von seinem Posten zurück und wurde am 3. Februar 1915 Präsident des Obersten Rechnungshofes in Wien, ging jedoch über eigenen Wunsch an die Front und nahm seit März 1915 an dem Feldzug gegen Rußland, zuletzt als Major in der Wiener Landwehrdivision, teil. Bereits im Dezember 1915 wurde er zum Innenminister im Kabinett Stürgkh berufen, wo er eine Regelung der böhmischen Verhältnisse durch Oktroi vorbereitete. Er vertrat, da sich Österreich in schwerer Kriegszeit befand, innenpolitisch einen entschiedenen und scharfen Kurs gegen die Zersetzungserscheinungen der Monarchie, insbesondere gegen die tschechischen Politiker Dr. Kramář und Dr. Raschin, Freunde Masaryks und Leiter der tschechischen Untergrundbewegung „Volkssrat“, die 1916 vom Obersten Gericht als Hochverräter zum Tode durch den Strang verurteilt wurden. Prinz Konrad empfahl dem Kaiser, genauso wie der damalige Statthalter von Böhmen Max Graf Coudenhove, die Begründung des Todesurteils zur Zerstörung einer nationalen Legendenbildung unter den Tschechen zu veröffentlichen und eine Begnadigung der beiden Verurteilten abzulehnen. Der alte Kaiser begnadigte jedoch beide zu lebenslänglichem Kerker und ein Jahr später amnestierte Kaiser Karl sie sogar. Dr. Kramář war dann 1919 Vertreter der Tschechen auf der Friedenskonferenz von St. Germain und erster Ministerpräsident der

Tschechoslowakei, später Parteiführer der tschechischen nationaldemokratischen Partei, der auch Benesch angehörte. Dr. Raschin wurde tschechoslowakischer Finanzminister und wurde 1923 von seinen eigenen Leuten ermordet. Nach dem Tode Kaiser Franz Josephs I. und dem Thronwechsel verwaltete Prinz Konrad vom 2. – 22. Dezember 1916 das gemeinsame Finanzministerium, und wurde im Februar 1917 Erster Obersthofmeister Kaiser Karls, ohne daß sein Einfluß einen bestimmten wahrnehmbaren Kurs hätte verbürgen können. Schon seinerzeit als Statthalter von Triest dem Erzherzog-Thronfolger näher stehend als dem alten Kaiser, und sogar als dessen künftiger Obersthofmeister und Ministerpräsident angesehen, hätte Konrad im Kriege gern einen „Quadrilismus“ von Österreich, Ungarn, Südslawien und Polen als mitteleuropäische Lösung unter Habsburg verwirklicht gesehen. Obwohl Bosl-Franz-Hofmanns „Biographisches Wörterbuch zur Deutschen Geschichte“⁵⁷ über Konrad schreibt, Kaiser Karl habe anfangs seine Ideen verwirklichen wollen, habe ihn aber auf den Posten seines Obersthofmeisters „abgeschoben“, müssen wir objektiv festhalten, daß im letzten Jahre des Bestandes der österreichisch-ungarischen Monarchie 1918 Prinz Konrad doch einen großen Einfluß auf den jungen Kaiser ausübte. Konrad war mit Franziska Gräfin von Schönborn-Buchheim verheiratet (*Wien 10. Juni 1866). Da seine jüngste Tochter Franziska (*Teplitz 21. Juni 1897) eng mit Erzherzog Maximilian (Max) von Österreich, dem Bruder des Kaiser Karl, befreundet war, den sie am 29. November 1917 in Laxenburg heiratete, ist es auch von dieser Seite verständlich, daß der junge Kaiser Karl den Prinzen Konrad nicht nur zunächst als Innenminister bestätigte und in seinem Amt beließ, sondern als Konrad wegen schwerer Erkrankung dieses politische Amt niederlegen mußte, als Obersthofmeister – wie es sein Vater gewesen war – und persönlichen Berater zu sich nahm. Konrad war in den Jahren 1916 bis 1918 eine Schlüsselfigur am Wiener Hofe und keine wichtige Entscheidung ist ohne seine wesentliche Mitwirkung entstanden. Nach dem Scheitern der Regierung Clam-Martinitz verwandte sich Prinz Konrad im Juli 1917 beim Kaiser für eine Regierungsbildung durch den Verfassungsrechtler Professor Redlich⁵⁸. Als im Frühjahr 1918 wiederum ein neuer Ministerpräsident ernannt werden mußte, kam angesichts der Kriegslage das Programm einer Autonomie für die slawischen Völker zur Sprache. Kaiser Karl war sich bewußt, daß die Deutsch-Österreicher und die Ungarn dagegen waren. Er erklärte damals: „Böhmen ist der Wetterwinkel Österreichs. Die Deutsch-Böhmen (Sudetendeutschen) sind sehr wichtig, aber ganz Österreich kann nicht immer bloß von ihnen abhängen“⁵⁹. Der Außenminister Graf Ottokar Czernin und Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst waren gegen solche Reformen und galten als eine Art „Großdeutsche Opposition“. Sie sprachen sich gegen zentrifugale Tendenzen aus. Da sich die Entwicklung aber nicht mehr aufhalten ließ, trat Graf Czernin, der auch die Verantwortung für die durch die „Sixtus-Briefe“ gekennzeichneten Kontakte des österreichischen Kaisers mit dem feindlichen Ausland nicht übernehmen wollte, am

14. April 1918 als Außenminister zurück⁶⁰. Fast gleichzeitig mit seinem Rücktritt war auch der Abgang der viel stilleren Persönlichkeit Prinz Konrads von der Bühne der offiziellen Funktionen verbunden, der gerade zusammen mit Czernin zu Beginn der Regierungszeit Kaiser Karls den überwiegenden Einfluß auf den Kaiser ausgeübt hatte. Prinz Konrad war schwer erkrankt und trat am 9. Mai 1918 zunächst einen dreimonatigen Urlaub an, von dem er nicht mehr an die Spitze des Obersthofmeisteramtes zurückkehrte. Sein Nachfolger wurde Graf Hunyadi, bisher Hauptberater des Kaisers in ungarischen Angelegenheiten⁶¹. Von diesem Zeitpunkt galt Prinz Konrad als „Königsmacher“, nämlich als einer der mächtigsten Stützen der Persönlichkeit des Monarchen⁶². Er zog sich aber nach seiner Rückkehr vom Urlaub nicht etwa ganz zurück, wie der Wortlaut seiner Kurzbiographie im Österreichischen Biographischen Lexikon vermuten lassen könnte⁶³. Vielmehr verblieb er – insbesondere über seinen Schwiegersohn Erzherzog Max – Berater des Kaisers, der ihn besonders in entscheidenden Augenblicken zu Rate zog. So war es auch Prinz Konrad, der nach vielen entscheidenden Besprechungen mit dem Kaiser das berühmte Manifest vom 16. Oktober 1918 entwarf, durch welches der Kaiser Österreich zu einem Bundesstaat von unabhängigen Nationalstaaten machen wollte, in welchem „jeder Volksstamm auf seinem Siedlungsgebiet sein eigenes staatliches Gemeinwesen bildet“, ein Manifest, da zu anderen Zeiten eine epochale geschichtliche Tat eingeleitet hätte, das aber jetzt keineswegs mehr die beabsichtigte Wirkung haben konnte⁶⁴. Vor allem war durch den Text des Manifests „Österreich soll dem Willen seiner Völker gemäß zu einem Bundesstaat werden, in dem jeder Volksstamm auf seinem Siedlungsgebiet ein eigenes staatliches Gemeinwesen bleibt“ in Böhmen wieder der alte Streit entbrannt, wessen Siedlungsgebiet denn Böhmen oder die verschiedenen Teile Böhmens waren. Welches Volk hatte sich hier zuerst angesiedelt? Karl wollte damals mit seinem von Prinz Hohenlohe entworfenen Manifest den Präsidenten Wilson hinsichtlich der Tschechen zufrieden stimmen. Er hat aber selbst bei der Abfassung mit seinen Beratern ausführlich besprochen, daß natürlich das Verhältnis der Tschechen zu den Deutschböhmen – den späteren Sudetendeutschen – auch bereinigt werden müsse. Die Frage war aber, ob das durch Autonomie oder nur durch völlige Selbständigkeit der Siedlungsgebiete möglich wäre.

Zwölf Tage später riefen die Tschechen in Prag gerade unter Berufung auf dieses Manifest den eigenen tschechischen Staat aus. Damit war das Schicksal Österreichs besiegelt. Wieder war es Prinz Konrad, der in jenen Tagen des zermürbenden Lebenskampfes des alten Reichs zuerst auf den Kaiser einwirkte abzdanken und der auch, wie die Kaiserin Zita in ihren Erinnerungen schreibt, zusammen mit dem letzten Ministerpräsidenten Lammasch das Abdankungsmanifest entworfen hat und durch seinen Schwiegersohn Erzherzog Max, den Bruder des Kaisers, diesem am 2. November 1918 vorlesen ließ. Am 11. November dankte Kaiser Karl ab und es zerbrach ein altes über-

nationales Reich, weil seine Völker eigene nationale Staaten gründen wollten. Man mag fünfzig Jahre danach darüber denken wie man will, gerade diese Völker – nämlich die Tschechen, Ungarn, Slowaken und andere – denken fünf Jahrzehnte später traurig darüber nach, daß diese Entwicklung ihnen in



Abb. 17: Philipp Maria zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Pater Konstantin OSB, Professor in Wien (1864–1942).

der Gegenwart kein Glück beschert hat. Prinz Konrad aber hat durch seine unermüdliche und sorgenvolle Tätigkeit des Jahres 1918 seine Gesundheit vollends so aufgerieben, daß er sogleich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs noch am 21. Dezember 1918 in Leoben verstarb⁶⁵.

Konrads nächstältester Bruder Prinz Philipp Marie zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geboren zu Wien am 14. Dezember 1864, nahm einen ganz anderen Lebensweg als seine Brüder. Er besuchte ebenfalls das Schottengymnasium in Wien, studierte 1883–87 an der Wiener Universität Rechtswissenschaft, legte 1885 die rechtshistorische und 1888 die judizielle und staatswissenschaftliche Prüfung ab, trat als Praktikant bei der österreichisch-schlesischen Landesregierung in Troppau in den Staatsdienst, wurde 1890 Regierungskonzipist, war 1891 beim Statthalterei-Präsidium in Prag, 1892 Bezirkskommissär, während der Kursaison in Karlsbad, im Herbst 1892 aushilfsweise als Vertretung in Tetschen (Nordböhmen), 1893/94 in Hohenelbe, 1895/96 in Leitmeritz, 1896 Statthaltereisekretär in Innsbruck, 1886 Leutnant der Reserve, 1888 k.k. Kämmerer. 1896 schied er jedoch freiwillig aus dem Staatsdienst aus und trat in das Beuroner Benediktinerkloster Seckau in der Obersteiermark ein und erhielt 1898 die Priesterweihe als Benediktinermönch Pater Konstantin. Er war zuerst Lektor, studierte noch in Löwen und war 1907 bis 1915 Professor für römisches Recht und Rechtsphilosophie am Benediktinerkolleg S. Anselmo in Rom. 1918 in Wien zum Dr. jur. promoviert, war er von 1918–1934 ordentlicher Professor des Kirchenrechts an der Theologischen Fakultät der Universität Wien, 1933/34 Dekan. Er starb als emeritierter Professor in Wien am 27. Juli 1942. Seine wissenschaftlich-rechtsgeschichtlichen, römisch-rechtlichen und kirchenrechtlichen Publikationen lassen sich nur in einer langen Reihe aufzählen. Das Österreichische Biographische Lexikon zählt allein 17 größere veröffentlichte Arbeiten aus den Jahren 1905–1939 auf⁶⁶.

Konstantins dritter Sohn Prinz *Gottfried* zu Hohenlohe-Schillingsfürst, geboren zu Wien am 8. November 1867, absolvierte ebenfalls zuerst das Schottengymnasium in Wien und widmete sich der militärischen Laufbahn. Er trat 1887 in das Husarenregiment Nr. 9 ein, wurde 1889 Leutnant, absolvierte 1893–95 die Kriegsschule und wurde 1895 dem Generalstab zugeteilt. 1900 Hauptmann, 1902 Militärattaché in St. Petersburg, 1906 Major und Flügeladjutant des Kaisers, 1907 beurlaubt für den Übertritt in den diplomatischen Dienst. Am 3. Juni 1908 heiratet er in Baden bei Wien Marie Henriette von Habsburg, Tochter des Erzherzogs Friedrich (1883–1956). Ein Beweis für sein fortdauerndes gutes Verhältnis zu den Kaiserhöfen von Wien und St. Petersburg war die ihm anvertraute Sondermission, dem Zaren am 2. Februar 1913 eine Botschaft zu überreichen, die zur Entspannung und Abrüstung nach der großen Balkankrise des Winters 1912/13 beitrug. Im April 1914 entschloß sich Gottfried zum Wiedereintritt in die diplomatische Aktivität, während der seine Gattin auf das ihr zustehende Prädikat „k. u. k. Hoheit“ verzichten mußte. Zu Beginn des Weltkriegs am 4. August 1914 ernannte ihn Kaiser Franz Joseph



Abb. 18: Gottfried Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst (1867–1932),
Bruder Konrads, mit Gemahlin Maria Henriette Erzherzogin von Österreich
(1883–1956).

zum Botschafter am deutschen Kaiserhofe. Er übte dieses Amts ebenfalls in schwerster Zeit bis zum Zusammenbruch der österreichischen Monarchie aus. Überzeugt von der Richtigkeit der deutsch-österreichischen Bündnisidee, wollte er den Kurs unter Beachtung der vollen Gleichberechtigung gelenkt wissen und war von 1917 an auch von der Notwendigkeit der Herbeiführung eines möglichst baldigen Friedensschlusses überzeugt. Seine diplomatischen Geheimberichte aus Berlin, die sich im österreichischen Staatsarchiv befinden, sind eine Fundgrube für die zeitgeschichtliche Forschung. Als im Jahre 1917 und im Frühjahr 1918 durch die sogenannte Sixtus-Affäre, wegen des Briefwechsels Kaiser Karls mit den Alliierten über seinen Schwager Prinz Sixtus von Bourbon-Parma, das Vertrauen des deutschen Kaisers in die Bündnistreue Österreichs erschüttert wurde und der österreichische Außenminister Graf Czernin gestürzt und der Kaiser bloßgestellt wurde, reiste Prinz Gottfried, der von den Sixtus-Briefen nichts gewußt hatte, sofort nach Wien und berichtete dem Kaiser, daß er ein tiefes Mißtrauen beim deutschen Kaiser und bei der deutschen Regierung festgestellt habe⁶⁷. Vielfach geehrt und ausgezeichnet, unter anderem 1917 durch die Ernennung zum Generalmajor der Reserve, zum kaiserlichen Geheimen Rat und zum Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies und des Schwarzen Adler-Ordens, zog sich Prinz Gottfried in den wirren Monaten des Sommers 1918, in denen niemand mehr klar sehen konnte, vom Staatsdienst und von der Politik zurück. Nach dem Kriege blieb er unter den gewandelten Verhältnissen dem Pferdesport treu, wurde 1927 ins Direktorium des österreichischen Jockey-Clubs gewählt und wurde 1928 dessen Präsident. Gottfried starb in Wien am 7. November 1932.

Prinz Konstantins viertes Kind war die Prinzessin Maria Dorothea („Do“) (*Wien 10. April 1872, †Schloß Feistritz an der Ilz/Steiermark 31. März 1954), die am 15. April 1896 in Wien den Grafen Vollrath von Lamberg heiratete und auf dessen Schloß Feistritz lebte⁶⁸.

Es bleibt nochmals zu erwähnen, daß die Nachkommen des Prinzen Konrad in direkter Linie ihren Sitz auf Schloß Friedstein hatten. Der älteste Sohn Alfred, geb. in Salzburg am 31. März 1889, starb durch Flugzeugabsturz in Prestwick/Schottland am 21. Oktober 1948. Er hatte drei Söhne: Alexander, geb. 1918, Konrad, geb. 1919 und Viktor, geb. auf Friedstein 20. April 1922, von denen Viktor, der in Toronto, Canada am 5. Juni 1948 Victoria Gräfin von Lüttichau geheiratet hat, als Arzt in Rom lebt und heute Hausherr auf Schloß Friedstein ist.

Konrads zweiter Sohn Erwin Franz Maria (geb. in Prag 27. Juli 1890) heiratete am 10. Oktober 1917 in Wien Alexandra Gräfin Festetics von Tolna, die in erster Ehe mit dem am 15. September 1915 in Wien verstorbenen Prinzen Karl zu Windisch-Graetz verheiratet war. Erwin ist am 26. Mai 1950 in Graz verstorben. Konrads dritter Sohn Hubert, geb. in Wien am 13. April 1893, war Bankbeamter, Dr. phil. und Hofrat und lebte in Salzburg, wo er am 30. November 1969 verstorben ist. Er schrieb zusammen mit Erbprinz Friedrich

Karl zu Hohenlohe-Waldenburg das Büchlein „Hohenlohe. Bilder aus der Geschichte von Haus und Land“ 1965.

Konrads viertes Kind Prinzessin Marie Franziska (*24. September 1895 in Teplitz) heiratete den Freiherrn Franz Mayr von Melnhof und starb in Wien am 4. Dezember 1946, während die Jüngste Franziska (*am 21. Juni 1897 in Teplitz), wie schon ausgeführt, am 29. November 1917 in Laxenburg den Erzherzog Maximilian von Habsburg heiratete, der 1952 in Nizza starb. Erzherzogin Franziska von Österreich lebt heute in Anif bei Salzburg.

Wir müssen noch ein weiteres Mitglied des Hauses Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst erwähnen, nämlich den Bruder des schon genannten Franz Joseph Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Begründers der jüngsten Linie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und Vaters von Reichskanzler Chlodwig und Obersthofmeister Konstantin. Es war der am 17. August 1794



Abb. 19: Alexander zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1794–1849), Domherr zu Olmütz, Großpropst von Großwardein, Bischof von Sardica.

in Kupferzell geborene Leopold *Alexander* Franz Emmerich zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der das 18. Kind des Fürsten Karl Albrecht II. aus dessen zweiter Ehe mit der ungarischen Freiin Judith (Juditta) von Reviczky (1753–1836) war. Der Vater, der wegen seiner Gemütskrankheit nie zur Regierung gelangen konnte, starb schon zwei Jahre nach der Geburt dieses Kindes. Die ungarische Mutter hatte den Knaben Alexander angeblich schon bei der Geburt der Kirche geweiht. Jedenfalls bestimmte sie ihn für den geistlichen Stand. Sie ließ ihn von den Jesuiten erziehen, 1804–08 im „Theresianum“ in Wien seine Vorbildung genießen und schickte ihn 1808–10 in die Akademie Bern. 1810 kam Alexander in das erzbischöfliche Seminar von Wien und bald in das Priesterseminar des Erzbistums Gran (Ungarn), dann in das Seminar von Tyrnau (Slowakei) und 1814 auf den Wunsch des Königs Friedrich von Württemberg zu seinem Oheim, dem Weihbischof Fürst Franz Karl zu Hohenlohe-Schillingsfürst nach Ellwangen, wo er an der neu errichteten – später als theologische Fakultät nach Tübingen verlegten – theologischen Lehranstalt seine Studien vollendete und nachdem er schon im März 1814 vom Domkapitel zu Olmütz in Mähren zum Kanonikus erwählt worden war, am 16. September 1815 zum Priester geweiht wurde. Der berühmte Prediger und Publizist J. Michael Sailer hielt bei seiner Primiz in Ellwangen die Predigt. Im März 1816 wurde Alexander Mitglied des Johanniterordens und reiste im Herbst des selben Jahres nach Rom, wo er viel mit den Jesuiten verkehrte und Mitglied der Herz Jesu-Sodalität zum hl. Paul wurde. Er erhielt anfangs keine Zulassung zur Audienz beim Papst, weil man ihn denunziert hatte, er habe in deutscher Sprache getauft und sei Mitglied einer Bibelgesellschaft. Von diesen Vorwürfen konnte er sich „reinigen“ und erhielt vom Papst persönlich die Vollmacht, Rosenkränze, Kruzifixe und andere Andachtsgegenstände zu weihen. 1817 ging er von Rom nach München, wo er durch seine beredsamen und geistig hochstehenden Predigten Aufsehen erregte. Der Staatsmann und Dichter Eduard von Schenk ließ sich von ihm in die katholische Kirche aufnehmen. Alexander wurde zum Geistlichen Rate und bei der Reorganisation der bayerischen Bistümer im Jahre 1821 zum Domherrn in Bamberg ernannt. Hier schon erwarb er sich durch seine Sanftmut und durch seine populären Predigten große Beliebtheit, während die aufgeklärten Teile seiner „Kollegen“ ihn des Obskurantismus und Ultrapapismus beschuldigten. In einen Bekehrungsversuch des Redakteurs des „Fränkischen Merkur“ Dr. Wetzel in Bamberg verwickelt, sah er sich genötigt, das literarische Podium zu betreten und eine Verteidigungsschrift „Abgedungene Verteidigung“ zu veröffentlichen. Durch diese seine Opposition gegenüber dem Herkömmlichen erwarb er sich große Popularität. Schließlich wurde er durch seinen Ruf eines Wundertäters geradezu der Held des Tages. Angeregt durch den Bauern Michel von Wittighausen, der als Homöopath eine Art Heilpraxis betrieb, verrichtete der Prinz zuerst auf Wunsch an Mitgliedern der hohen Häuser solche Wunderkuren, indem er ihnen in suggestiver, mit Gebet verbundener Einwirkung Selbstüber-

windung, körperliche Bewegung, Wasserbäder, Massagen und andere natürliche Mittel verschrieb. Er forderte von jedem, den er heilen sollte, vor allem festen Glauben. Die Heilung der siebzehnjährigen Prinzessin Mathilde Schwarzenberg in Würzburg von einer Lähmung im Jahre 1823 wurde allgemein bekannt. Der Prinz arbeitete schließlich in den Hospitälern von Bamberg und Würzburg und ging nach Bad Brückenau, wo sogar Kronprinz Ludwig von Bayern erklärte, durch ihn von seiner Schwerhörigkeit geheilt worden zu sein. Er erstattete 1821 einen Bericht über seine Tätigkeit an den päpstlichen Stuhl, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, denn es wurden inzwischen viele Broschüren und Artikel, teils für ihn, teils gegen ihn, veröffentlicht. Er bat Papst Pius VII. um „Weisung“, wie und inwiefern er von der ihm durch Gott verliehenen besonderen Gabe Gebrauch machen solle. Die Kurie verwies ihn in einer Antwort auf den Beschluß des Konzils von Trient, demzufolge neue Wunder ohne Prüfung und Billigung des Bischofs nicht als solche anerkannt werden dürften. Noch mißlicher wurde die Lage des Prinzen, als sich die Bamberger Sanitätspolizei damit beschäftigte und die bayerischen Behörden ihm alle öffentlichen Heilungsversuche untersagten. Er wurde sogar mit einer Geldstrafe belegt und entschloß sich nunmehr nach Wien zu gehen, wo er sich von 1822–25 aufhielt und wo ihn der Zar Alexander von Rußland einmal kniend um seinen Segen bat. So weit war sein Ruf als heiligmäßiger Wundertäter gelangt. 1824 wurde er zum Domherrn von Großwardein, 1829 zum Großpropst und Generalvikar und 1844 zum Weihbischof mit dem Titel eines Bischofs von Sardica und gleichzeitig zum infulierten Abt des hl. Michael von Gaboyan in Ungarn ernannt. Am 16. November 1836 starb bei ihm seine Mutter Judith, Witwe des Fürsten Karl Albrecht II., die sich krank zu ihrem Sohne zurückgezogen hatte. Alexander ließ ihren Leichnam in Vöslau in der Gruft des Grafen Fries neben ihrer Tochter Therese, die den Grafen Fries geheiratet hatte, beisetzen. 1848–49 ging Alexander mit dem Entschluß, nicht mehr nach Ungarn zurückzukehren, krank nach Innsbruck, Linz und Wien, sowie Baden bei Wien, wo er sich jeweils zur Kur aufhielt. In Tirol wandten sich auch jetzt noch Tausende Hilfesuchende an ihn. Bei vollen geistigen Kräften, aber körperlich erschöpft, verblieb er schließlich bei seinem Neffen Graf Moritz von Fries auf Schloß Bad Vöslau in Niederösterreich, wo er mit 53 Jahren am 14. November 1849 verstarb. Prinz Alexander war ein frommer Geistlicher und eifriger Prediger und Seelsorger. In Österreich trat er zwar nicht mehr als Wundertäter auf. Aber er stellte auf dringende Bitten Scheine an Kranke aus, sich zu einer bestimmten Stunde, wenn er die Messe feiern oder beten werde, sich mit ihm im Geiste und im Gebet zu Gott zu vereinigen. Er besaß eine feurige Beredsamkeit und glaubte, daß auch Gott seinen heißen Bitten nicht widerstehen könne. Er verfaßte mehrere, zu seiner Zeit mehrmals aufgelegte Andachtsschriften und Predigtwerke⁶⁹. Einige wurden ins Französische übersetzt. Am bekanntesten wurde sein 1836 erschienenes Buch „Lichtblicke und Erlebnisse aus der Welt und dem Priesterleben, gesammelt 1815–33“, „Des

katholischen Christen Wandel vor Gott" (Innsbruck 1848), zahlreiche Fastenpredigten und sein „Christkatholisches Gebetbuch" (Wien 1836). Zu erwähnen ist auch, daß Alexander auch das Leben seiner Mutter in dem Werke „Biographie und christliche Züge aus dem Leben und Charakter der Fürstin Judith zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst geb. Baronesse von Reviczki" (Regensburg 1838, mit Porträt) beschrieben hat⁷⁰. Das Biographische Lexikon von Wurzbach (1863) zählt allein 15 veröffentlichte Werke des Prinzen und 14 Bücher anderer Autoren über den Prinzen und seine Tätigkeit auf, darunter ein französisches und ein englisches. Die Mehrzahl der damals führenden katholischen Persönlichkeiten, wie die Bischöfe Sailer und Wittmann in Regensburg und der große Publizist Sebastian Brunner in Wien, hatte von ihm eine vorteilhafte Meinung. Anfängliche Gegner, wie Fürst Metternich, wechselten später ihre Meinung über diesen Verfechter einer strengen „alkatholischen Gläubigkeit". An seinen für den Wiener Hof verfaßten Predigten war sogar der Dichter Justinus Kerner beteiligt⁷¹. Prinz Alexander war der Onkel von Prinz Konstantin, Obersthofmeister des Kaisers Franz Joseph I.

Hohenlohe-Ingelfingen

Auch ein Mitglied des Hauses Hohenlohe-Ingelfingen gelangte in Österreich zu hoher Wirksamkeit und Anerkennung. Es war dies Prinz Friedrich Karl Wilhelm zu Hohenlohe-Ingelfingen, Enkel des Fürsten Christian Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, des Begründers der Linie Hohenlohe-Öhringen (1668–1743) und Bruder des in preußischen Diensten stehenden Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen, preußischen Generals (1746–1818), der sich seit 1805 Fürst von Hohenlohe-Öhringen nannte und in den französischen Revolutionskriegen eine weitgehende militärische Tätigkeit entfaltete.

Friedrich Karl wurde am 26. Februar 1752 in Ingelfingen geboren und trat als blutjunger Mann in den österreichischen Militärdienst ein, wurde mit 19 Jahren Oberleutnant im Kürassierregiment Anspach, wurde als Rittmeister zu den Coburg-Dragonern versetzt, kam als Hauptmann der Dragoner 1790 in einen Militärstandort in Böhmen und Teschen in Österreichisch-Schlesien, wurde dort 1781 Major der Waldeck-Dragoner, 1784 Oberstleutnant, 1790 Oberst. Von der Friedensstation Wien kam er zur Armee nach Kroatien und hatte 1788–90 gegen die Türken auf dem Balkan zu kämpfen, im besonderen bei Dubicza und Belgrad. In den französischen Revolutionskriegen kam er 1793 zur österreichischen Rheinarmee, kämpfte bis 1799 in der Pfalz und in Württemberg und wurde 1795 für seine Tapferkeit, im besonderen für das Gefecht an der Enz und den Entsatz von Philippsburg, zum Ritter des Maria Theresien-Ordens und zum k.k. Feldmarschall-Leutnant befördert. 1801 wurde er erster Inhaber des Dragonerregiments 2. Bis zu seiner am 26. Dezember 1806 erfolgten Pensionierung blieb er Divisionärskommandeur in Galizien, anfangs in Grodek, dann in Lemberg. Er starb in Kaschau (Ostslowakei) am 16. Juni 1815 (Abbildung)⁷².



Abb. 20: Prinz Friedrich Karl Wilhelm zu Hohenlohe-Ingelfingen (1752–1815),
k.k. Feldmarschall-Leutnant.

Hohenlohe-Kirchberg

Zu erwähnen ist weiter der österreichische Feldzeugmeister Friedrich Wilhelm Fürst zu Hohenlohe-Kirchberg, der am 3. Dezember 1732 in Kirchberg als zweiter Sohn des Fürsten Karl August aus dessen zweiter Ehe, des Sohnes von Friedrich Eberhard zu Hohenlohe-Langenburg, Stifters und Gründers der 1861 erloschenen Linie Hohenlohe-Kirchberg, geboren wurde. Friedrich Wilhelm studierte mit 16 Jahren an der Universität Göttingen und trat im Frühling 1751, also mit 18 Jahren, in das österreichische Regiment Alt-Wolfenbüttel ein, wurde sofort Oberleutnant und hatte seine Garnison in Böhmen. Die ihm zugeteilten Kompanien dieses Regiments hatten ihren Sitz in Den Haag, wo Friedrich Wilhelm jahrelang seinen Wohnsitz hatte. Obwohl er protestantisch war, war er von dem damaligen Prager Erzbischof gern als Gast gesehen. Der Erzbischof erklärte einmal, der Prinz mache seinem Namen Ehre. Im März 1753 zum Hauptmann befördert, verbrachte er eine Zeitlang wieder in Kirchberg. Im siebenjährigen österreichisch-preußischen Kriege erfolgte sein erster Kampfeinsatz, der ihm auch eine Gefangenschaft und Verwundung einbrachte. Sein Regiment nahm an den ersten Gefechten bei Aussig (1756) teil gegen die aus Sachsen nach Böhmen hereinbrechenden Preußen. Im folgenden Jahre befand er sich bei seinem Regiment in Prag, wo er die fünfwöchige Belagerung durch die Truppen Friedrichs II. auszustehen hatte. In der Schlacht bei Leuthen am 5. Dezember 1757 durch einen Schuß an der rechten Hand verwundet, kam er bald darauf in das von den Österreichern besetzte Breslau und geriet bei der Einnahme dieser Stadt durch die Preußen in Gefangenschaft, wurde nach Frankfurt an der Oder, dann nach Magdeburg und Rathenow gebracht, wo sein eigener Bruder Eberhard, der als herzoglich-württembergischer Oberst ebenfalls in preußische Gefangenschaft geraten war, mit ihm zusammenleben durfte. Im August 1758 entließ ihn der König auf Ehrenwort, damit er seine Wunden ausheilen konnte. Die Kaiserin Maria Theresia hatte ihn inzwischen zum Major befördert. Friedrich Wilhelm stieß auf der Reise nach Prag in Zittau zur österreichischen Armee, durfte seinen Revers über die Enthaltung vom aktiven Kriegsdienst an den preußischen König zurückgeben und nahm am Feldzug der Österreicher im Winter 1759/60 teil unter dem Befehl des Marschalls Laudon, der ihm herzlich zugetan war. In einem Treffen bei Landshut am 23. Juni 1760 wurde der Prinz zweimal an beiden Armen durch Schüsse verwundet, so daß eine Hand gelähmt blieb. Die Kaiserin verlieh ihm ebenfalls nach einstimmiger Zustimmung des Ordenskapitels das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, das ein Recht auf eine Ordenspension in sich schloß, beförderte ihn zum Oberstwachmeister am 22. Dezember 1760⁷³ und gewährte ihm nach einer Kur in Baden bei Wien am 6. Juni 1762 eine Audienz. Friedrich Wilhelm beteiligte sich anschließend, obwohl die Kaiserin dies gar nicht wünschte, wieder aktiv am letzten Feldzug des siebenjährigen Krieges, war aber müde und schrieb an seinen Bruder Christian: „Ich wünschte

mir nichts anderes in der Welt, als Ruhe für Leib und Seele, die ich nach dem Anschein in meinem Leben nie haben werde⁷⁴. Obwohl Friedrich Wilhelm über die Verhältnisse in der österreichischen Verwaltung und Wirtschaft sehr enttäuscht war, nahm er doch im Sommer 1765 das Patent zum Oberst entgegen, übersiedelte nach Kuttenberg in Böhmen und im März 1766 als Oberst des Regiments Pallavicini nach Chrudim in Böhmen. Bei einer größeren Truppenschau erhielt er besonderes Lob von Kaiser Joseph II., der nach dem Tode seines Vaters 1765 römischer König und Mitregent seiner Mutter Maria Theresia geworden war. Aber Friedrich Wilhelms Verwundungen und deren Folgeerscheinungen machten ihm so schwer zu schaffen, daß er zeitweilig an Bewußtlosigkeit litt und sich 1769 durch die Kaiserin im Range eines Generalmajors mit einem Ruhegehalt von 2100 Gulden pensionieren ließ. Die Wiederberufung in den aktiven Dienst im Kriegsfall war aber vorbehalten. 1770 heiratete er Jeannette von Reuß zu Greiz und verbrachte acht Ruhejahre in Greiz, dem Wohnort seines Schwiegervaters. Seine Ehe blieb kinderlos. Als 1778 wegen des bayerischen Erbfolgestreits ein neuer Krieg zwischen Preußen und Österreich auszubrechen drohte, stellte sich Friedrich Wilhelm zu Hohenlohe-Kirchberg dem böhmischen Generalkommando ohne jede Bedingung wieder zur Verfügung, ging von Greiz nach Prag, überließ seine Apanage ausschließlich seiner Frau und wurde von Laudon als Brigadier mit 6000 fl. Kaisergeld reaktiviert. Er leitete eine aus einem deutschen und einem ungarischen Regiment bestehende Brigade. In diesem kurzen Kriege stand er in Kukus (Nordostböhmen), im Feldlager bei Kaschau, später in Königshof bei Beraun (bei Prag). Nach Abschluß dieses Krieges ging er nach Bilin (Kurort bei Teplitz-Schönau), wo seine Frau, die er inzwischen in Karlsbad wiedergesehen hatte, sich mit ihm vereinigte. 1760 wurde Friedrich Wilhelm Inhaber des Infanterieregiments 17, das von nun an seinen Namen führte. Kaiser Joseph II., der ihm bei einer Kriegsübung bei Leitmeritz 1780 schon gesagt hatte: „Na, vergessen's uns net, I werd Sie wenigstens net vergessen“, ernannte Friedrich Wilhelm im April 1783 zum Feldmarschall-Leutnant mit dem Wohnsitz in Prag. Das ruhige Leben war aber 1784 zu Ende, als ihn der Befehl des Kaisers erreichte, sich in „Feldequipage“ zu setzen und am 15. März 1788 in Pest (Ungarn) zu sein, um gegen die Türken zu kämpfen. Am 12. Februar brach der Prinz mit 22 Pferden, samt seiner Dienerschaft von 12 Personen, 2 Rüstwagen, 1 Kalesche und 1 Küchenwagen von Prag auf, ritt nach Linz, schickte seine Fahrzeuge per Land nach Ungarn und reiste selbst mit der Truppe zu Schiff auf der Donau in 13 Tagesreisen bis an die türkische Grenze gegen Sirmien an der unteren Save. Die weite Entfernung des Kriegsschauplatzes von Wien und viele mißliche Umstände machten die Situation nicht gerade übersichtlich oder angenehm. Das Reservekorps sollte als Vorpostenkette die lange Strecke der Grenze des Kaiserreiches gegen die Türken decken. Der Prinz hatte sein Quartier in einem Bauernhaus an der Mündung der Save nicht weit von Belgrad, wo die Türken immer wieder mit Schiffen

flußaufwärts kamen und die österreichischen Truppen beschossen. Der Sommer 1788 brachte in der sumpfigen Gegend große Hitze, Insektenschwärme und Fieberepidemien. Der Prinz hat einmal durch seine im Gebüsch versteckten Geschütze drei türkische Schiffe mitsamt ihrer Besatzung vernichtet und hat mehrmals den Türken durch Überfälle Verluste beigebracht. Im November 1788 stand er im Winterquartier in der Festung Arad an der Maros. Anfang 1789 berief ihn der Kaiser zur Übernahme des Generalkommandos in Siebenbürgen, dessen Pässe gegen die Wallachei von den Türken bedroht waren, und machte ihn zum Generalgouverneur von Siebenbürgen. Er übernahm sein Kommando in Hermannstadt, wo ihm eine Armee von 36000 Mann unterstand. Er korrespondierte unmittelbar mit dem Kaiser und viele Handschreiben Josefs II. bezeugten für ihn höchste Anerkennung. Im April 1789 eröffneten die Türken hier ihren Angriff, wobei sich die ungarischen Husaren des Prinzen so tapfer hervortaten, daß dieser erklärte, mit solchen Husaren würde er noch die Türken aus ganz Europa jagen. Zur Antwort ritt ein Husar nach vorn und schrie: „Bravo, bravo, mit so General Teufel aus Hölle jagen“. Der Prinz lieferte den Türken mehrere siegreiche Gefechte und schlug am 3. August 1789 eine Übermacht von 9000 Türken mit seinen 2600 Mann beim Roten Turm-Paß in die Flucht. Die erbeuteten Messer und Pistolen des hierbei getöteten Paschas verwahrte man später in Schloß Kirchberg. In der Zeit vom 5.-8. Oktober führte der Prinz 5562 Mann gegen mehr als 10000 Türken, die ihn überfallen hatten, die er aber – obwohl er selbst durch einen Schenkelschuß verwundet wurde – weiter zu Pferde sitzend hauptsächlich durch seine Reiterei in die Flucht schlug. Das ganze Lager der Türken fiel ihm in die Hand. Dafür schickte ihm der Kaiser das Kommandeurekreuz des Maria Theresien-Ordens und erhob ihn zum wirklichen Feldzeugmeister. Der Prinz machte dann noch die Belagerung von Orsowa mit, ein Entsatzvorstoß der Türken wurde zurückgeschlagen, da erkrankte Prinz Friedrich Wilhelm an Sumpffieber, so daß der Kaiser ihn nach Wien zurückberief. In Wien traf er seinen Kaiser nicht mehr, da Joseph II. am 20. Februar 1790 gestorben war⁷⁵.

Es kämpften also in den Jahren 1788–1790 an der österreichischen Südostfront gegen die Türken zwei wichtige Mitglieder der Familien Hohenlohe im Dienste des Kaisers in hohen Stellungen, nämlich Friedrich Karl Wilhelm zu Hohenlohe-Ingelfingen und Friedrich Wilhelm zu Hohenlohe-Kirchberg, den das Biographische Wörterbuch zur deutschen Geschichte als einen der fähigsten Generale seiner Zeit bezeichnet, dessen Haupterfolg die Zurückwerfung der Osmanen bis in die Wallachei gewesen sei⁷⁶.

Das Bündnis, das Preußen am 31. Januar 1790 mit Rußland und der Türkei geschlossen hatte, machte für den österreichischen Kaiserstaat eine neue Heeresaufstellung in Böhmen nötig. Friedrich Wilhelm zu Hohenlohe-Kirchberg war durch die Strapazen von zwei Türkenfeldzügen müde an Geist und Körper. Trotzdem übernahm er von Kaiser Leopold II. das Generalkommando in Böhmen, wo ihm mehr als 50000 Mann unterstanden. Er hatte seit August

1790 seinen Sitz in Prag und hatte ein Einkommen von 16000 fl. im Jahr. Erfreulicherweise verschaffte ihm der Friedensschluß zwischen Preußen und Österreich eine lange Erholungspause. Bei einem Besuch in der Heimat Hohenlohe würdigte das „Journal von und für Franken“ den General mit einer warmen Charakteristik und schrieb, sein Heimatland sei stolz auf diesen seiner Söhne. In Prag hatte Friedrich Wilhelm durch Gutachten die Reform des Heereswesens vorzubereiten. Im Sommer 1791 schickte ihn der Kaiser nach Berlin und Potsdam, um über Plan und Maßnahmen für einen kommenden Feldzug gegen die Franzosen zu beraten. Der preußische König zeichnete ihn besonders aus, aber als Sechzigjähriger fühlte sich der Prinz immer erschöpfter und hätte sich am liebsten völlig zurückgezogen. Aber der Feldzug gegen die französischen Revolutionsarmeen 1792 zwang ihn, am 12. Juni 1792 wieder Prag zu verlassen und ins Feld zu ziehen. Zunächst führten ihn die Märsche der Truppen nach Freiburg im Breisgau, dann ins Hauptquartier in Schwetzingen, dann nach Kaiserslautern und Luxemburg. Er machte die Blockade von Thionville mit, zog nach Neuilly in der Champagne und machte die Kanonade von Valmy mit, die auch Goethe in einem besonderen Bericht beschrieben hat, und hatte großen Anteil an dem Siege von Famars (23. und 24. Mai 1793). Der Prinz fand diesen Feldzug sinnlos, da er nach seiner Meinung von deutscher und österreichischer Seite nur zum Zwecke der Rettung der französischen königlichen Familie in Paris geführt wurde. Er schrieb viel Negatives und Pessimistisches über die militärischen Operationen und Dispositionen. Vom 1. Dezember 1792 – 6. März 1793 finden wir den Prinzen in Trier, wo er die Stadt gegen den Angriff einer Armee von 35000 Mann schützte. Zum Neujahr 1793 sandte Kaiser Franz II. dem Prinzen das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens und erkannte in einem Handschreiben die Umsicht und den Unternehmungsgeist des Prinzen an. Die Reichsversammlung ernannte nun den Prinzen zum Reichsfeldzeugmeister mit 8000 fl. Einkommen. Friedrich Wilhelm zu Hohenlohe-Kirchberg galt als der Erretter der nieder-rheinischen Kreise. Ein Rheinländer widmete ihm eine Flugschrift mit den Worten: „Für Sie, durchlauchtigster Prinz, ist jedes deutsche Herz ein Monument“. Er hatte sein Hauptquartier eine Zeitlang in Namur und seine Truppen standen auch vor Mainz zur Abwehr der Belagerungsarmee. Die letzten Monate 1793 – Mai 1794 war er General-Quartiermeister bei der Armee Coburgs und es war sein Verdienst, daß die Franzosen bei Avesne le sec eine totale Niederlage erlitten. Im Dezember 1793 arbeitete der Prinz die Pläne für den kommenden Feldzug aus, trat vom General-Quartiermeisterposten zurück und kommandierte am Anfang des Feldzugs von 1794 den linken Flügel der österreichischen Armee. Der Kaiser berief ihn an den Rhein, um die „Reichsarmee“ zu formieren und ein besonderes Corps mit 15000 Mann zu befehligen. So finden wir den Prinzen im Mai 1794 in Heidelberg. Er machte am 23. Mai das Gefecht bei Kaiserslautern mit und lieferte den Franzosen nochmals am 19. Juni ein siegreiches Gefecht. Seine letzte Tat war die Einnahme von Speyer, wo er sein

Hauptquartier aufschlug. Am 2. Juli nahm er zusammen mit preußischen Truppen nochmals an einem hitzigen Kampf teil, brachte in größter Hitze 14 Stunden von 3.00 Uhr morgens bis 5.00 Uhr Nachmittag nüchtern auf dem Pferde zu und blieb unversehrt. Aber nun war die Kraft des Zweiundsechzigjährigen erschöpft. Er fühlte sich schwer krank und bat um seine Enthebung von allen Dienstleistungen. Herzog Albert kam selbst im Auftrag des Kaisers, um ihn zum Verbleiben zu bewegen. Aber der Prinz erklärte, er könne nicht mehr und der Kummer drücke ihn gänzlich zu Boden. Es war der Kummer über die verworrenen Kriegsmaßnahmen, die auf Seiten der Preußen und Österreicher anstatt auf den Schutz des Reiches, auf die Restauration der Bourbonen ausgerichtet waren. Das Dekret des Kaisers Franz II. vom 4. August 1794 bestimmte unter Ausdrücken des Bedauerns über seinen Rücktritt dem Prinzen ein Ruhegehalt von 8000 fl., neben seinem Regimentsinhabereinkommen. Der letzte Schauplatz seiner militärischen Laufbahn hatte ihn mit seinem eigenen Vetter, dem Erbprinzen Friedrich Ludwig zu Hohenlohe-Ingelfingen (1746–1818), preußischen General der Infanterie, in zahlreiche Berührung gebracht, dessen Talent und Leistungen er schätzte. Krank an einem alten Unterleibsleiden, ging der Prinz nach Kirchberg für einige Wochen der Erholung und am 25. August nach Prag. Als die Ereignisse des Jahres 1796 in Italien sich unglücklich für Österreich anließen, ertrug er es nicht, in Ruhe zu bleiben, und erbot sich dem Kaiser zum Wiedereintritt in den aktiven Dienst. Prinz Friedrich Wilhelm hatte für sich inzwischen in Prag, auf einem der höchsten Punkte der Neustadt an einem ziemlich freien Platze ein Haus gekauft, das er baulich verbessern ließ und am 19. Juli 1796 bezog. Als die Antwort des Kaisers in Prag eintraf, die ihm ein Kommando in Italien übertrug, lag der Prinz schon todkrank darnieder. Er schrieb noch am 29. Juli seinem fürstlichen Bruder, er hoffe, daß er nicht durch die Franzosen von seinem Stammsitz in Hohenlohe vertrieben werde. Am 10. August 1796 starb er. Er wurde seiner eigenen Bestimmung gemäß auf dem evangelischen Friedhof in Prag beigesetzt. Der Kaiser setzte seiner Witwe eine Pension von 3000 fl. jährlich aus. Sie starb ebenfalls in Prag am 14. Juni 1816. Ein großes Ölgemälde des Prinzen Friedrich Wilhelm mit dessen voller Gestalt, das früher im Schloß Kirchberg hing, hängt heute im Schloß Neuenstein. Es ist gemalt von Friedrich Heinrich Füger⁷⁷.

Der Charakter des Prinzen Friedrich Wilhelm wird als vorzüglich, edel und mutvoll geschildert. Er war offen und bieder, kaltblütig mit ungewöhnlich scharfem Augenmaß und einer großen Fertigkeit im Manövrieren. Er war von großer Gestalt. Adolf Fischer spricht in seiner Geschichte des Hauses Hohenlohe von ihm als einer der lebenswürdigsten Persönlichkeiten, welche das Haus Hohenlohe aufzuweisen habe⁷⁸.

Friedrich Wilhelms um 19 Jahre jüngerer Bruder *Friedrich Karl Ludwig zu Hohenlohe-Kirchberg*, geb. am 19. November 1791 in Kirchberg, war ebenfalls k.k. österreichischer Kammerherr, Oberstleutnant im fränkischen Kreis-Dra-

gonerregiment Brandenburg-Ansbach. Er starb am 12. September 1791 mit vierzig Jahren.

Hohenlohe-Bartenstein

In unserer Reihe darf auch ein Mitglied der Linie Hohenlohe-Bartenstein (eigentlich Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein) nicht fehlen, das ebenfalls eine geschichtlich äußerst interessante Persönlichkeit darstellt. Es ist dies Prinz *Ludwig Alois zu Hohenlohe-Bartenstein* (1765–1829), Gründer und Stammvater der Linie Bartenstein. Vorauszuschicken ist, daß sein Ururgroßvater Christian zu Hohenlohe-Waldenburg (1627–1675), Sohn des Grafen Georg Friedrich II. zu Hohenlohe-Waldenburg, Stifters der Linie Schillingsfürst (1595–1635), zusammen mit seinem Bruder Ludwig Gustav (1634–1697) einen wichtigen Schritt vollzog, der weitgehend in die Familiengeschichte der Hohenlohe einschnitt. Christian, geb. 31. August 1627, wurde kaiserlicher Kammerherr und Statthalter zu Neu-markt. Beide Brüder Christian und Ludwig Gustav (*8. Juni 1634), heirateten gleichzeitig am 18. Februar 1658 zwei katholische Schwestern in Böhmen, Töchter des Grafen Hermann von Hatzfeld, nämlich Christian die Lucia von Hatzfeld und Ludwig Gustav die Maria Eleonore von Hatzfeld (1641–1667). Beide Brüder traten wegen dieser Eheverbindung und wegen der konfession-nellen Streitigkeiten in der Familie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst 1667 zum katholischen Glauben über. Die beiden Brüder teilten sich ihr Erbe; Christian (†13. Juni 1675) erhielt Bartenstein, während Ludwig Gustav, der ebenfalls kaiserlicher Geheimer Rat und Kammerherr war (†21. Februar 1697), Schillingsfürst übernahm. Sie sind die beiden Stammväter der heute noch bestehenden Linien Hohenlohe-Bartenstein und Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst⁷⁹.

Christians Urenkel war der oben genannte *Ludwig Alois zu Hohenlohe-Bartenstein*, mit dem wir uns näher beschäftigen müssen. Er wurde am 18. August 1765 in Bartenstein als Sohn des Fürsten Ludwig Karl Philipp Leopold (1731–1799) geboren und war schon mit dreiundzwanzig Jahren Oberst eines Chevauxlegers-Regiments, das er aber verließ, um in die französische Emigranten-armee einzutreten, für die sein Vater im eigenen Lande ein eigenes Regiment geworben hatte. Später trat er aber in die holländische Armee und schließlich 1795 in den österreichischen Militärdienst, wo er am 12. Juli 1797 zweiter Oberst im Infanterie-Regiment Kerpen Nr. 49 wurde. Er kämpfte hier in Feldzügen der französischen Revolutionskriege unter dem Kommando des Erzherzogs Karl und wurde im Mai 1800 zum Generalmajor ernannt, kam als Brigadier nach Klagenfurt, machte den Feldzug von 1805 mit und rückte am 22. Februar 1806 zum österreichischen Feldmarschall-Leutnant auf. Später war er Divisionär in Böhmen und in Preßburg. Da er Napoleons Aufforderung, dem Rheinbund beizutreten und dafür die Souveränität seines eigenen Fürstentums zu erhalten, ablehnte, wurde er mediatisiert. Im Jahre 1809 wohnte er

im vierten österreichischen Armeekorps den Schlachten bei Aspern und Wagram bei, trat nach dem Wiener Frieden (20. Dezember 1809) in den Ruhestand, den er Mitte 1811 wieder verließ, um in den Kriegsjahren 1813 und 1814 rühmliche militärische Tätigkeit zu entfalten. Er befehligte eine Division in der Hauptarmee der Österreicher, verteidigte am 18. Oktober 1813 Seiffertham erfolgreich, kam darauf zum Korps, das zur Blockade von Dresden beordert war, und zuletzt zur Hauptarmee nach Frankreich, wo er Troyes im Namen der Alliierten besetzte und Gouverneur dieser Stadt wurde. Hier erfolgte seine Ernennung zum kaiserlich-österreichischen General-Feldzeugmeister. Nach Kriegsende verließ er am 17. Juli 1816 die österreichische Armee, angeblich teils aus Anhänglichkeit an die Bourbonen, in deren Diensten er zuerst gestanden hatte, teils aus Kränkung über nicht genügende Würdigung seiner Verdienste. Er bot in der Restaurationszeit dem französischen König Ludwig XVIII. seine Dienste an, der ihn mit Freuden aufnahm und ihm, nachdem er ihn zum Generalleutnant und zum Kommandeur der in Diensten Frankreichs stehenden deutschen Legion ernannt hatte, das Schloß Lunéville schenkte. Die genannte Legion trug übrigens nach ihm den Namen Hohenlohe. 1823 kommandierte Ludwig Alois die Armee, welche der Herzog von Angoulême nach Spanien führte. 1827 ernannte ihn der französische König zum Marschall und Pair von Frankreich. Ludwig Alois starb am 31. Mai 1829 auf Schloß Lunéville und wurde auf dem Mont Valérien bei Paris beigesetzt.

Der Prinz wird als frommer, bescheidener und wohlthätiger Mann geschildert, der bei seinem Tode nicht einmal so viel hinterließ, daß seine Bestattung bezahlt werden konnte. 1818 ließ er in Lunéville ein Büchlein „Reflexions militaires“ drucken. Seit 1803 war er Inhaber des österreichischen Infanterie-Regiments Nr. 26, das 1814 der Prinz von Oranien erhielt. Im Oktober 1815 erhielt er das Infanterie-Regiment Nr. 41, legte aber diese Würde nieder, als er 1817 in französische Dienste trat⁸⁰. Ein Ölgemälde mit dem Fürsten Ludwig Alois zu Hohenlohe-Bartenstein zu Pferde als österreichischer Generalfeldzeugmeister, Marschall und Pair von Frankreich ist in dem Büchlein „Hohenlohe“ von Hubert Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst und Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg wiedergegeben⁸¹.

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst

Es müssen noch zwei Mitglieder des Hauses Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst ausführlicher erwähnt werden, nämlich die unter dem Namen Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe oder einfach unter Thurn und Taxis, als Freundin Rainer Maria Rilkes in die Literaturgeschichte eingegangene Prinzessin Maria Elisabeth zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1855-1934) und ihr älterer Bruder Egon Karl (1853-1896), beide Enkelkinder des kaiserlichen Generalmajors Fürst Karl Albrecht III. (*29. Februar 1776 in Wien, †15. Juni 1843), 4. Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, und Kinder von dessen

jüngstem Sohn *Egon* Karl Franz Joseph zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der am 4. Juli 1819 in Donaueschingen geboren wurde und am 29. September 1849 in Duino bei Triest die Therese Maria Beatrix Gräfin von Thurn-Hofer und Valsassina (*13. Juni 1815 in Wien) heiratete. Therese war die Tochter des Grafen Johann Baptist von Thurn-Hofer und Valsassina, eines Nachkommen des berühmten böhmischen Adelsführers Heinrich Matthias Thurn von Valsassina (*24. Februar 1567 auf Schloß Lipnitz in Böhmen, †28. Januar 1640 in Pernau/Ermland). Dieser stammte eigentlich aus einer deutschen Familie, trat als junger Mann in österreichische Dienste, war Burggraf von Karlstein bei Prag und stellte sich im böhmischen Aufstand von 1618 auf die Seite der Aufständischen, genauso wie der unglückliche Georg Friedrich zu Hohenlohe. Nach der Schlacht am Weißen Berg, mußte auch er nach Siebenbürgen fliehen, verfiel der kaiserlichen Acht und wurde zum Tode verurteilt. Deshalb ging er als Heerführer zur Armee Gustav Adolfs, genauso wie es Friedrich zu Hohenlohe tat. 1633 unterstützte er die Bestrebungen Wallensteins um ein selbständiges böhmisches Königtum, landete jedoch letzten Endes wieder im friedlichen Hafen seines böhmisch-österreichischen Adeltums⁸². Eben eine Nachkomm(in) dieser Familie, der im 19. Jahrhundert das Felsenschloß Duino bei Triest gehörte, heiratete Egon zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1819–1865). Das Paar hatte sechs Kinder, von denen der älteste Sohn Friedrich, geb. 4. August 1850, k.k. Kämmerer und Legationsrat wurde. Das vierte Kind war Maria Elisabeth, geb. am 8. Dezember 1855 in Venedig. Wie gesagt, war die Familie durch ihre Mutter in den Besitz von Schloß Duino gelangt, des alten Stammsitzes der Familie della Torre, das ein Ahnherr Marias von Kaiser Leopold I. gekauft hatte. Die Mutter Therese Gräfin von Thurn-Hofer und Valsassina war überaus gebildet und an Kunst und Literatur interessiert. Sie sprach fließend französisch, italienisch, englisch, deutsch, etwas spanisch, kannte die italienische Literatur bis ins kleinste und schrieb selbst auch Verse. Schloß Duino war der feste Wohnsitz der Familie. Hier wuchs Marie Elisabeth als Kind in romantischer Einsamkeit auf, doch war dieses Schloß schlecht für einen Winteraufenthalt geeignet, weshalb die Familie in der Winterzeit meist auf den Besitzungen in der Toskana lebte. Auch die alle internationale Literatur enthaltende Schloßbibliothek vermochte nicht den Mangel an ernsthafter Beschäftigung und Unterhaltung auszugleichen, den die Prinzessin verwirrend empfand. Der Vater verstarb schon früh am 11. Januar 1865 in Venedig, als Maria neun Jahre alt war, und Prinz Konstantin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Obersthofmeister des Kaisers Franz Joseph I., wurde ihr Vormund, und so kam dieser auch zusammen mit seiner Frau Marie geb. Sayn-Wittgenstein-Berleburg oftmals nach Duino auf Besuch, um dieses schöne Fleckchen Erde zu genießen. Marie hielt sich aber in ihrer Jugend auch in Stuttgart, München und Kupferzell auf. Sie schrieb in ihren Jugenderinnerungen darüber: „An der Württembergischen Grenze hielten wir an, wir hielten es für unsere Pflicht, dieses Ereignis zu feiern, denn wir waren in unserem „Vater-

land”⁸³. Genauso schrieb sie, daß sie den Verlust von Venedig und Venetien für Österreich in ihren Kinderjahren und den verlorenen Krieg von 1866 niemals verschmerzt habe und daß alle Familienmitglieder glühende österreichische Patrioten gewesen seien. Neben Duino war Marias Wohnsitz nicht nur Sagrado in der Toskana, sondern öfter auch Rom, wo sie an der Kardinalserhebung ihres Onkels Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst teilnahm und Caroline von Sayn-Wittgenstein, die Freundin Liszts und Mutter der Ehefrau ihres Vormunds Konstantin, erlebte, so daß sie diese und andere Personen in ihren Erinnerungen interessant beschreiben konnte.

Als ihr Bruder Egon während eines Aufenthalts in Böhmen 1873 schwer erkrankte und auf Schloß Lautschin in Böhmen bei der Familie Thurn und Taxis lag und gepflegt wurde, besuchte Marie ihren kranken Bruder, lernte dabei den jungen Fürsten Alexander von Thurn und Taxis kennen und lieben, den sie am 19. April 1875 heiratete. Duino blieb zwar ihr Lieblingswohnsitz, doch war das Thurn- und Taxis'sche Schloß Lautschin in Böhmen, nordöstlich von Prag zwischen Jungbunzlau und Nimburg (tschechisch Loučěň), fortan Hauptsitz der Familie. Die großen gesellschaftlichen und geistigen Beziehungen wurden in Wien und Paris unterhalten. In Paris lernte Marie Thurn und Taxis-Hohenlohe im Dezember 1909 Rainer Maria Rilke kennen. Sie lud ihn schriftlich zum Tee ein und vom Tage dieses Besuches datiert die lebenslange Freundschaft zwischen Rilke und Marie, die in der Literaturgeschichte meist nur Marie Taxis genannt wird. Es ist unbestritten, daß unter den zahlreichen Freunden Rilkes die Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe durch den Rang ihrer Persönlichkeit und den besonderen Charakter ihrer Freundschaft besonders hervorragte. Ihr Alter – sie war zwanzig Jahre älter als Rilke –, ihre reiche und praktisch erprobte Lebenserfahrung, ihre Hilfsbereitschaft prädestinierten sie zur Rolle einer mütterlichen Vertrauten, die sie als verständnisvolle Bewunderin des Dichters mit Neigung, ja mit geheimem Stolz auszufüllen verstand. Der Briefwechsel Rilkes mit der Fürstin ist eine Fundgrube für die Rilkefreunde und Rilkeforscher. Er zeigt auf, wieviel Rilke im Gegensatz zu anderen allzu sensiblen und wehmütigen „Freunden“ von der natürlichen Geselligkeit und dem Humor der Fürstin übernommen hat⁸⁴. In der zweiten Aprilhälfte 1910 kam Rilke zum ersten Mal nach Duino, in „das uralte feste Schloß am Meer, das einen mit seinen innersten Mauern ein bißchen wie einen Gefangenen hält“. Von den dort verbrachten gemeinsamen Tagen erzählte Fürstin Marie später in ihren 1932 erschienenen „Erinnerungen an Rainer Maria Rilke“, die sie ursprünglich in französischer Sprache verfaßte: „Es waren unvergeßliche Tage, die wir dann verlebten. Je mehr ich mit dem Dichter, den ich in Paris doch kaum gesehen hatte, zusammenkam, desto mehr fühlte ich mich von seinem einzigartigen Charme angezogen“. Beide Menschen waren voneinander zutiefst beeindruckt. Im Sommer 1910 und nochmals 1911 besuchte Rilke auch den böhmischen Sitz der Fürstin Thurn und Taxis-Hohenlohe auf Schloß Lautschin. Nach einer Nordafrikareise folgte Rilke dann im

Oktober 1911 einer weiteren Einladung der Fürstin nach Schloß Duino, wohin ihn eine lange Autofahrt von Paris über die Provence und Norditalien brachte. Nachdem die Fürstin und ihr Anhang Anfang Dezember abgereist waren, blieb Rilke mit wenigen Dienstpersonen, aber bestens betreut und versorgt, in dem mächtigen Schloß auf dem Karstfelsen der Adriaküste zurück, wo Marie übrigens in der Zeit ihrer Kindheit auch Franz Liszt als Gast gesehen hatte. In den dort verbrachten Wochen der Einsamkeit wurde Rilke gänzlich von der in seinen Werken immer mehr zum Ausdruck kommenden psychisch-schöpferischen Krise seines Wesens ergriffen, die er selbst so bezeichnete: „Es ist das Furchtbare an der Kunst, daß sie je weiter man in ihr kommt, desto mehr zum Äußersten, fast Unmöglichen verpflichtet“⁸⁵.

So entsteht am 21. Januar 1912 auf Duino die erste Elegie, der weitere folgten, Gedichte eines hohen Stils mit fundamentaler Daseinsdeutung, im Ton aber lyrische Klagegesänge, und so dringt mit den „Duineser Elegien“ der Name des Schlosses und der fürstlichen Gönnerin des Dichters, die sie ermöglichte, in die deutsche Literaturgeschichte ein. Den ganzen Winter bis Mai 1912 verbrachte Rilke auf Duino, weilte ein weiteres Mal dort im Frühjahr 1914, war aber nicht der einzige Gast hier, denn dieses Schloß wurde durch seine Besitzerin zu einem der geistigen Mittelpunkte Österreichs gemacht. Hugo von Hofmannsthal, Rudolf Kassner, Oskar Kokoschka, Eleonore Duse und viele andere gehörten zum Kreis dieses Hauses. Anfang Januar 1916 mußte Rilke in Wien seinen Militärdienst antreten. Nach kurzer Ausbildungszeit wechselte er ins österreichische Kriegsarchiv über, wo auch Stefan Zweig arbeitete. Rilke durfte aber in den folgenden Monaten bei der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe in deren Wiener Haus in der Viktorgasse wohnen. Hier lernte er im März 1916 durch die Fürstin auch Oskar Kokoschka kennen, mit dem er während seines ganzen Wiener Aufenthalts enge persönliche Beziehungen unterhielt. Für sein dichterisches Werk war jene Zeit wegen der Belastung durch den „Militärdienst“ jedoch unfruchtbar. Wegen körperlicher Erschöpfung wurde Rilke am 9. Juli 1916 vom österreichischen Militärdienst entlassen. Bei Kriegsende im Juni 1919 ging er in die Schweiz, wo er als staatenlos angesehen wurde, da inzwischen aus seinem Heimatlande Böhmen der neue Staat der Tschechoslowakei entstanden war. Durch Vermittlung der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe bemühte er sich bei den schweizerischen diplomatischen Stellen um die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft und erhielt im Mai 1920 von dem ersten tschechoslowakischen Gesandten Dr. Dušek einen tschechoslowakischen Paß, der es ihm ermöglichte, nach Frankreich und Italien zu reisen, wo er in Venedig wieder mit der Fürstin Marie zusammentraf. Im Februar 1922 vollendete er seine „Duineser Elegien“, deren spätere Gedichte allerdings nicht mehr viel mit dem elegischen Klage-ton der Zeit von Duino zu tun hatten, sondern eher hymnischen Charakter trugen. Marie blieb mit dem Dichter bis zu dessen Tode am 29. Dezember 1926 in ständiger Verbindung. Rilke hatte von der Fürstin so außerordentlich viel An-

regungen und tatkräftige Hilfe erhalten, daß er ihr seine zehn „Duineser Elegien“ mit den Worten widmete: „Aus dem Besitz der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe“⁸⁶.

Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe selbst aber starb am 16. Februar 1934⁸⁷. Der von dieser großen Mäzenin ebenfalls zeitlebens geförderte Rudolf Kassner schrieb ihren Nachruf: „Marie von Thurn und Taxis, geborene Prinzessin von Hohenlohe, deren Erinnerungen an Rilke ebenso wie die an die eigene Kindheit und Jugend einen so großen Leserkreis schnell zu gewinnen wußten, war zunächst einmal das, was man eben große Dame nennt. Sie war es im eminenten Sinne und hat wohl auf alle Menschen die ihr nahe kamen, als solche unmittelbar gewirkt. Als Österreicherin jenes größeren Österreich, das durch den Weltkrieg zerstört wurde und trotz politischer Unzulänglichkeiten, ja vielleicht gerade darum als deren Begleiterscheinung mehr Typen auszubilden verstand als irgendein anderes Land in Europa, ja darin, in der Typenbildung, einen unverkennbaren Segen anzeigte für den, der Österreich so sah, wie es wirklich war, wurde sie in Venedig geboren, als es noch zu Österreich gehörte. Diese Tatsache, ferner die Jugendjahre in Duino, Sagrado und im Toskanischen, die enge Verbundenheit durch ihre Mutter aus dem Geschlechte der della Torre, welches Aquileja seine Patriarchen und Mailand eine Reihe von Herzogen gegeben hatte, mit dem Hof des Grafen von Chambord, auch die Beziehungen zum Rom Pius' IX. durch ihren Onkel Kardinal Hohenlohe haben ihr Wesen mehr bestimmt als später Wien oder die „Böhmischen Wälder“, wie sie sich gern ausdrückte“⁸⁸.

Rudolf Kassner widmete übrigens sein 1911 erschienenes Buch „Von den Elementen der menschlichen Größe“⁸⁹ dem Ehemann der Fürstin Marie, dem Prinzen Alexander von Thurn und Taxis. Um aber noch einmal auf Rilke zu sprechen zu kommen, so stand dieser seit der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg auch mit einem anderen Hohenlohe, nämlich Alexander Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst (1862–1924), dem Sohne des Reichskanzlers Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, in Verbindung und geistigem Austausch. Alexander hatte nach dem Tode seines Vaters, des Reichskanzlers (†1901), dessen Erinnerungen „Denkwürdigkeiten“ veröffentlicht und sich, auch wegen seiner sonstigen Kritik am Kaiser, die Ungnade Kaiser Wilhelms II. zugezogen, wurde deshalb aus dem kaiserlichen Dienst entlassen und lebte in Paris, wo er Rilke kennenlernte. Er verbrachte als Pazifist und Gegner Wilhelms II. die Kriegsjahre in der Schweiz, wo seine journalistischen Beiträge zur „Neuen Zürcher Zeitung“ und anderen Organen großes Aufsehen erregten. Rilke besuchte den damals schwerkranken Prinzen während des Kriegs oft in der Schweiz und berichtete ihm über die Verhältnisse in Deutschland, im besonderen in München. Rilke war es auch, der den Prinzen veranlaßte, nach dem Kriege seine während des Krieges geschriebenen politischen Aufsätze gesammelt in einem Band unter dem Titel „Vergebliche Warnungen“ in München 1919 herauszugeben⁹⁰. Noch im Sommer 1919 waren die beiden

Gesinnungsfreunde in Bern zusammen. Alexander lebte dann noch eine Zeitlang in Badenweiler, wo er am 15. Mai 1924 verstarb. Rilke schrieb an Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe am 24. Mai 1924, daß er dem „Roten Prinzen Alexander“ sehr nachtrauere, und bewunderte den Nachruf von René Schickele auf Alexander: „Er gehörte zu den Aristokraten, die uns durch ihr gleichsam sich selbst entrücktes Wesen die Frage nahelegen, ob nicht vielleicht der freieste Mensch ein befreiter Aristokrat sei – so offenbar war die Abwesenheit eines jeden Ressentiments, eines jeden sozialen Vorurteils, einer jeden niederen Ideologie. Mochte man seine Ansichten teilen oder nicht, immer waren sie die Uneigennützigkeit selbst, ja, zuletzt sah er in seinen politischen Aufsätzen nurmehr ein Bekenntnis, über dessen Nutzen er gering dachte, das zu verschweigen er jedoch nicht das Recht zu haben meinte. Ohne ein Titelchen abzugeben und im vollen Bewußtsein, was eine große Familie, was Rasse und Tradition bedeuten können, war er Demokrat, war er Republikaner. Man konnte sogar bei ihm erfahren, was mit derartigen Begriffen anzufangen sei, und mancher lammfromme Pazifist verließ das Zimmer kopfschüttelnd über den schlanken, gepflegten, ganz und gar unsentimentalen Herrn, der da gelähmt auf seinem Bett lag und mit Dutzenden von Artikeln und Hunderten von Briefen für eine beinahe revolutionäre Organisation des Friedens warb, über die er ganz andere Vorstellungen hatte als die Mehrheit der „führenden“ Pazifisten⁹¹.

Wie schon oben ausgeführt, müssen wir noch des Bruders der Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe gedenken, des am 3. Februar 1853 in Venedig geborenen Prinzen Egon Karl zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, der am 8. Januar 1877 in Prag die böhmische Gräfin Marie von Kaunitz heiratete, Tochter des Albrecht-Vinzenz Graf von Kaunitz, Herr der Herrschaft Neuschloß und Böhmisches Leipa in Nordböhmen. Der Vater Albrecht von Kaunitz war k.k. Kämmerer und erbliches Mitglied des böhmischen Herrenhauses und des österreichischen Reichsrats und ein guter Freund des österreichischen Kronprinzen Rudolf, den er oft zur Jagd auf die nordböhmischen Güter einlud⁹². Zu seiner Fideikomißherrschaft Neuschloß und Böhmisches Leipa gehörten auch die Güter Hauska und Lauben in Böhmen und das Haus Nr. C 277 auf der Prager Kleinseite. Prinz Egon Karl zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst nahm mit seiner Frau seinen Wohnsitz auf Schloß Neuschloß, starb aber als österreichischer Offizier schon mit 43 Jahren am 10. August 1896 in Görz. Nach dem Tode des Schwiegervaters Albrecht von Kaunitz in Prag am 24. Januar 1897 wurde Egon Karls Witwe mit kaiserlicher Genehmigung durch „Einantwortsurkunde“ des Landgerichts Prag vom 12. Mai 1900 das Fideikomiß Kaunitz übertragen, so daß sie mit ihren Kindern Albrecht Egon (*17. November 1877), Egon Alexander (*5. September 1879) und Vera (*23. Mai 1882) zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst in die Nutznießung des gesamten Kaunitz'schen Vermögens kam. Dem Sohne Egon Alexander, österreichischem Linienschiffsfähnrich, wurde durch kaiserliche Entschließung am 9. April 1902 für ihn

und seine Kinder die Vereinigung des Namens und des Wappens der gräflichen Familie Kaunitz mit dem eigenen Familiennamen und Familienwappen Hohenlohe-Schillingsfürst bewilligt. Dafür war eine Taxe von 15120 Kronen zu bezahlen. Schließlich wurde der Mutter Prinzessin Marie zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst geb. Kaunitz durch kaiserliche Entschließung vom 25. August 1904 „nach dem Tode ihres Gatten bewilligt, daß sich alle ihre Kinder „Prinzen zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst-Kaunitz“ nennen und schreiben dürfen“⁹³.

Marie starb am 18. Januar 1918 auf Neuschloß. Diese Linie ist mit allen Kindern ausgestorben. Die Tochter Vera zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst-Kaunitz zum Beispiel, geb. in Görz am 23. Mai 1882, heiratete am 7. Juni 1903 den Grafen Rudolf Czernin, in zweiter Ehe am 11. November 1929 den Grafen Karl Johann von Schönborn, und starb am 1. Dezember 1940 in Prag. Marie hatte eine Schwester gehabt, die den Grafen Andrassy in Budapest geheiratet hatte. Deren Tochter Andrassy-Kaunitz heiratete in die Familie Liechtenstein, so daß das Besitztum Neuschloß in Nordböhmen am Ende an die Familie Liechtenstein gelangte. 1945 wurde selbstverständlich auch das alles enteignet⁹⁴.

Hohenlohe-Öhringen

Auch Mitglieder des Hauses Hohenlohe-Öhringen haben sich in Österreich niedergelassen. Der am 19. Januar 1861 in Mainz geborene Prinz Kraft (Victor Hugo Kraft Friedrich Wilhelm Moritz) zu Hohenlohe-Öhringen, Neffe des Hugo, 4. Fürst zu Hohenlohe-Öhringen und Vetter des Hans Heinrich Georg, 6. Fürst zu Hohenlohe-Öhringen, wurde Kadett und Offizier im österreichischen Heer und machte als österreichischer Major den Ersten Weltkrieg mit, behielt aber die deutsche Staatsangehörigkeit. Er war ein leidenschaftlicher Jäger und kaufte sich deshalb in der Gegend von Enns in Oberösterreich eine Jagd und ein großes Landgut, vier Kilometer von Enns entfernt. Er lebte nach dem Ersten Weltkrieg ständig in Enns, wo er am 11. September 1939 verstarb.

Sein Bruder Prinz Ferdinand Alexander (* in Lindau 20. Dezember 1867) hatte im Jahre 1895 auf den Namen und die Rechte eines Prinzen zu Hohenlohe-Öhringen verzichtet und durch Württembergische Verleihung (Diplom vom 31. Juli 1895) den Namen Freiherr von Gabelstein erhalten. Er heiratete am 16. Juli 1895 in Wiesbaden die Augusta Maria Elsa de Ondarza (* Hamburg 19. Juli 1870 als Tochter eines Schiffsreeders). Sein Sohn war Kraft Alexander Freiherr von Gabelstein (* in Zippendorf, Mecklenburg, am 9. März 1896), der von dem oben erwähnten kinderlosen Onkel Kraft zu Hohenlohe-Öhringen in Enns in Oberösterreich durch Kindesannahmevertrag vom 30. August 1930, bestätigt durch Beschluß des Amtsgerichts Enns am 17. Oktober 1930, adoptiert wurde und damit das Recht erhielt, selbst und mit seinen Nachkommen den Namen Prinz zu Hohenlohe-Öhringen, Freiherr von Gabelstein zu führen⁹⁵. Der adoptierte Kraft Alexander übernahm den Besitz seines Adoptivvaters

nach dessen Tode 1939 und lebt heute in Enns in einer Villa mit schönem Park, verwaltet aber selbst noch das außerhalb der Stadt liegende Landgut. Er ist Ehrenbürger der Stadt Enns. Von seinen drei Kindern (ein Sohn, zwei Töchter) ist der am 4. Juli 1925 in Neuhaus in Württemberg geborene Kraft zu Hohenlohe-Öhringen Professor der Organischen Chemie an der Universität Innsbruck⁹⁶.

Ebenfalls in Österreich ansässig ist die Fürstin Valerie zu Hohenlohe-Öhringen, geborene von Carstanjen (* in Godesberg 3. April 1908), zweite Ehefrau des verstorbenen August 7. Fürst zu Hohenlohe-Öhringen und Mutter des heutigen Fürsten Kraft zu Hohenlohe-Öhringen (* in Breslau 11. Januar 1933). Sie lebt in Salzburg.

Abschließend sei nur notizweise noch erwähnt, daß Prinzessin Maria Theresia zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, geb. in Wien am 26. Januar 1779, Schwester des Fürsten Karl Albrecht III. zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst und Tante von Reichskanzler Chlodwig und Obersthofmeister Konstantin, am 15. Oktober 1800 den österreichischen Grafen Moritz Fries (1777–1827) aus Vöslau bei Wien heiratete und am 25. August 1819 in Vöslau verstarb. Bei ihrem Sohn Moritz von Fries starb in Vöslau am 14. November 1849 auch ihr Bruder, der oben ausführlich beschriebene Leopold Alexander zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Großpropst von Großwardein und Bischof von Sardica, der hier zuletzt bei seinem Neffen in schwerer Krankheit die letzte Zuflucht gesucht hatte. Wie schon berichtet, wurde auch ihre Mutter in der Familiengruft der Fries beigesetzt, die zuletzt bei ihrem Sohne Bischof Alexander in Ungarn verweilt hatte.

Aus der Linie Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Haus Ratibor und Corvey (Stammvater Viktor, Bruder des Reichskanzlers Chlodwig), heiratete Viktors dritter Sohn Egon Moritz (*4. Januar 1853 in Rauden, Oberschlesien) am 16. November 1885 auf Schloß Raudnitz in Böhmen (südlich von Leitmeritz) die Leopoldine Prinzessin von Lobkowitz (*9. März 1867 in Kosten, †7. März 1936 in Jauer/Schlesien). Deshalb nannte dieses Paar auch seinen dritten Sohn Ernst Paul *Zdenko* (* in Ratibor 5. August 1891), weil der Vorname Zdenko einer der gebräuchlichsten Hausnamen der böhmischen Herren von Lobkowitz war. Egon starb am 10. Februar 1896 in Gotha. Seine Tochter Marie-Amelie (*26. Juni 1888 Karlsruhe, †6. Dezember 1956 in Schillingsfürst) heiratete am 2. August 1914 den österreichischen Grafen Rudolf Aloys von Hoyos (1873–1945), der beim Tode Kaiser Franz Josephs I. 1916 als Flügeladjutant im Range eines Obersten im Sterbezimmer des Kaisers mit anwesend war⁹⁷. Sein Onkel, der Junggeselle Joseph Graf Hoyos (*9. November 1839, †22. Mai 1899 auf Schloß Gutenstein im südlichen Voralpenland) war Jagdfreund und engster Vertrauter von Kronprinz Rudolf, mit dem er den letzten Abend vor dessen Selbstmord im Jagdschloß Mayerling verbrachte und den er am Morgen des 30. Januar 1889 zusammen mit dem Kammerdiener als erster tot vorfand. Die Familie der Grafen Hoyos stammte aus Spanien, war jedoch seit Jahrhunderten in Österreich ansässig und verfügte über ausgedehnten Grundbesitz⁹⁸.

Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst

Karl Albrecht II. 1742-1796
Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg
öst. General

Karl Albrecht III.
1776-1843
öst. Generalmajor

Franz Joseph zu Hohenlohe-
Schillingsfürst 1787-1841
* 1815 Constanze z. Hoh.-Lbg.

Friedrich Karl
1814-1884
russ. General-
leutnant
Forscher der
Spragistik

Egon
1819-1865

Viktor
1818-1893
Herzog v.
Ratibor
v. Corvey

Gustav
Adolf
1823-1896
Kardinal
(Abb. 15)

Konstantin
1828-1896
öst.
Oberst-
hofmeister
(Abb. 11)

Friedrich Karl
1846-1924

Chlodwig
1848-1929

Egon Karl
1853-1896
k.k. Kämme-
ret. * 1877
Maria Gräfin
Kaunitz

Marie
1855-1934
* 1875
Alexander
v. Thurn und
Taxis (Duino)

Philipp
1864-1942
(Pater
Konstan-
tin)

Gottfried
1867-1932
öst.
Botschafter

Konrad
1863-1918
öst. Min.
Präs.

Friedrich Karl
1908

Franz
1879-1958

Alfred
1889-1948

Hohenlohe-Langenburg

Ludwig 1696-1765

1. Fürst zu Hohenlohe-Langenburg

(14 Kinder)

Christian 1726-1759

Karl 1762-1825

Friedrich Ernst 1750-1794

Gustav 1777-1866
öst. Feldzeugmeister (Abb. 1)
(8 Kinder)

Constanze
1792-1847

*1815 Franz Jos.
Fürst zu Hohenlohe-
Schillingfürst

Ernst 1794-1860

Hermann 1832-1913
Statthalter
Elsaß-Lothringen

Ernst 1863-1950

Gottfried
1897-1960

Kraft 1935

Konstantin
1893-1973
(Abb. 8)

Ludwig 1823-1866 (Abb. 2)
öst. Oberst. Gef.
Königgrätz

Gottfried
1860-1933
(Abb. 4 + 5)
(6 Kinder)

Max
1861-1935

Max
1901-1943 (KZ)

Ada
1864-1937
*1885
Karl Graf Chotek

Karl Graf Chotek
1887-1970

Max Egon
1897-1968
(Abb. 9)

Alfonso
1924

Bildnachweis

Abb. 1, 2, 8, 9

Prinz Konstantin zu Hohenlohe Langenburg †

Abb. 3, 7

Verfasser

Abb. 5

Isabella zu Windisch-Graetz, Weikersheim

Abb. 4, 6, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 20

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien

Abb. 19

Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg

Anmerkungen

- ¹ Kneschke: Deutsches Adels-Lexicon. Bd. IV. Leipzig 1863, S. 433 ff. – Adolf Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe. Erster Teil. Stuttgart 1866. – Gerhard Taddey: Lexikon der Deutschen Geschichte. Stuttgart 1977. S. 548. Kursorisch benutzt.
- ² Hubert Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst und Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg: Hohenlohe. Bilder aus der Geschichte von Haus und Land. Mainfränkische Hefte 44/1965. Würzburg 1965. S. 17 – Karl Weller: Geschichte des Hauses Hohenlohe. II. Teil. Vom Untergang der Hohenstaufen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. Stuttgart 1908. S. 131. – W. Hammer, Beiträge zur Genealogie des Fürstenhauses Hohenlohe. Öhringen 1843. S. 51.
- ³ W. Hammer, Beiträge. S. 22
- ⁴ Allg. Verwaltungsarchiv, Wien. Archivalie Nr. 13219.
- ⁵ Allg. Verwaltungsarchiv, Wien, Archivalien.
- ⁶ Adolf Fischer, II/2. S. 136 ff.
- ⁷ Adolf Fischer, II/2. S. 147, 160.
- ⁸ Taddey: Lexikon S. 549 – Allg. Deutsche Biographie. Bd. 12. Leipzig 1880. S. 686 ff., 693 ff. mit Literaturangaben. – Bosl-Franz-Hofmann: Biographisches Wörterbuch, 1. Bd. S. 1211.
- ⁹ Allg. Verwaltungsarchiv, Wien. Archivalie Nr. 13219.
- ¹⁰ Adolf Fischer, II. S. 188 ff.
- ¹¹ Golo Mann: Wallenstein. Frankfurt 1971. S. 163.
- ¹² Gindely: Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. 2, 120.
- ¹³ Hellmut Diwald: Wallenstein. München 1969. S. 129. 132.
- ¹⁴ Hohenlohe-Schillingsfürst und Hohenlohe-Waldenburg: Hohenlohe, S. 27.
- ¹⁵ Adolf Fischer, II/1. S. 199.
- ¹⁶ Adolf Fischer, II. S. 196.
- ¹⁷ Wibel: Hohenlohe'sche Kirchen- und Reformationsgeschichte. – Adolf Fischer, II. 188 ff. – Gindely: Geschichte des böhmischen Aufstands, 3 Bände. – Julius Krebs: Graf Georg Friedrich Hohenlohe und die Schlacht am Weißen Berge. In „Forschungen zur deutschen Geschichte“, Bd. XIX. S. 477 ff. – Allg. deutsche Biographie. Bd. 12, Leipzig 1880. S. 686–690.
- ¹⁸ Taddey: Lexikon, S. 548 – C. von Wurzbach: Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich. 9. Teil. Wien 1863. S. 201.
- ¹⁹ „Lebensbeschreibung des Prinzen Gustav zu Hohenlohe-Langenburg“. Manuskript angeblich von Karl Blankenstein. – Mitteilung des tschechischen katholischen Pfarrers Emanuel Marek von Battelau vom 22. März 1972.
- ²⁰ T. Th. Schäfer: Nordböhmen. 8. Auflage. Dresden 1912.
- ²¹ Rudolf Hemmerle: Görkau und die ehemalige Herrschaft Rothenhaus. Wochenzeitung „Volksbote“, München. 11. Juli 1969 – Über Entstehung und Geschichte von Burg und Schloß Rothenhaus ausführlich: Viktor Karell: Das böhmische Erzgebirge. Bd. 1. Frankfurt 1968. S. 87 ff.
- ²² Erzählungen des Prinzen Konstantin an den Verfasser am 18. Mai 1970. Auf Tonband aufgenommen.
- ²³ Blankenstein: Lebensbeschreibung von Prinz Gustav. S. 10.
- ²⁴ Neue österreichische Biographie ab 1815. Bd. IV. Wien 1927.
- ²⁵ Roland Krug von Nidda: 1866. Königgrätz. Wien – München – Zürich 1970. S. 329.
- ²⁶ Gordon Brook-Shepherd: Um Krone und Reich. Wien 1968. S. 31 – Emilio Vasari: Zita, Kaiserin und Königin. München 1976. S. 23.

- 27 Tonbandaufzeichnung der Gespräche mit Isabella zu Windisch-Graetz, Weikersheim 1974.
- 28 Alfons Fürst Clary-Aldringen: Geschichten eines alten Österreichers. München 1977.
- 29 Albert Karl Simon: Zum Tode von Prinz Max Egon zu Hohenlohe. Wochenzeitung „Volkszeitung“ München. 4. September 1968.
- 30 Korrespondenz und andere Unterlagen über die Vorgänge 1938 in der Nebenstelle Tetschen des tschechoslowakischen Staatsarchivs Leitmeritz.
- 31 Bericht Hohenlohes an Botschafter Hewel, September 1939. – Heinz Höhne: Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS. Neuauflage München 1976. S. 480.
- 32 Mündliche Mitteilung von Professor Höhn, Februar 1967. Höhne, S. 480.
- 33 Bericht Max Egons zu Hohenlohe-Langenburg. Nach Höhne im Hohenlohe-Archiv.
- 34 Schriftliche Mitteilung Max Egons vom Jahre 1967. Höhne, S. 481.
- 35 Brachelmanns: Die SS und die geplante Entführung Hitlers. S. 2, 3. – Höhne, S. 481, 484, 488, 480. –
- 36 Roman Freiherr von Procházka: Genealogisches Handbuch erloschener böhmischer Herrenstandsfamilien. Neustadt an der Aisch 1973.
- 37 Wilhelm Kraus: Die Hofarchive. Bd. V des Inventars des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, Wien 1937.
- 38 Marie Thurn und Taxis-Hohenlohe: Jugenderinnerungen 1855–75. 1936. S. 153.
- 39 Hermann Rust: Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst und seine Brüder. Düsseldorf 1897. S. 913.
- 40 Österreichisches biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. 1957. S. 393.
- 41 Neue Freie Presse, Wien, vom 14. Februar 1896. – Reichspost, Wien, vom 15. Februar 1896 – Biographisches Jahrbuch, Wien 1896. – H. Rust Reichskanzler, S. 919 ff.
- 42 F. Hantschel: Weiland Kronprinz Rudolf. Leipa 1889. – Fritz Judtmann: Mayerling ohne Mythos. Wien 1968. S. 143, 202. –
- 43 Neue Freie Presse, Wien, 14. Februar 1896. Reichspost, Wien, 15. Februar 1896.
- 44 Anton Bettelheim: Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Wien 1927. Bd. IV der Neuen österreichischen Biographie ab 1815. S. 58 ff. – Hermann Rust, Reichskanzler Chlodwig und seine Brüder.
- 45 Marie Thurn und Taxis-Hohenlohe: Jugenderinnerungen, S. 185 ff.
- 46 Marie Thurn und Taxis-Hohenlohe, S. 152.
- 47 A.T. Leitch: Verklungenes Wien. Wien 1942. S. 90. – M. von Thurn und Taxis-Hohenlohe: Jugenderinnerungen 1855–1875. Wien 1936, S. 150–155.
- 48 Anton Bettelheim, Marie Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Neue öst. Biographie Bd. IV, Wien 1927, S. 58 ff.
- 49 F. Huter: Historische Stätten Österreichs. Bd. 2. S. 150. – Nachrichtenblatt des Hauses Hohenlohe, 1977/2. Nr. 19. Öhringen Dezember 1977.
- 50 Merian 1/31. Januar 1978. S. 109
- 51 Hermann Rust, S. 83 f.
- 52 Allg. Verwaltungsarchiv, Wien. Org. I. Dep. IV. A 2: Staatsbürgerschaft Deutschland-Hohenlohe-Schillingsfürst.
- 53 Hermann Rust, S. 841. – Bosl-Franz-Hofmann: Biographisches Wörterbuch. S. 1219.
- 54 „Hohenlohe“, Würzburg 1965.
- 55 Marie Thurn und Taxis-Hohenlohe, Jugenderinnerungen. S. 90.
- 56 Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Auflage. 5. Bd. Freiburg 1960. S. 430 f. – Schmidlin: Papstgeschichte der neuesten Zeit. II. Bd.. Stichwort Hohenlohe. Regensburg 1934. – Ein Bild des Kardinals ist als Tafel 35 bei Hubert Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst und Friedrich Karl Erbprinz zu Hohenlohe-Waldenburg „Hohenlohe“ gebracht. – J. Friedrich: Geschichte des Vatikanischen Konzils, Nördlingen 1871. Friedrich war offizieller Konzilstheologe des Kardinals Hohenlohe. – Hermann Rust, S. 897 ff.
- 57 Bosl-Franz-Hofmann, S. 1219.
- 58 Brook-Shepherd, S. 142.
- 59 Brook-Shepherd, S. 242.
- 60 Otokar Graf Czernin, geb. auf Schloß Dimokur in Böhmen 26. September 1872, studierte in Prag Rechtswissenschaften und wurde Diplomat. 1905 Geschäftsträger des Thronfolgers Franz Ferdinand, der die Absicht hatte, ihn nach seinem Thronantritt zum Leiter seiner Regierung zu machen. Nach dem Regierungsantritt Kaiser Karls 1916 gewann er auch dessen Vertrauen und wurde am 22. Dezember 1916 zum Außenminister ernannt. Er belebte tatsächlich die Friedensgespräche, gegen den Widerstand Deutschlands, und bekannte sich in einer öffentlichen Rede am 2. Oktober 1917 zum Gedanken eines Völkerbundes. Er wurde in Österreich oft als „Friedensminister“ gefeiert. Als Clemenceau einen Brief Kaiser Karls an Prinz Sixtus veröffentlichte, weigerte er sich die Verantwortung dafür zu übernehmen. Er zog sich ganz zurück und gründete

- nach dem Zusammenbruch 1918 einen „Bürgerverein“ für den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Nachfolgestaaten. Später schloß er sich der Heimwehrbewegung an. In den letzten Jahren seines Lebens stand er unter dem Beschuß von Polemiken über seine Politik 1918. Czernin, der mit Marie Gräfin Kinsky seit 1. Juli 1897 verheiratet war, starb am 4. April 1932. – Hans Friedl in „Neue österreichische Biographie ab 1815“, Bd. 17. Wien 1968, S. 106 ff.
- ⁶¹ Reinhold Lorenz: Kaiser Karl und der Untergang der Donaumonarchie. Wien 1959. S. 457.
- ⁶² Brook-Shepherd, S. 142.
- ⁶³ Öst. Biogr. Lexikon. Bd. 2, 1957, S. 393.
- ⁶⁴ Brook-Shepherd, S. 211, 242.
- ⁶⁵ Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2, 1957. S. 392 f. – Neue Freie Presse, Wien 23. Dezember 1918. – A. Polzer-Hoditz: Kaiser Karl. 1929. – Bild Konrads in Tafel 36 des Büchleins „Hohenlohe“, Würzburg 1965.
- ⁶⁶ Kürschner: Gelehrtenkalender 1940/41. – Öst. Biogr. Lexikon, Bd. 2/1957. S. 394.
- ⁶⁷ Brook-Shepherd, S. 187.
- ⁶⁸ Prinzessin Maria Dorothea, in Hofkreisen genannt „Do Hohenlohe“, war als Mädchen unter den Gespielinnen der kaiserlichen Kinder bei Kaiserin Elisabeth sehr beliebt. – E.C. Conte Corti: Elisabeth. Wien 1934. S. 327.
- ⁶⁹ Kaysers vollständiges Bücherlexikon. Leipzig 1835, Bd. III, S. 173, Bd. VI, S. 446, Bd. IX, S. 435. Bd. XI, S. 476.
- ⁷⁰ C.G. Scharold: Lebensgeschichte Alexanders Fürst von Hohenlohe bis ins Jahr 1822. – G.M. Pachtler: Biographische Notizen über den Prinzen Alexander zu Hohenlohe. 1850. – Sebastian Brunner: Aus dem Nachlasse des Fürsten Alexander von Hohenlohe. 1851. – C. von Wurzbach: Biographisches Lexikon, IX. Wien 1863. S. 197. Dort auch eine vollständige Aufzählung seiner Werke. – Allg. Deutsche Biographie. Bd. 12, S. 683 f. Leipzig 1880. – Öst. Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2, 1957, S. 395.
- ⁷¹ Öst. Biogr. Lexikon 1815–1950. Bd. 2, 1957, S. 395.
- ⁷² Adolf Fischer, II/2, 1871. S. 282–362. – Der Militär-Maria Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857. Bd. II. – Öst. Biogr. Lexikon 1815–1950. Bd. 2/1957, S. 392.
- ⁷³ Wurzbach, 9. Teil. Wien 1863. S. 196 f. – Der Militär-Maria Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857. I. Bd., S. 354.
- ⁷⁴ Adolf Fischer, II/2 1871. S. 249–282.
- ⁷⁵ Joseph Albrecht: Archiv für Hohenlohische Geschichte. 2. Bd. Öhringen 1870. S. 291–315, mit Wiedergabe von 24 Briefen von Kaiser Josef.
- ⁷⁶ Bosl-Franz-Hofmann.
- ⁷⁷ Das Bild ist wiedergegeben als Tafel 6 bei Hubert zu Hohenlohe-Schillingsfürst und Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg „Hohenlohe“, Würzburg 1965.
- ⁷⁸ Adolf Fischer a.a.O. – Allg. Deutsche Biographie Bd. 12. Leipzig 1880. S. 684 f. – Kestner: Tathen und Charakterzüge berühmter österreichischer Feldherrn. Wien 1807.
- ⁷⁹ Roman Freiherr von Procházka: Genealogisches Handbuch erloschener böhmischer Standesherrenfamilien. Neustadt/Aisch 1973. – „Hohenlohe“ in Mainfränkische Hefte 44/1965. Würzburg. – Adolf Fischer II/2, S. 116 ff.
- ⁸⁰ Wurzbach: Biogr. Lexikon. 9. Teil. Wien 1863. S. 193 f. mit Literaturangaben.
- ⁸¹ Wiedergabe als Tafel 28 in „Hohenlohe“, Mainfränkische Hefte Würzburg 44/1965.
- ⁸² Taddey, Lexikon. S. 1200.
- ⁸³ Maria von Thurn und Taxis-Hohenlohe: Jugenderinnerungen 1855–1875. Wien 1936. S. 142.
- ⁸⁴ Rilke/Marie von Thurn und Taxis, Briefwechsel 1951 – „Rainer Maria Rilke“. Katalog zur Ausstellung zum 100. Geburtstag des Dichters. Marbach/Neckar 1975. Stichwort Marie Thurn und Taxis mit vielen Zitaten.
- ⁸⁵ Brief aus Duino an Lou Andreas-Salomé vom 28. Dezember 1911. Briefwechsel, S. 249. – Über Rilkes Aufenthalt auf Schloß Lautschin 1890 bei den Eheleuten Thurn und Taxis und über die Entstehung und Entwicklung des österreichisch-böhmischen Zweiges der Familie Thurn und Taxis vgl. Fritz Berger: Ein Demokrat im Fürstenrang, in „Volksbote“ München 24. Februar 1978. S. 9.
- ⁸⁶ Hubert zu Hohenlohe-Schillingsfürst und Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg: Hohenlohe. Mainfränkische Hefte 44/1965, S. 43. – Katalog zur Rilkeausstellung 1975, Marbach, S. 154.
- ⁸⁷ Lexikon der Frau. Stichwort Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe. – Bild der Marie als Tafel 36 in „Hohenlohe“, Mainfränkische Hefte 44/1965. – Zeitung „Corona“ Jahrgang 5, 1934. Heft 1.
- ⁸⁸ Zeitung „Corona“ Jahrgang 5 1934, Heft 1. Rilke Katalog 1975, Marbach, S. 164 f.
- ⁸⁹ Inselverlag Leipzig, 1911.
- ⁹⁰ Alexander Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst: Vergebliche Warnungen. München,

Musarionverlag 1919, in der Sammlung „Die soziale Revolution. Politische Bibliothek“.

⁹¹ René Schickele: Die Grenze. 1932. S. 69 f. – Rilke-Katalog 1975. Marbach, S. 291 f.

⁹² F. Hantschel: Weiland Kronprinz Rudolf. Leipa 1889.

⁹³ Allg. Verwaltungsarchiv, Wien. Archivalien. – Roman Freiherr von Procházka: Genealogisches Handbuch erloschener böhmischer Standesherrenfamilien. Neustadt/Aisch 1973.

⁹⁴ Allg. Verwaltungsarchiv, Wien. Archivalien.

⁹⁵ Gotha, Fürstliche Häuser, Bd. 1, 1951. S. 237.

⁹⁶ Persönliche Auskunft von Prinz Kraft zu Hohenlohe-Öhringen, Enns, am 7. Februar 1978.

⁹⁷ E.C. Conte Corti/Hans Sokol: Der alte Kaiser Franz Joseph I. Graz 1955. S. 468.

⁹⁸ Fritz Judtmann: Mayerling ohne Mythos. Wien 1968. S. 35.

Mittelalterforschung im Nachkriegspolen (mit besonderer Berücksichtigung der Stadtgeschichte)

Von Tadeusz Rostanowski

Vorbemerkung

Im Rahmen der zahlreichen Veranstaltungen, die während der von der Stadt Schwäbisch Hall durchgeführten „Begegnung mit Polen“ vom 25. Oktober bis 4. Dezember 1977 – einem wahrhaft nachahmenswerten Ereignis! – angeboten wurden, sind viele Seiten des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens im heutigen Polen vorgeführt worden. Den Veranstaltern ist ganz besonders zu danken, daß dabei auch ein Beitrag zur Lage der Geschichtswissenschaft in unserem östlichen Nachbarland geleistet werden konnte. Die im folgenden gedruckten Ausführungen des Vortragenden fanden am Abend des 18. November 1977 ein überraschend großes Echo, was sich schon in der starken Besucherzahl, die diejenige an der Universität Tübingen übertraf, dann aber auch in der lebhaften Diskussion nach dem Vortrag äußerte.

Dem Historischen Verein für Württembergisch Franken kann der Dank der Geschichtswissenschaft sicher sein, wenn er das Referat von Tadeusz Rostanowski nunmehr in sein Jahrbuch aufgenommen hat; denn zweifellos bringt dieser Haller Vortrag unseres polnischen Kollegen einen sehr instruktiven und lesenswerten Überblick über die heutige polnische Mittelalterforschung, wobei nicht nur wegen der speziellen Interessen des Verfassers, sondern auch wegen der tatsächlichen Forschungslage in Polen die Stadtgeschichtsforschung einen beachtlichen Platz einnimmt. „Württembergisch Franken“ setzt damit eine nun schon seit langem bewährte Tradition in glücklicher Weise fort. Es kann ja nicht einziger Sinn einer regionalgeschichtlichen Zeitschrift und eines naturgemäß regional gebundenen historischen Vereins sein, nun nur, gleichsam mit Scheuklappen, ausschließlich die Vergangenheit des mehr oder minder engen historischen Raums einer Landschaft oder gar einer Stadt zu betrachten, sondern es ist nötig, Anregungen und Methoden aus der gesamten landesgeschichtlichen Forschung in die eigenen Arbeiten einzubeziehen, was natürlich nicht bedeutet, daß dann gleich auch fertige Ergebnisse von anderwärts übernommen werden dürfen. Wenn man die letzten Bände von „Württembergisch Franken“ durchsieht, so wird man erkennen, daß der Historische Verein für Württembergisch Franken diese Aufgabe stets gesehen und sich ihr mit großem Geschick gestellt hat. Dieser Aufgeschlossenheit ist es dann auch zu verdanken, daß gerade diese Zeitschrift außerhalb des eigenen Verbreitungsraums auf so große Resonanz stößt.

Die folgenden Ausführungen zeigen Entwicklungslinien der Mittelalterforschung im Nachkriegspolen auf und gehen den einzelnen Phasen der polnischen Forschungsgeschichte nach. Eine Fülle von Namen tritt hier vor unser Auge, mit denen diese Bemühungen um die Erhellung der eigenen Vergangenheit, aber auch der Vergangenheit anderer europäischer Länder verknüpft sind. Sehr rege ist im Rahmen dieser Forschungen über das Mittelalter nicht zuletzt die Stadtgeschichtsforschung, und es ist nur zu bedauern, daß die leidige Sprachbarriere dazu führt, daß über den Kreis der sogenannten Osthistoriker hinaus diese Arbeiten bei uns weithin unbekannt bleiben. Natürlich sind die Ergebnisse von Untersuchungen über die Geschichte polnischer Städte oder auch von „Städten nach deutschem Recht“ für Arbeiten etwa im deutschen Südwesten nicht unmittelbar heranzuziehen, aber es lassen sich aus solchen Arbeiten fremder Landschaften durchaus sehr wertvolle methodische Anregungen und Fragestellungen für die eigene Arbeit gewinnen. Diese Erfahrung läßt sich beim Studium

der polnischen stadtgeschichtlichen Literatur in reichem Maße machen.

Natürlich ist es schwer, auf knappem Raum nun Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen der deutschen und der polnischen Forschung im einzelnen herausarbeiten zu wollen. Wenn man den Vergleich ernsthaft sucht, wird man auf vielen Teilgebieten schließlich zwar Unterschiede feststellen, dann aber doch zugeben müssen, daß es eigentlich sich mehr um Nuancen bzw. um Vorder- und Rückseite ein und derselben Medaille oder auch um gewisse Akzentverschiebungen, die aber nicht eine grundsätzliche Divergenz bewirken, handelt. Am ehesten dürfte wohl noch der große Anteil auffallen, den die Archäologie in der polnischen Stadtgeschichtsforschung spielt, während in der Bundesrepublik mittelalterliche Stadtarchäologie wahrhaftig kein bevorzugtes Feld der Wissenschaft ist. Dabei befaßt sich die polnische einschlägige Forschung zwar sehr stark mit den frühen stadtartigen Siedlungen, die ohnehin oft nur archäologisch wirklich faßbar werden, aber auch mit der weiteren Entwicklung. Die Möglichkeiten des Wiederaufbaus der polnischen Städte wurden hier auch wissenschaftlich tatkräftig genutzt, während bei uns bekanntlich sehr viele, wohl die meisten Chancen vertan worden sind. Darüberhinaus aber zeigt z.B. eine umfassende Veröffentlichung über Krakau (Kazimierz Radwański, Kraków przedlokacyjny. Rozwój przestrzenny, Kraków 1975), daß auch in Städten mit dichter Bebauung und ohne Kriegszerstörungen eine planmäßige archäologische Forschung heute zu beachtlichen Resultaten kommen kann.

Der Verfasser dieses Überblicks, Tadeusz Rosłanowski, entstammt jener Generation polnischer Wissenschaftler, die nach dem Kriege studierte und wissenschaftlich zu arbeiten begann. Geboren 1933 in Warschau, studierte er 1951 bis 1955 an der Universität Warschau, wo er bei Professor Aleksander Gieysztor das Magisterium erlangte. Danach wissenschaftlicher Assistent am Institut für Geschichte der materiellen Kultur bei der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau, setzte er 1959–1962 seine Studien an der VI. Sektion der École Pratique des Hautes Études in Paris fort, die er mit der Promotion an der Sorbonne und schließlich im folgenden Jahr mit einer weiteren Promotion an der Universität Warschau abschloß. Seit 1963 ist Rosłanowski wieder am Institut für Geschichte der materiellen Kultur tätig, seit 1971 als Dozent, seit 1973 als wissenschaftlicher Sekretär und seit 1975 als stellvertretender Direktor. Zahlreiche Forschungs- und Vertragsreisen führten ihn nicht nur in östliche Länder, sondern auch in die Bundesrepublik, erneut nach Frankreich, nach Italien, Spanien, Belgien und Österreich. Außer seinen Funktionen in den Organisationen der Stadtgeschichte seines Heimatlandes vertritt er zusammen mit seinem Lehrer Gieysztor Polen in der internationalen Kommission für Städtegeschichte und war als Vertragsdozent für mitteleuropäische Stadtgeschichte des Mittelalters an der Universität Thorn tätig.

Das wissenschaftliche Werk von Tadeusz Rosłanowski ist umfangreich. Es umfaßt vor allem Studien zur Stadtgeschichte, ganz besonders aber auch zur Geschichte der städtischen Führungsschichten in den Rheinlanden und zur Soziotopographie einer Reihe westdeutscher Städte. Weitere Arbeiten, auf die man gespannt sein darf, befinden sich im Druck, und außerdem sind in den nächsten Jahren zwei größere Veröffentlichungen, nämlich über die Kultur der westgermanischen und deutschen Stämme im frühen Mittelalter und vergleichende Studien über mittelwest- und mitteleuropäische Stadtgründungen des Früh- und Hochmittelalters, zu erwarten.

War Tadeusz Rosłanowski der deutschen Forschung bereits seit langem bekannt – bezüglich seiner weiteren Arbeiten zur polnischen Geschichte müssen wir uns hier natürlich mit einem Hinweis begnügen –, so trat er in den 70er Jahren zunehmend in engen Kontakt mit der Stadtforschung im deutschen Südwesten. Schon 1970 hielt er, abgesehen von einem Vortrag in Tübingen über die Herkunft, den Besitz und die Standeszugehörigkeit der Familie der Deutschordenhochmeister von Jungingen, auf der Tagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung in

Freiburg, die dem Problem „Stadt und Ministerialität“ gewidmet war, ein Referat über die Ministerialität in den Städten am Mittelrhein und ihre Bedeutung für die Stadtwerdung und Stadtentwicklung und nahm auch an weiteren Tagungen dieses Arbeitskreises 1974 in Tübingen und 1975 in Kehl mit größeren Diskussionsbeiträgen teil. In Anerkennung seiner Bemühungen um die Zusammenarbeit mit der südwestdeutschen Stadtgeschichtsforschung, aber auch seiner wissenschaftlichen Arbeiten wurde Tadeusz Roslanowski 1976 zum ordentlichen Mitglied (Beiratsmitglied) des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung gewählt.

(Jürgen Sydow)



Als Thema meines Beitrags anlässlich der Wochen „Begegnung mit Polen“ in Schwäbisch Hall wählten wir gemeinsam mit den liebenswürdigen Initiatoren dieser Begegnung die Vorstellung der Haupttendenzen unserer Mittelalterforschung der Nachkriegszeit, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der Stadtgeschichte. Dies geschah jedoch nicht nur deshalb, weil ich selbst eben dieser Problematik unter dem Aspekt eines ausgedehnten Vergleichs meine eigenen Bemühungen widme. Es scheint darüber hinaus nämlich gewiß zu sein, daß die mediävistischen Forschungen in Polen nicht erst seit Jahrzehnten, sondern schon seit Jahrhunderten einen besonderen Platz einnehmen, und zwar nicht nur ausschließlich in der Geschichtswissenschaft, sondern auch im Nationalbewußtsein meiner Landsleute. In dieser Beziehung ähneln die Polen den Deutschen doch ziemlich, woraus ich die Überzeugung schöpfe, daß ich meine Leser – sogar vielleicht auch diejenigen, deren berufliches Interesse etwas weiter abseits von historischen Forschungen gelegen ist – mit solchen Ausführungen über ein Thema, das scheinbar so wesentlich von der Gegenwart entfernt ist, jedoch zum Verstehen dieser Gegenwart und ihrer verwickelten Ursachen dienen soll, nicht zu sehr langweile. Denn die Kenntnis der Geschichte eines Volkes erleichtert doch das Verständnis für dessen gegenwärtigen Stand und Bewußtsein. Dies wiederum bringt die Anknüpfung eines Meinungsaustausches und in dessen Folge die Vertiefung einer gegenseitigen Verständigung mit sich, die doch im Herzen unseres Erdteils, dessen Wirren in der Vergangenheit unser aller Geschicke so tragisch belasteten, ziemlich notwendig scheint.

Die Mittelalterforschung kann in Polen auf eine lange Tradition zurückblicken¹, die noch in die Aufklärungszeit reicht. Seither erfuhr sie, trotz des Verlustes der Unabhängigkeit unseres Staates während des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, eine bedeutende Entwicklung, die der Anwendung neuer Forschungsmethoden zu verdanken war, die durch die hervorragenden westeuropäischen, insbesondere aber deutschen Mediävisten erarbeitet und durch polnische Wissenschaftler rasch wahrgenommen und oft bereichert wurden. Unter ihnen nahm in der Zeit der Romantik Joachim Lelewel den ersten Platz ein, der verdienstvollerweise als Vater unserer modernen Historiographie bezeichnet wird. Ihre Entwicklung verdankte die polnische Mediävistik des 19. und 20.

Jahrhunderts auch der besonderen Rolle, die das durch die drei benachbarten Mächte geteilte Volk den historischen Forschungen beimaß, um in der Vergangenheit sowohl die Ursachen seiner Niederlage, als auch einen Hoffnungsschimmer zu suchen, und zwar „ zur Erquickung der Herzen“, wie dies in seinen historischen Romanen der auch im übrigen Europa gut bekannte Autor von „Quo vadis?“ und Nobelpreisträger Henryk Sienkiewicz seinerzeit schrieb. Diese besondere, auch außerhalb der Wissenschaft gelegene Rolle unserer Mittelalterforschung bzw. der Geschichtsschreibung überhaupt, die sie im Selbstbewußtsein meiner Landsleute einnahm, dauerte auch nach der Wiedererlangung der staatlichen Souveränität im Jahre 1918 an, als Polen nach Verlauf von kaum zwei Jahrzehnten, während des zweiten Weltkrieges und der Nazi-Besatzung, der schwersten Probe seiner Geschichte unterworfen wurde. Die uns durch den Krieg und die Okkupation zugefügten Verluste² verschonten selbstverständlich auch die wissenschaftlichen Kreise, darunter die Historiker, nicht. Beinahe ein Drittel der Professoren und anderer Berufsforscher erlitt damals den Tod, darunter auch einer der hervorragendsten polnischen und europäischen Mediävisten, Professor Marceł Handelsman³ von der Warschauer Universität, der Meister und Erzieher der Mehrzahl unserer zeitgenössischen Mediävisten, die heute schon zur älteren Generation gezählt werden. Die materiellen Verluste, die der Krieg und die Besatzung mit sich brachten, waren ebenso erschreckend: über zwei Drittel der Hochschulen und wissenschaftlichen Arbeitsstätten in Polen wurden zerstört und die Archivbestände wurden manchmal bis zu 95 Prozent ihres Vorkriegsstandes vernichtet; dies sind natürlich nur die extremsten Beispiele, aber sie sind keineswegs vereinzelt. Jedoch sogar in diesen schweren Zeiten wurden dank der Aufopferung der polnischen Wissenschaftler weder die im tiefen Untergrund geführten Mittelalterforschungen gänzlich unterbrochen noch erfuhr trotz der Besatzungsmacht die Ausbildung des jungen Mediävistennachwuchses eine völlige Pause⁴.

Darum war es auch möglich, daß beinahe sofort nach der Befreiung im Jahre 1945 ein Kreis der damals älteren Spezialisten ohne Zögern die wissenschaftliche Arbeit aufnehmen konnte, die nach einem Zeitraum zwangsmäßigen Schweigens nun durch Diskussionen sowohl gelehrten als auch vor allem methodologischen Charakters belebt wurde, was zur Umwertung vieler Forschungsprobleme und schließlich zu einem neuen Blick auf die Vergangenheit Polens im Mittelalter führte⁵. Zu diesem Seniorenkreis gehörten u.a. Kazimierz Tymieniecki, Henryk Łowmiański, Jan Dąbrowski, Zygmunt Wojciechowski, Jan Rutkowski und andere, denen eine damals schon ziemlich umfangreiche und eifrige Gruppe von Wissenschaftlern der mittleren und sogar jungen Generation zur Seite stand, die heute im In- und Ausland allgemein bekannt sind, wie der inzwischen verstorbene Tadeusz Manteuffel oder auch Marian Małowist, Aleksander Gieysztor (heute – neben seinem deutschen Kollegen – der I. Vizepräsident des Internationalen Komitees für Geschichtswissenschaften), dann Gerard Labuda, Witold Kula, Juliusz Bardach, und noch

viele andere. Durch ein vorteilhaftes Zusammentreffen von Umständen konnte die polnische Nachkriegsmédiävistik, im Gegensatz zu Forschungen verschiedener anderer Epochen, im wiedererstandenen Staate die Mehrzahl der den Kriegswirren entronnenen Spezialisten versammeln, obwohl einige unter ihnen, darunter so hervorragende Forscher wie Oskar Halecki, Leon Koczy, Henryk Paszkiewicz oder der Priestergelehrte J. Meysztowicz, aus politischen Gründen in der Emigration verblieben, wo sie übrigens weiterhin eine lebhaft, wenn auch im Vaterlande oft kritisch beurteilte Forschungstätigkeit betrieben.

Die Mittelalterforschung erfreute sich im Nachkriegspolen von allem Anfang an der Unterstützung der ganzen, stark nationalbewußten Bevölkerung und der neuen linken Regierung, die empfänglich sowohl für den patriotischen Aspekt als auch für die reinen Erkenntniswerte der Mediävistik waren. Dies führte in verhältnismäßig raschem Tempo zum Wiederaufbau und oft auch zu einem im Vergleich zur Vorkriegszeit bedeutenden Ausbau der Universitätslehrstühle und der wissenschaftlichen Institute, die gänzlich oder wenigstens zum Teil auf Mittelalterforschung spezialisiert waren⁶. So verfügen wir jetzt in etwa 10 Universitäten (nämlich in Warschau, Krakau, Posen, Thorn, Breslau, Danzig, Łódź, Białystok, Kattowitz und Lublin, wo sogar zwei Universitäten, eine staatliche und eine katholische, bestehen) über historische, teilweise auch über archäologische Institute, die in ihren Forschungs- und didaktischen Plänen der Mediävistik einen bedeutenden Platz einräumen, trotz des auch bei uns bemerkbaren Übergewichtes von moderner und Zeitgeschichte. Die Mittelalterforschung wird weiterhin, wenn auch ausschnittsweise und in spezialisierter Form, an über 10 ökonomischen, pädagogischen und sogar (im Bereich der Architektur und Urbanistik) an manchen technischen Hochschulen betrieben. Selbstverständlich berücksichtigen auch die Institute bzw. Lehrstühle für Rechts- und Kunstgeschichte, die beinahe an sämtlichen polnischen Universitäten bestehen, sowie einige hier tätige Lehrstühle für Kirchengeschichte (besonders in Lublin) in dem für sie spezifischen Bereich die Fragen des Mittelalters. Hierbei wird auch in den meisten der angeführten Fälle neben der die polnische Geschichte betreffenden Mediävistik in ausgedehntem Maße allgemeine Mittelalterforschung betrieben. Um diese Bilanz von Werkstatt und Kader um ein ebenso wie die Hochschulen wichtiges Glied zu ergänzen, das typisch für unsere Organisation der Forschung scheint, wollen wir hier noch zwei im Rahmen der Polnischen Akademie der Wissenschaften⁷ seit 25 Jahren bestehende Institute nennen, die einen bedeutenden Teil ihres planmäßigen Forschungsprogrammes der Mediävistik widmen; es sind dies: das Institut für Geschichte sowie das Institut für Geschichte der materiellen Kultur. In beiden Instituten sind in Warschau und in der Provinz mehrere Hunderte von Spezialisten beschäftigt, darunter viele Mediävisten und mittelalterliche Archäologen, die auch, obwohl weniger zahlreich, in vier anderen Instituten der Akademie arbeiten, und zwar in jeweils dafür spezifischen Aspekten: Geschichte der Philosophie und des Sozialgedankens, Kunstge-

schichte, Geschichte der Literatur, der Wissenschaften und des Bildungs- und Schulwesens.

Insgesamt sind dies also bedeutende Aktiva, die unserer Mediävistik einen ehrenvollen Platz unter anderen historischen Gesellschaftswissenschaften im Inland einräumen und deren Ausstrahlung sich auch im Ausland bemerkbar macht, obwohl hier die Sprachenbarriere und die immer noch nicht gänzlich beseitigten psychologischen Schranken (die aber nicht nur mit den ideologischen Unterschieden zu erklären sind) sich oft erschwerend auf einen Gedanken- oder zumindest einen Informationsaustausch auswirken. Eine Belebung in dieser Hinsicht können Veröffentlichungen über die polnische Mittelalterforschung nur teilweise bringen, die in den internationalen Kongreßsprachen erscheinen, vor allem in den fremdsprachigen Zeitschriften und Reihen, wie den „Acta Poloniae Historica“, den „Studia Historiae Oeconomicae“, bzw. der „Archaeologia Polona“. Andere unserer mediävistischen (und überhaupt historischen) Publikationen sind in der Regel mit einem fremdsprachigen Résumé versehen, das aber keine Möglichkeiten zu ausgedehnter Wiedergabe des vollen Textes bietet. Darum haben sämtliche Gelegenheiten zu einer direkten Vorstellung unserer Forschungsergebnisse und vor allem von deren Schlüsselproblemen und Methoden vor einem ausländischen Forum umso größere Bedeutung. Ohne deren Kenntnis bleibt die durch mich zu ziehende summarische Bilanz der Mittelalterforschung im Nachkriegspolen unvollständig. Wenden wir uns also diesen Hauptfragen näher zu!

Die ersten Nachkriegsjahre standen bei uns, wie erwähnt, unter dem Zeichen des Wiederaufbaus der zerstörten Forschungsstätten und der „Flüssigmachung“ des Kriegs- oder sogar noch Vorkriegs-Forschungsbestandes; obwohl die damaligen Arbeiten unter anormalen Bedingungen entstanden, erreichten sie dennoch ein beträchtliches wissenschaftliches Niveau. Ein grundlegender Wendepunkt in den polnischen Geschichtswissenschaften überhaupt, insbesondere jedoch in der damals den höchsten Rang einnehmenden Mittelalterforschung, zeichnete sich erst ungefähr seit 1950 ab. Dies war ein ziemlich komplizierter Durchbruch, ebenso kompliziert wie uns heute dessen Bewertung vom Gesichtspunkt der Entstehung einer „polnischen historischen Schule“ aus erscheint. Es handelte sich nämlich um das nähere Interesse, das man einerseits der ökonomischen und sozialen Geschichte des mittelalterlichen Polen zuzuwenden begann⁸, ebenso aber seiner materiellen Kultur und Zivilisation⁹, die man seither sowohl mit historischen als auch archäologischen Methoden erforschte. Diese Entfaltung der gesellschaftswirtschaftlichen Forschung, sowohl spontan, als auch durch ideologische Faktoren stimuliert, besaß einen nicht zu leugnenden Erkenntniswert, da dieses wichtige Untersuchungsgebiet sich vorher außerhalb der Hauptrichtung unserer Mediävistik befand, wenn es auch vor dem Kriege nicht an interessanten Arbeiten auf diesem Gebiet fehlte¹⁰, wie z.B. die von Franciszek Bujak, Stanisław Kutrzeba, Jan Rutkowski, Kazimierz Tymieniecki, Roman Grodecki oder

Jan Ptaśnik zeigen. Doch wies andererseits manchmal die Auffassung der sozial-ökonomischen Forschungen im Nachkriegspolen, insbesondere anfangs, auch einige Vereinfachungen auf, indem sie den wirtschaftlichen Ursachen eine ausschlaggebende oder sogar einzige Rolle im historischen Entwicklungsprozeß zuschreiben, was zu einem gewissen Automatismus führte. Dies verursachte wiederum ein Ersetzen der historischen Erforschung der Menschengeschichte im Rahmen einer Gesellschaft durch Untersuchung dieser Gesellschaft als Struktur für sich, oft mit Übergehung politischer, kultureller und geistiger Faktoren.

Wir möchten hier nebenbei bemerken, daß eine solche Darstellung gar nicht so unter dem Einfluß der ideologisch-politischen Umwandlungen erfolgte, die die Werkstatt des polnischen Historikers zu Beginn der 1950er Jahre berührten. Viel wesentlicher waren hier zwei andere Elemente: Einerseits zwang der relative Mangel an schriftlichen Quellen, insbesondere für das frühere Mittelalter Polens (d.h. praktisch bis Ende des 13. Jahrhunderts), zum eifrigen Suchen neuer Methoden, begünstigte jedoch gleichzeitig die Anwendung vereinfachender Modelle, die sich leicht zu leeren Formeln umgestalten konnten; andererseits wirkte hier zweifellos die Anziehungskraft dieser neuen Methoden und Modelle, die mit vollen Händen aus einem anfangs manchmal dogmatisch erfaßten und nicht voll verstandenen Marxismus schöpften. Im Endergebnis jedoch, wenn man aus einer längeren Zeitperspektive zurückblickt, kann man nicht in Abrede stellen, daß der in der Geschichtsschreibung Nachkriegspolens erfolgte Durchbruch viel mehr Positives als Negatives brachte, was, nota bene, durch das hohe wissenschaftliche Ethos beinahe unseres ganzen Mediävistenkreises, auch in den verwirrten 50er Jahren, möglich war. Insbesondere gelang es schon damals, einen neuen, durchaus modernen, das heißt auf einer allseitigen Erfassung der untersuchten Erscheinungen basierenden Forschungsfragebogen zu formulieren und auf dessen Grundlage ein ausgedehntes Programm zu beginnen, das in erster Linie der Untersuchung der Geburt des polnischen Staates gewidmet war¹¹. Dieses bereits am Ende der Kriegszeit konzipierte Programm, das mit bedeutender Unterstützung der neuen Staatsbehörden seit 1949 verwirklicht werden sollte, wurde zuerst etwas traditionell behandelt, und zwar als Hauptelement der Tausendjahrfeier („Millennium“) der Taufe Polens (die im Jahre 966 n. Chr. erfolgte). Es entwickelte sich jedoch rasch weiter im Maße der patriotischen Ambitionen der Polen, die eben erst aus der Dunkelheit der Nazi-Okkupation befreit wurden, und wandelte sich in ein komplexes Forschungsvorhaben um, in dem sich viele Geistes- und Gesellschaftswissenschaften im gemeinsamen Bestreben vereinten, die Gesamtheit der geschichtlichen Prozesse, die vor tausend Jahren den organisierten polnischen Staat ins Leben rief, zu erforschen. Außer auf die archäologischen Grabungen¹², die damals (besonders dank W. Hensel und Z. Rajewski) in bisher noch nie verwirklichtem Ausmaße aufgenommen wurden, teilweise infolge der massiven Kriegszerstörungen und des raschen Aufbaus der vernichteten Städte,

ist hier vor allem auf die großen synthetischen Werke zu verweisen, die dem Urbeginn Polens, das heißt der langen Zeitspanne vom Ausgang des Altertums bis zum Frühmittelalter, gewidmet waren. Obwohl deren Verfasser, wie besonders Kazimierz Tymieniecki (dem wir die hervorragende Arbeit unter dem Titel „Die polnischen Gebiete im Altertum“ verdanken¹³), sowie Henryk Łowmiański (der seit 1963 fünf Bände seines Opus vitae „Die Anfänge Polens“¹⁴ publizierte), Historiker waren, beriefen sie sich in weitem Rahmen auf die Ergebnisse anderer Gesellschaftswissenschaften, vor allem auf die mittelalterliche Archäologie und die vergleichende Sprachkunde. Bereits früher, im Jahre 1946, erschien eine bahnbrechende Monographie des damals noch ganz jungen Mediävisten Gerard Labuda unter dem Titel „Studien über die Anfänge des polnischen Staates“¹⁵, wo der Verfasser ein vielseitiges Forschungsprogramm für diese allerwichtigste Frage veröffentlichte. Es ist hierbei charakteristisch, daß dieses Millennium-Programm die historischen Probleme aus einer weiten chronologischen und territorialen (die ganze Slawenwelt umfassenden) Perspektive erfaßte, was es gestattete, die Entstehung des polnischen Staates nicht als einmaligen Akt mit rein politischem Charakter zu zeigen, sondern als Krönung eines langwierigen und komplizierten Geschichtsprozesses, der mit analogen Erscheinungen (die selbstverständlich zu verschiedener Zeit auftraten) bei allen sogenannten „barbarischen“ Völkern des frühmittelalterlichen Europas verglichen werden kann, also sowohl bei den Slawen als auch – etwas früher – bei den Germanen. Diese Ansicht wurde durch eine Reihe von Einzelstudien erhärtet, wobei komplexmäßig die Methoden historischer und archäologischer Forschungen, die insbesondere das Siedlungswesen des Frühmittelalters, das heißt sowohl die Dorfsiedlung¹⁶ als auch die Stadtentstehung betreffen, angewendet wurden.

In der Tat, die historische Erforschung der Städte nimmt in der Geschichtsschreibung Nachkriegspolens einen besonderen Platz ein¹⁷. Dieses Phänomen ist sowohl auf historiographische als auch methodologische Ursachen zurückzuführen. Einerseits ermöglicht nämlich das Studium der Strukturen und der Funktionen der städtischen Zentren in den verschiedenen Etappen ihrer Entwicklung ein tieferes Erfassen der wesentlichen historischen Prozesse durch das Prisma einer zwar einzelnen Erscheinung, deren vielseitige Rolle im Laufe der Jahrhunderte jedoch nach und nach gewachsen ist, um in unserer Gegenwart zu einem maßgebenden Faktor zu werden. Die hier ausgedrückte allgemeine Feststellung findet ihre konkrete Bestätigung auch in der Geschichte Polens, obwohl in unserem Lande, wie in vielen anderen Ländern Mittel- und Osteuropas, die feudalen Verhältnisse länger als im Westen andauerten und die Entwicklung der modernen Urbanisierungsprozesse später erfolgt ist. Andererseits hat die stadtgeschichtliche Forschung, wie die Erforschung anderer komplexer Erscheinungen in der Vergangenheit, einen methodologischen Wert ersten Ranges, der erst durch den Einfluß neuer Anschauungen und Forschungsprinzipien auf die polnische Historiographie der Nachkriegszeit voll zum Be-

wußte sein kam. Denn die wesentliche methodologische Umgestaltung ging bei uns Hand in Hand mit der weiteren Entwicklung der stadtgeschichtlichen Forschung selbst vor sich, die unsere Historiker mit bisher unbekanntem Quellenmaterial ausrüstete. Dies gab ihnen die Möglichkeit, eine Modifizierung früherer Meinungen über die Entstehung der ersten Städte auf westslawischem und polnischem Boden vorzunehmen. Jetzt konnte man nicht nur auf intuitivem Wege und durch eine auf fragmentarische Quellen gestützte Deduktion, sondern mit Hilfe einer umfangreichen und recht vielseitigen, besonders archäologischen, Dokumentation feststellen, daß: 1. die Keime stadtähnlicher Siedlungen in Polen im ökonomisch-sozialen und teilweise auch im politischen Sinne spätestens vom 9./10. Jahrhundert an und sogar noch früher, das heißt lange vor der deutschen Ostsiedlung, vorzufinden sind; 2. der für die gewordenen Städte Mittel- und Westeuropas (auch für die der südwestdeutschen Territorien) charakteristische sozial-topographische Dualismus früher städtischer Raumordnung („civitas“, „castrum“, Burg, oder slawisch „grad“ als Mittelpunkt der politischen Macht und Residenz der frühfeudalen Gruppe einerseits; das „suburbium“, „burgus“, „portus“, Wiek oder polnisch „podgrodzie“ der Handwerker und Kaufleute andererseits) allgemein in den slawischen Gebieten in Erscheinung tritt, was auf einen gewissen Parallelismus der Stadtwerdung in ganz Europa, außer dem Gebiet der antiken Kontinuität, hinweist, natürlich mit Berücksichtigung der oft bedeutenden chronologischen Korrekturen und unterschiedlicher Größenordnung, wie dies bereits Jürgen Sydow in seinem Artikel, der polnisch im „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej“ vor kurzem erschien, unterstrich¹⁸; 3. die entscheidende Rolle bei der vor sich gehenden Arbeitsteilung, die teilweise noch auf außerökonomischem Wege erfolgte, welche die feudalen Mächte, König und Fürsten oder ihre Disponenten, spielten. Das beweisen anschaulich die für die Versorgung der herzoglichen Burgen gegründeten Diensthandwerkerdörfer¹⁹. Sie bildeten den ersten, wenn auch vorübergehenden Versuch der Konzentration einer beruflich spezialisierten Bevölkerung, um die überdurchschnittlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Gleichzeitig weisen auch die frühmittelalterlichen Residenzen des Herrschers und seiner Beamten (Burgen, Höfe, Pfalzen) auf Konsumtionszentren hin, die besonders den Wanderhandel mit Luxuswaren an sich ziehen sollten. Diese erste, noch in den Anfängen begriffene Etappe der Stadtwerdung läßt mitunter eine eindeutige Qualifizierung nicht zu. Sie ist aber eng mit der Geburt des polnischen Staates verbunden, der die Entwicklung dieser Etappe nachdrücklich stimulierte. Und das ist das charakteristische Kennzeichen für die Entstehung der frühmittelalterlichen Städte in Polen, das auch gesamteuropäische Analogien besitzt.

Über die Burgen- und Suburbienforschung (die ihre Erkenntnisse dem Spaten des Archäologen verdankt) hinaus schenkten unsere Mediävisten, besonders Karol Buczek und Tadeusz Lalik²⁰, den im 11. – 13. Jahrhundert entstandenen Märkten keine geringere Aufmerksamkeit; man konnte sie allerdings wegen

des Fehlens der Wallanlagen und wegen ihrer bedeutenden topographischen Verschiebungen kaum mit der Ausgrabungsmethode erfassen. Wenn auch in diesem Falle unser Wissen, weiterhin vor allem auf die traditionellen Schriftquellen gestützt, manchmal bereichert durch toponomastische Hinweise, nicht wesentlich über die bereits bekannten Fakten hinaus erweitert wurde, so ermöglichte es jedoch eine neue Interpretation im erweiterten Kontext der sich vertiefenden Arbeitsteilung und der Organisation des lokalen Warenaustausches. Nunmehr mußte den Märkten die Rolle eines wichtigen Gliedes in der Kette der Stadtentstehungen im mittelalterlichen Polen, noch vor dem Prozess der „*locatio civitatum*“ nach deutschem Recht, zugeschrieben werden. Erst auf dieser Grundlage konnte man eine klare Einschätzung des letztgenannten Prozesses vornehmen, dessen Rolle in der früheren Historiographie, besonders in der deutschen, überschätzt oder mitunter, bei uns in den ersten Nachkriegsjahren, auch manchmal grundlos unterschätzt wurde. Obgleich heute entsprechende Forschungsarbeiten noch lange nicht abgeschlossen sind, stellt sich uns jedoch die „*locatio civitatum jure teutonico*“²¹, in Polen im 13. – 14. und sogar im 15. Jahrhundert, deutlich und zwar in allen Hauptgesichtspunkten, dem wirtschaftlich-sozialen, dem verfassungsrechtlichen und dem siedlungsräumlichen Aspekt, als eine wesentliche, wenn auch nicht erste und letzte Etappe in der Entwicklung der feudalen Stadt dar, die übrigens für ganz Europa, besonders aber für Mitteleuropa, das neben den Slawenländern beinahe alle deutschen Territorien umfaßte, charakteristisch war. Jene Etappe bezeichnete nämlich das Übergangsstadium vom primitiveren Typus der locker besiedelten, herzoglich bzw. herrschaftlich verwalteten frühmittelalterlichen Stadt zum entwickelten Typus einer wohl geplanten, ordentlich bebauten, manchmal auch ummauerten und endlich – obwohl dies erst später geschah – relativ autonomen bzw. selbstverwalteten Stadt des Hochmittelalters, die als wirtschaftliches Zentrum des Umlandes galt. Erst in diesem Kontext kann nun das lang umstrittene Problem der ethnischen Zugehörigkeit der zwischen Oder, Weichsel und Memel seit dem 13. Jahrhundert siedelnden Kolonisten (deren Rolle, die früher oft überschätzt wurde, keineswegs zu leugnen ist) sowie die Frage nach der deutschen Herkunft des von uns in Polen übernommenen Stadtrechts (hauptsächlich des Magdeburger Stadtrechts in seinen verschiedenen Abzweigungen: wie das Kulmer oder das Neumarkter Stadtrecht, seltener auch das Lübsche) „*sine ira et studio*“, ohne den Schatten nationalistischer Belastungen, von polnischer sowie von deutscher Seite her betrachtet werden; natürlich sind alle derartigen Ideallösungen immer schwer zu erzielen, wie es manche vereinfachende Veröffentlichungen sowie auch die in der deutschen Ostforschung noch vorhandenen krassen Übertreibungen beweisen.

Die Bildung des oben erwähnten Stadttypus in Polen, der viele gemeinsame Merkmale mit den mittel- und sogar westdeutschen Gründungsstädten hatte (unter welchen die zähringischen und staufischen Gründungen das früheste und weitausstrahlende Modell darstellten), stellte, obwohl wir bisher noch

keine direkten Beziehungen zwischen den südwestdeutschen und polnischen Territorien in diesem Bezug aufdecken konnten, unseren Historikern die wesentliche Frage nach den Grundlagen und Besonderheiten von Recht und Verfassung der Lokationszentren, nach ihrer räumlichen Ordnung sowie nach ihren sozialökonomischen Strukturen und Funktionstypen in der Blütezeit und am Ausgang des Mittelalters²². Es handelte sich besonders um die Rolle der Könige und die relative Schwäche des Bürgertums. Die Verflechtung von nationalen und sozialen Konflikten (was unter anderem die Ursache für die feindliche Einstellung des Patriziats in Schlesien und in den größeren Städten Kleinpolens gegen Ladislaus Ellenlang in der Periode der Wiedervereinigung der „Corona Regni Poloniae“²³ an der Schwelle des 13. zum 14. Jahrhundert war) rief nämlich eine anhaltende Ingerenz der Staatsmacht (auch unter dem bürgerfreundlichen Kasimir dem Großen) in innerstädtische Angelegenheiten hervor und wurde im weiteren Verlauf zu einem der Faktoren, die an der Schwelle der Neuzeit für den Sieg des Staatsmodells der Adelsrepublik in Polen entscheidend sein sollten.

In Bezug auf die Städte des hohen und späten Mittelalters beschäftigen sich unsere Historiker, neben den bereits erwähnten Sozialfragen, besonders auch mit Problemen des Handwerks und Bergbaues²⁴, des Handels und des Kapitals²⁵, wobei das Hauptinteresse diesmal nicht nur dem großen Ost- und Levante-handel wie vorher galt, sondern auch dem Binnenhandel: dem lokalen und interregionalen (besonders der Weichselschiffahrt und den großen Jahrmärkten), sowie dem weitreichenden Massenumsatz von polnischem Getreide und Waldprodukten im Gebiet der Ostsee und der Hanse, unter besonderer Berücksichtigung von Danzig, einem Zentrum, das in der Periode seiner Blütezeit durch seine Größenordnung andere Städte Preußens und des gesamten polnischen Königreichs weit überragte und als einzige mit den westeuropäischen Handelsplätzen vergleichbar war.

Außer der ausführlich am Beispiel der Städte bereits erörterten sozialökonomischen Geschichte, die seit Beginn der 1950er Jahre in der polnischen Mittelalterforschung deutlichen Vorrang hat, wandten unsere Historiker, besonders in letzter Zeit, ihre Aufmerksamkeit den Verfassungsstrukturen zu, beginnend von den ersten Piasten, da diese damals noch starke Stammeselemente aufwiesen²⁶. Man beschäftigte sich auch mit der Erforschung der langsamen Feudalisierung dieser Strukturen im 11. – 13. Jahrhundert, die vom Herzoggutssystem²⁷ (gestützt durch ein stark ausgebautes Netz staatlicher Burgen, durch die bereits erwähnten Diensthandwerkerdörfer, sowie durch Abgaben und Leistungen der hauptsächlich noch herzogsfreien Bevölkerung) bis zur Entstehung der Großgrundherrschaft²⁸, die über ausgebaute Immunitäten und ein beinahe vollständig leibeigenes Bauerntum verfügte, führte. Diese Prozesse wurden im Verlauf des 11. – 13. Jahrhunderts von einer allmählichen Dezentralisation der zu Zeiten der Boleslawen noch ziemlich starken königlichen Gewalt begleitet, was zu einer feudalen Zersplitterung der ersten Piasten-

monarchie gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts führte. Im Plan der sozialen Stratifikation entsprach dies einem Übergang von den Keimformen des frühfeudalen Adels – der, wie einst im Frankenreich, aus der fürstentreuen Gefolgschaft gebildet wurde²⁹ und seine Einkünfte aus einem Anteil der für den Herrscher eingezogenen Abgaben bezog – zu Großgrundherren, die über ausgedehnten Grundbesitz mit Leibeigenen und über einen wesentlichen Anteil an der Staatsverwaltung verfügten. Gegen Ende dieser Epoche entstand auch eine stets zahlreicher werdende Schicht des Rittertums, das später zur „szlachta“ wurde (übrigens ein Ausdruck deutscher Herkunft).

Dem hier notgedrungener Weise nur in Kürze vorgeführten Bild, das als Ergebnis der Nachkriegsforschungen polnischer Mediävisten erstellt wurde, fehlt es gewiß nicht an Vereinfachungen; in Wirklichkeit war der Rhythmus der Umwandlungen in den einzelnen Provinzen der Piastenmonarchie verschieden³⁰: Er war im Süden, das heißt in Schlesien und Kleinpolen, rascher als in den Zentralterritorien (bezeichnend ist hier insbesondere die Verspätung Masowiens) und sogar als in Großpolen, der Wiege des polnischen Staates. Obwohl die Feudalisierung der Gesellschaftsstrukturen im frühmittelalterlichen Polen bedeutende Verspätungen, nicht nur im Vergleich mit der Mehrzahl der mitteleuropäischen Länder, sondern sogar mit den nächsten Nachbarn, wie Böhmen und Ungarn, aufwies und diese Evolution deutliche Unterschiede im Verhältnis zum klassischen, in Westeuropa bekannten, Feudalregime zeigte (es handelt sich hier insbesondere um das Fehlen einer hierarchischen Stufung und eines ausgebildeten Lehenswesens bei uns³¹), insgesamt kann das Bestehen allgemeiner Entwicklungsanalogien zwischen dem Piastenpolen und anderen mitteleuropäischen Monarchien dieser Zeit nicht negiert werden. Es trugen hierzu einige wichtige Einflüsse bei, die bewußt durch die ersten Piasten vom Ottonischen Reich und, über dessen Vermittlung, noch von den Karolingern übernommen wurden. Selbstverständlich ist hier ein richtiger chronologischer und quantitativer Maßstab der Erscheinungen anzuwenden, die sich bedeutend verspätet und bescheidener zwischen Oder und Weichsel abspielten, als zwischen Elbe, Donau und Rhein.

An die Erarbeitung eines Strukturmodells des frühmittelalterlichen Polen, unter Darlegung seiner besonderen Merkmale und der allgemeinen Gesetzmäßigkeit, wagte sich vor kurzem einer unserer begabtesten Mittelalterforscher der jüngeren Generation, Karol Modzelewski, in seiner interessanten Studie mit dem bescheidenen Titel: „Die wirtschaftliche Organisation des Piastenreiches im 10. – 13. Jahrhundert“³². Es ist dabei charakteristisch, daß die ganze gegenwärtige „polnische mediävistische Schule“ nach den oben erwähnten ersten Nachkriegsjahren, die gewisse Vereinfachungen aufwiesen, jetzt sowohl den Erscheinungen auf dem Gebiet der Geistesgeschichte als auch der materiellen Kultur einen wichtigen Platz einräumt. Die Geistesgeschichte wurde zwar von Anfang an mit einer vertieften Erforschung der Christianisierung Polens³³ vor tausend Jahren verbunden, da darin ein Phänomen nicht nur aus dem Bereich

der Kirchengeschichte, sondern in weiterem Ausmaße der wichtigste Faktor der kulturellen und intellektuellen Wandlungen im Bewußtsein und in der Mentalität der Polen, zur Zeit der Piasten erblickt wurde. Die Annahme des Christentums im Jahre 966 durch die Vermittlung Böhmens wurde einerseits mit direkten politischen Absichten des ersten polnischen Fürsten Mieszko in Verbindung gebracht, das heißt, mit seinen Bestrebungen, einer zwangsweisen Taufe zuvorzukommen, die mit einer politischen Expansion der deutschen Nachbarn verbunden gewesen wäre (wie dies im Falle der Sorben und Elbslawen geschah), andererseits mit den Bemühungen der ersten Piasten um Hebung ihrer Position im frisch erstarkten Herzogtum durch Sakralisierung der Herrscherwürde und Unterstützung der noch ziemlich schwach organisierten Staatsstrukturen mit Hilfe der kirchlichen Hierarchie, die nach dem Muster der Ottonischen Reichskirche geschaffen wurde, und zwar im Rahmen des im Jahre 1000 dank der polenfreundlichen Politik Ottos III. gegründeten Gnesner Erzbistums.

Andererseits wurde, insbesondere dank den hervorragenden Forschungen von Aleksander Gieysztor³⁴ und auch zahlreicher Kunsthistoriker, die Aufmerksamkeit auf die Chance gelenkt, die dem frühmittelalterlichen Polen durch seine Einführung in die christliche Völkergemeinschaft geboten wurde, die bereits seit langem vom Erwerb des antiken Erbes in seiner westlichen – lateinischen – Fassung profitierte. Daher auch das lebhafteste Interesse der Spezialisten sowohl für die Entwicklung der kirchlichen Organisation im Piastenspolen als auch für die zu uns aus dem Westen eindringenden neuen, damals führenden kulturellen und intellektuellen Vorbilder sowie der Kunststile³⁵, die auf den Boden Polens durchaus nicht mechanisch, sondern nach ihrer Adaptierung für den örtlichen Bedarf, mit Berücksichtigung eigener, originaler Werte und Lösungen, verpflanzt wurden.

Was die sogenannte materielle Kultur betrifft (welcher Terminus übrigens zum ersten Mal durch die deutschen positivistischen Mediävisten geprägt und durch Karl Lamprecht ausgedehnt angewendet wurde), so ist die Einräumung eines hervorragenden Platzes für sie in unserer Mittelalterforschung nicht nur mit dem imponierenden Fortschritt der mittelalterlichen Archäologie verbunden, sondern auch mit der Zuerkennung des „Rechtes auf die Geschichte“ für das ganze Volk und nicht bloß nur für seine Führungsschichten. In diesem Sinne beschäftigt sich die bei uns betriebene materielle Kulturforschung³⁶ mit der Wiedergabe der Alltagsbedingungen und des Lebens-Niveaus der Menschen in der Vergangenheit, unter Berücksichtigung von Arbeit und Produktion sowie der sehr breit verstandenen Konsumtion und schließlich der Besiedlung und Wohnungsbedingungen in Mikro- und Makroskala. Nach einer ganzen Reihe von Einzelbearbeitungen in diesem Bereich, die im Institut für Geschichte der materiellen Kultur verwirklicht wurden, kam der Zeitpunkt ihrer Summierung in einem großen Sammelwerk unter dem Titel: „Geschichte der materiellen Kultur Polens im Abriß“, dessen erste zwei Bände, unter Redaktion

von Frau Maria Dembińska und Frau Anna Plachcińska, dem Mittelalter gewidmet sind³⁷. Man kann also allgemein sagen, daß das aus neuen Erkenntnissen erwachsene, hauptsächlich durch den methodologischen Durchbruch nach dem Kriege und das komplexe Forschungsprogramm über die Anfänge des polnischen Staates belebte Hauptinteresse der polnischen Mittelalterforschung sich nach 1945 stufenweise von rein wirtschaftlichen und sozial-ökonomischen Fragen zu Problemen der Gesamtheit von Kultur und Zivilisation unserer Vorfahren entwickelte. Eben dies ist bezeichnend für die schon mehrmals erwähnte „polnische historische Schule“, soweit man von solch einer Erscheinung sprechen darf.

Ihre schwächere Seite blieb hingegen die „sensu strictiori“ politische Geschichte, wenigstens bis vor kurzem, da gerade jetzt unter Mitwirkung von Gerard Labuda und Marian Biskup ein größeres Sammelwerk über die Geschichte der Außenbeziehungen Polens im Mittelalter und in der Neuzeit bearbeitet wird. Bei der relativen Schwäche unserer politischen Geschichtsschreibung fielen zwei Faktoren ins Gewicht: Zunächst die generelle Abkehr (und zwar nicht nur im Nachkriegspolen) von dem, was die Franzosen aus der berühmten Pariser „Annales-Schule“, gewöhnlich im pejorativen, Sinne als „histoire événementielle“ (Ereignisgeschichte) zu bezeichnen pflegen; diese Abkehr war jedoch die Kehrseite derselben Medaille, die auf ihrem Avers die Devise eben dieser „Annales“ trug, d.i. „Economies, Sociétés, Civilisations“; zweitens ist es schwer zu verleugnen, daß auf dem Gebiet der politischen Geschichte überhaupt ein gewisser Präsentismus lastet, der übrigens nicht als ein krasses Zuarbeiten historischer Argumentierung zur aktuellen Politik zu verstehen ist, sondern oft als eine „Wichtigkeitshierarchie“ die Forschungsthemen unter dem Gesichtspunkt der Gegenwart bestimmt. So wurden z.B. die Fragen der seit Ende des 14. Jahrhunderts angeknüpften polnisch-litauischen Union (die seinerzeit zu den am intensivsten bearbeiteten Themen der Zwischenkriegszeit gehörte) in den Hintergrund gedrängt; erst vor kurzem, dank den Forschungen Juliusz Bardach's und seiner Schüler, wurde dieses Problem bei uns neuerlich aufgenommen³⁸. Einen verhältnismäßig breiten Platz (jedoch weniger, als man auf Grund der zeitgenössischen Prioritäten erwarten könnte) nahm hingegen die Geschichte der polnisch-russischen Beziehungen ein³⁹. Schließlich fanden auch die traditionell freundschaftlichen polnisch-ungarischen⁴⁰ und die mehr komplizierten polnisch-böhmischen⁴¹ Beziehungen sowie die immer regen polnisch-skandinavischen Kontakte⁴², die schon seit langem ein beliebtes Thema vieler unserer Historiker bildeten, in der Nachkriegszeit ein verständliches Interesse, mit einer jedoch charakteristischen Akzentverschiebung von den überwiegend diplomatischen und dynastischen Angelegenheiten auf Fragen des kulturellen und wirtschaftlichen Austausches sowie auf Vergleichsprobleme.

Selbstverständlich blieben bei der Erforschung der politischen Geschichte des Mittelalters die überaus komplizierten, immerhin ziemlich engen polnisch-

deutschen Beziehungen in der Vergangenheit ebenso wie in der Nachkriegszeit dominierend⁴³. Ohne auf eine tiefere Analyse dieser umfangreichen Untersuchungen einzugehen, was ja auch meine wissenschaftliche Kompetenzen überschreiten würde, möchte ich nur andeuten, daß, auch wenn hier deutlich die Geschichte der langwierigen gegenseitigen Reibereien und Kämpfe überwog, unter besonderer Berücksichtigung der durch unsere Forscher (wie z.B. Karol Górski, Marian Biskup und Stefan Kuczyński) negativ bewerteten Rolle des Deutschen Ordens und seines in Ostpreußen gegründeten Staates⁴⁴, jetzt doch in den letzten Jahren immer häufiger Studien über ein gemeinsames Auftreten derjenigen Elemente deutscher Herkunft in der Wirtschaft und Kultur Polens unternommen werden, deren Einfluß und Beitrag als nicht nur bedeutend, sondern auch positiv bewertet werden darf. Als Beispiel einer eingehenden und ausgewogenen Analyse in dieser Hinsicht kann die Untersuchung des auch in Deutschland bekannten Professors Benedykt Zientara über die deutsche Ostsiedlung genannt werden, insbesondere eine ausgezeichnete Monographie über Schlesien unter dem Herzog Heinrich dem Bärtigen⁴⁵. Besonders aufschlußreich wäre hier auch das „Casus Vitelo“⁴⁶, des schlesischen Gelehrten aus dem 13. Jahrhundert, dessen Vater Thüringer, dessen Mutter aber Polin war. Die oben dargestellten Fragen betreffen insbesondere die Forschung, die sich mit dem Früh- und Hochmittelalter Polens beschäftigt. Hingegen bedürfen die Probleme, die das Spätmittelalter mit sich bringt, einer gesonderten Besprechung. Diese Besonderheit ergibt sich in erster Linie aus dem bedeutenden Anwachsen der Quellen, die seit dem 14. Jahrhundert insbesondere aber im 15. Jahrhundert bei uns im Vergleich zur vorhergehenden Epoche ungemein reichlich fließen, was auf eine Verstärkung der zentralen, provinziellen und kommunalen Verwaltungsorgane zurückzuführen ist. Dies gestattet, selbstverständlich unter der Bedingung einer mühsamen Archivarbeit⁴⁷ (da inzwischen die schriftlichen Quellen bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts bereits in der Mehrzahl herausgegeben wurden⁴⁸), die Anwendung statistischer oder wenigstens quantitativer Daten. Und was noch mehr zu bedeuten hat: das Spätmittelalter ist für Polen eine Epoche der raschen Entwicklung beinahe in allen Richtungen, durch welche die Ausfüllung jener Lücken beschleunigt wurde, die uns von den führenden Ländern Mittel- und sogar Westeuropas trennten. Daher wächst auch die Bedeutung der vergleichenden Untersuchungen im Bereich unseres ganzen Erdteils. Polen, das bisher an seiner entfernten Peripherie blieb, wurde nach seiner Wiedervereinigung als „Corona Regni Poloniae“ und nach seiner Union mit Litauen zu einer Großmacht, wenigstens für Mitteleuropa.

Zu den Hauptproblemen bei der Erforschung des Spätmittelalters gehören, außer den schon oben eingehend besprochenen Fragen der Stadtgeschichte, vor allem drei große Themen: 1. die tiefen, in der Landwirtschaft und im Bauernstande erfolgenden Umwandlungen; 2. die endgültige Ausbildung der Standesgesellschaft und -monarchie, sowie ihre nachfolgende Entwicklung in

Richtung auf eine Adelsrepublik; 3. die kulturelle Entwicklung Polens zur Zeit der letzten Piasten und ersten Jagiellonen und deren Ausstrahlung auf die Nachbarländer.

Was das erstgenannte Thema betrifft, so umfaßt es den Forschungskomplex des in unserer Landwirtschaft im 14. – 15. Jahrhundert verbreiteten Zinssystems⁴⁹, das ein Ergebnis der Dorfgründungen nach deutschem Recht war, was aber, nach Ansicht unserer Forscher, nicht mit einem massenweisen Zustrom deutscher Siedler zu verbinden ist, selbstverständlich mit Ausnahme der westlichen und nördlichen Territorien, die zu dieser Zeit bereits von der polnischen Krone abgetrennt waren. Der neue Stadt- und Landwirtschaftstyp begünstigte ein rasches Anwachsen des Geld- und Warenaustausches, was jedoch in Kürze, unter dem Einfluß eines politisch-wirtschaftlichen Gegenangriffs der „szlachta“, das heißt, des mittleren Adels, zum Entstehen einer durchaus entgegengesetzten Situation führen sollte, nämlich zu einer Re-feudalisierung Polens und zur Wiedererscheinung der bäuerlichen Leibeigenschaft im Rahmen von adligen Fronhöfen⁵⁰, die auf eine Massenausfuhr des polnischen Getreides nach Westeuropa eingestellt waren. Diese Erscheinung, die nicht nur für Polen typisch war, sondern die sämtliche europäischen Territorien östlich der Elbe betraf, überschreitet im Grunde genommen schon die chronologischen Grenzen des Mittelalters. Übrigens ist die Entstehung der Fronhofswirtschaft eng mit den sozial-strukturellen und politischen Umwandlungen des Jagiellonen-Reiches verknüpft, die den polnischen und später den litauischen Adel erst als gesonderten Stand erklärten und sodann zur Macht erhoben⁵¹. Dieser Adel eben, der teilweise im Bündnis, teilweise in Opposition zur Königsmacht stand, die im 14. und 15. Jahrhundert noch immer ihre Stärke besaß, erreichte allmählich sowohl auf Kosten des schwachen Bürgertums und der wieder leibeigen gewordenen Bauern als auch der noch verhältnismäßig wenigen „alten“ Magnaten eine Reihe grundlegender politischer und wirtschaftlicher Privilegien, die den Grundstock einer eigenartigen Adelsdemokratie bildeten, die im ganzen spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa, wenigstens in diesem Ausmaße, eine außergewöhnliche Gesellschaftsordnung und Verfassung darstellte. Wir fügen hinzu, daß dieses System dann in späteren Zeiten zuerst die Grundfeste des „Goldenen Zeitalters“ der sogenannten Republik beider Nationen (d.i. Polens und Litauens samt den westruthenischen und westpreußischen Gebieten) bilden sollte und später die Ursache des allmählichen Niedergangs und endlich der Teilungen Polens war.

Was die Kulturgeschichte des Spätmittelalters betrifft, so wurde sie im Forschungsplan unserer Mediävisten für einige Zeit in den Hintergrund geschoben und bildete höchstens eine Erweiterung der frühmittelalterlichen Thematik, die sich mit der Taufe Polens und ihren Auswirkungen im Bewußtsein und in der Kultur der Führungsschichten beschäftigte. Jedoch seit bereits über einem Jahrzehnt erfolgt eine neuerliche Renaissance dieser Forschungen. Sie

umfassen insbesondere Studien über die Gestaltung der intellektuellen Kreise (die vor allem aus dem Milieu der im Jahre 1364 und erneut im Jahre 1400 gegründeten Jagiellonen-Universität in Krakau entstammten)⁵³ sowie der künstlerischen Sphäre⁵³, ebenso über deren Ausstrahlung auf die Nachbarländer, besonders auf Litauen und Rußland, und die Verknüpfung mit ausländischen Schulen und Strömungen, die im 14. – 15. Jahrhundert insbesondere aus Böhmen und den süddeutschen Ländern nach Polen eindrangten, um nur das berühmte Beispiel von Veit Stoß zu nennen, der deutscher Herkunft war, dessen Meisterstücke aber unbestritten zum polnischen Kunstschatz zählen. Bezüglich aller dieser Fragen wird die Aufmerksamkeit nicht nur auf die mächtige Magnaten- und Adelselite gelenkt⁵⁴, sondern auch auf das Bürgertum und sogar auf das Bauerntum, dessen Söhne im 15. Jahrhundert immer öfter nicht nur eine Grundausbildung in den sich zu dieser Zeit vermehrenden Pfarrschulen erhielten, sondern auch auf die Krakauer Universität gelangten. Besondere Beachtung verdienen weiterhin Forschungen über die beträchtliche Entwicklung der Wissenschaft⁵⁵ (Spitzenbeispiel: Nikolaus Kopernikus) und über die Anfänge der Literatur in polnischer Sprache⁵⁶, obzwar diese erst in der Renaissance-Zeit das Übergewicht über die bisher traditionelle lateinische Literatur erlangte. In diesem Kontext zitieren wir das umfangreiche Sammelwerk „Cultus et cognitio“⁵⁷, das gerade die Kultur- und Mentalitätsfragen betrifft; es wurde Professor Aleksander Gieysztor als dem Promotor dieser ganzen Studienrichtung von seinen Freuden, Kollegen und Schülern zum vierzigjährigen Forschungsjubiläum gewidmet.

Wenn wir schon den Namen Aleksander Gieysztor nannten, wollen wir auch die Aufmerksamkeit auf seine – und anderer zahlreicher Nachkriegsmediävisten – bedeutenden Errungenschaften auf dem Gebiet der historischen Hilfswissenschaften⁵⁸ lenken, wie Paläographie, Münz- und Siegelkunde, Genealogie, Wappenkunde usw. Dieser Zweig, den vor kurzem in einem umfangreichen Handbuch Józef Szymański zusammenfaßte, zeichnet sich nicht nur durch sein wissenschaftliches Niveau aus, sondern auch durch einen viel breiteren Blick auf die historischen Quellen, nicht nur als Form der Vermittlung einzelner Fakten aus der Vergangenheit, sondern gleichzeitig als Zeugnis des Bewußtseins und der Kultur bestimmter Leute und Personenkreise. Auf diese Weise gingen die historischen Hilfswissenschaften, die überhaupt die Werkstatt des Geschichtsschreibers bedeuten, gleichzeitig als integraler Bestandteil in die mittelalterliche Kulturgeschichte ein.

Der Fortschritt der mediävistischen Arbeiten im Nachkriegspolen war auch durch eine bedeutende Erweiterung der Quellenbasis bedingt, insbesondere durch die Druckausgabe vieler grundlegender Geschichtsdenkmäler in der neuen, zweiten Reihe der „Monumenta Poloniae Historica“⁵⁹, die den „Monumenta Germaniae Historica“ entsprechen. Selbstverständlich ist dies nur ein einzelnes herausragendes Beispiel der umfangreichen Editionsarbeit unserer Nachkriegsmediävisten, obwohl die Mehrzahl der spätmittelalterlichen Quellen

bisher noch nicht herausgegeben wurde, was zum großen Teil auch die Stadtarchivbestände betrifft.

Die Forschungen über das polnische Mittelalter erlebten, neben einer beträchtlichen Anzahl von Monographien und Einzelarbeiten, bereits einige Zusammenfassungen, unter denen vor allem die vielbändige „Geschichte Polens“⁶⁰ zu erwähnen ist, die durch das Institut für Geschichte unserer Akademie unter der Redaktion von Tadeusz Manteuffel herausgegeben wurde; wir nennen ein französisch und englisch veröffentlichtes Handbuch der polnischen Geschichte, das unter Mitwirkung von Aleksander Gieysztor herauskam⁶¹. Diese Forschungen und Publikationen waren von intensiven Studien zur allgemeinen Geschichte begleitet, die ebenfalls mit den Namen von Tadeusz Manteuffel und Alesander Gieysztor sowie anderer Schüler oder sogar „wissenschaftlicher Enkel“ des gegen Kriegsende ermordeten Professors Marceli Handelsman verknüpft sind⁶²; dazu gehören der verstorbene Marian Serejski, dann Marian Małowist, Gerard Labuda, Henryk Samsonowicz, Maria Bogucka, Benedykt Zientara, Stanisław Trawkowski, Andrzej Grabski, Andrzej Poppe, Bronisław Geremek, Tadeusz Wasilewski und viele andere, darunter auch der Schreiber dieser Zeilen.

Es ist dabei zu bemerken, daß die allgemeine Mittelalterforschung in Polen, die eine überaus breite Interessenpalette aufweist, sich in den Nachkriegsjahren hauptsächlich auf einige besondere Forschungsthemen konzentrierte. Neben den bereits besprochenen Untersuchungen über die beiderseitigen Beziehungen mit den Nachbarländern und außer den interessanten Studien (von Andrzej Grabski⁶³) über die Meinungen der Ausländer vom mittelalterlichen Polen betraf das erste der erwähnten Themen verständlicherweise die Geschichte des mittelalterlichen Slawentums. Es handelte sich dabei sowohl um die uns am nächsten stehenden Westslawen (hier wären insbesondere die Arbeiten von Henryk Łowmiański, Kazimierz Tymieniecki, Gerard Labuda, Benedykt Zientara und der Archäologen Witold Hensel und Lech Leciejewicz zu nennen⁶⁴) als auch um die Ostslawen⁶⁵, verknüpft mit Byzanz (erforscht durch Frau Helena Evert-Kappesowa und Tadeusz Wasilewski⁶⁶) sowie mit dem Islam (siehe die Studien des hervorragenden Arabisten Tadeusz Lewicki⁶⁷). Eine Ergänzung dieses Themas bilden Forschungen über zwei große wirtschaftlich-politische Zonen im Mitteleuropa, und zwar den Ostseeraum und die Schwarzmeerküste; vom Standpunkt der Wirtschaft und besonders des Handels aus wurden sie von Marian Małowist und seinen zahlreichen Schülern untersucht⁶⁸. Die jüngere Generation der Małowist-Schüler erweiterte übrigens ihr Interessengebiet auch auf die spätmittelalterliche Kolonialexpansion Europas in Afrika und Asien⁶⁹. In loserem Zusammenhang mit obigem Thema stehen die bei uns weiterentwickelten Untersuchungen über die Städte in Mittel- und Westeuropa, besonders in Deutschland und Frankreich, die unter dem Aspekt der sozialen Umwandlungen analysiert wurden (unter Berücksichtigung sowohl des Patriziates und anderer Führungsschichten⁷⁰, als auch der sogenannten

marginalen Schichten⁷¹); gleichzeitig wurde den Städten von Mitteleuropa viel Aufmerksamkeit geschenkt, die hauptsächlich in sozial-topographischer Erfassung untersucht wurden, das heißt hinsichtlich der Wechselbeziehungen der räumlichen und gesellschaftlichen Umwandlungen. Das Teilergebnis dieser Studien (die der deutschen Stadtkernforschung sowie der Bearbeitung der historischen Stadtpläne nahestehen) war eine interessante Tagung, die im Jahre 1974 in Thorn abgehalten wurde und deren volles Material englisch und französisch im 34. Band der „Acta Poloniae Historica“ erschien⁷².

Eine gesonderte Gruppe allgemeinhistorischer Themen, insbesondere die Geisteskultur betreffend, besteht aus zahlreichen, seinerzeit durch Tadeusz Manteuffel, Aleksander Gieysztor, Jerzy Kłoczowski und Stanisław Trawkowski angeregten Abhandlungen, die das mittelalterliche Mönchtum⁷³ und die Ketzerei behandeln und außerdem auch die Kreuzzüge⁷⁴ sowie die Kanonistik erfassen, die durch den vor kurzem verstorbenen Adam Vetulani erforscht wurde⁷⁵. Besondere Auszeichnung verdienen hier die unter dem Einfluß der Pariser „Annales-Schule“ über die spätmittelalterliche Mentalität in Westeuropa durch Bronisław Geremek und seine Mitarbeiter durchgeführten Studien⁷⁶.

Trotz der verständlichen Unvollkommenheit dieser Forschungen, die im Unterschied zur vaterländischen Geschichte aus einem schwierigeren Zutritt zu ausländischen Quellen erklärlich ist, wagten sich unsere Mediävisten auch schon an einige allgemeine Zusammenfassungen über das europäische Mittelalter; hier sind vor allem die akademischen Handbücher von Tadeusz Manteuffel⁷⁷ und von Benedykt Zientara⁷⁸ sowie die 12-bändige Reihe mit dem Titel „Kultur des frühmittelalterlichen Europa“ unter Redaktion von Witold Hensel und des Schreibers dieser Zeilen zu nennen⁷⁹, die in den nächsten Jahren beendet wird. Allgemeinen Charakter weisen auch die modellmäßigen, auch weithin außerhalb Polens geschätzten Werke auf wie zum Beispiel das von Jerzy Topolski unter dem Titel: „Entstehung des Kapitalismus in Europa im 14. – 17. Jahrhundert“⁸⁰ und insbesondere das von Witold Kula über „Wirtschaftliche Theorie des Feudalsystems – eine Modellprobe“⁸¹. Diese Arbeiten zeugen von dauerhaften methodologischen Werten, Beiträgen der „polnischen Schule“ zur europäischen Mediävistik der letzten Jahrzehnte.

Diese unvollständige Liste der im Nachkriegspolen entstandenen Arbeiten über das allgemeine Mittelalter ebenso wie die notwendigerweise flüchtige Übersicht über den Umfang unserer ganzen zeitgenössischen Mediävistik wird mir am Ende dieses Referates gestatten, meiner tiefsten Überzeugung Ausdruck zu geben, daß trotz der unterschiedlichen Bewertung einer Reihe von Problemen in der Vergangenheit die Historiker verschiedener Länder – insbesondere unserer beiden Länder, die stets, oft im Bösen, doch hoffen wir, auch im Guten, miteinander verbunden sind – immer eine gemeinsame Sprache und guten Willen finden können und sollen, um aus der Erkenntnis der verworrenen und manchmal schmerzlichen historischen Wahrheit konstruktive Folgerungen für jetzt und für die Zukunft zu ziehen.

- ¹ Cf. M.H. SEREJSKI, *Zarys historii historiografii polskiej* [Geschichte der polnischen Geschichtsschreibung im Abriß], Bde. 1-2, Łódź 1951-1956.
- ² Cf. B. OLSZEWICZ, *Lista strat kultury polskiej (I. IX. 1939 - I. III. 1946)* [Verluste der polnischen Kultur: eine Liste für die Zeit vom 1. IX. 1939 bis 1. III. 1946], Warszawa 1947; T. MANTEUFFEL (Hg.), *Straty archiwów i bibliotek warszawskich w zakresie rękopiśmiennych źródeł historycznych* [Verluste der Warschauer Archive und Bibliotheken im Bereich der historischen Handschriften], Bde. 1-2, Warszawa 1956.
- ³ Cf. T. MANTEUFFEL, *Marceli Handelsman (1882-1945)*. In: „Polski Słownik Biograficzny”, 9, 1961, S. 268-271.
- ⁴ Cf. T. MANTEUFFEL, *L'action de la défense dans la vie intellectuelle en Pologne pendant l'occupation*. In: „Revue occidentale”, I, 1948, S. 89-97.
- ⁵ Cf. H. ŁOWMIANŚKI, *Les recherches sur l'histoire du Moyen Age jusqu'à la fin du XV^e siècle au cours de vingt années de la République Populaire de Pologne*. In: „La Pologne au XII^e Congrès des Sciences historiques à Vienne”, Warszawa 1965, S. 165-202.
- ⁶ Cf. A. WYCZAŃSKI, *Centres de recherches historiques en Pologne*. In: „La Pologne au XIII^e Congrès international des Sciences historiques à Moscou”, Warszawa 1970, I. Teil, S. 87-159.
- ⁷ Cf. T. MANTEUFFEL, *Le rôle de l'Institut d'histoire de l'Académie polonaise des sciences dans le développement de la science historique en Pologne*. In: „Acta Poloniae Historica”, 1, 1958/59, S. 182-185; W. HENSEL, *Instytut Historii Kultury Materialnej* [Institut für Geschichte der materiellen Kultur]. In: „Sprawozdania z Prac Naukowych Wydziału Nauk Społecznych PAN”, 6, 1-2, Warszawa 1962, S. 29-35.
- ⁸ Cf. W. KULA, *Problemy i metody historii gospodarczej* [Hauptfragen und Methoden der Wirtschaftsgeschichte], 1. Ausg. Warszawa 1963; J. TOPOLSKI, *Badania historyczno-gospodarcze w Polsce* [Wirtschaftsgeschichtliche Forschungen in Polen]. In: „Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych”, 25, 1963/64, S. 9-45.
- ⁹ Cf. A. GIEYSZTOR, *Niektóre potrzeby badań nad materialnymi warunkami bytu we wcześniejszym średniowieczu*. [Einige Bedürfnisse der Forschung über die materiellen Lebensbedingungen im Frühmittelalter]. In: „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej”, 2/4, 1954, S. 599-618.
- ¹⁰ Cf. z.B.: J. RUTKOWSKI, *Histoire économique de la Pologne avant les partages*, Paris 1927; IDEM, *Medieval Agrarian Society in its Prime*. In: „The Cambridge Economic History of Europe”, I, 1942; K. TYMIENIECKI, *L'histoire sociale de l'Europe orientale au Moyen Age*. In: „La Pologne au VI^e Congrès des Sciences historiques”, Varsovie 1930; F. BUJAK, *Poland's Economic Development; a Short Sketch*, London 1925.
- ¹¹ Cf. W. HENSEL, *Les investigations sur l'origine de l'État polonais*. In: „Slavia antiqua”, 4, 1953, S. 394-439; IDEM, *La naissance de la Pologne*, 1. Ausg., Wrocław 1966; A. GIEYSZTOR, *Kierownictwo badań nad początkami państwa polskiego w latach 1949-52* [Forschungsgruppe über die Anfänge des polnischen Staates in den Jahren 1949-52]. In: „Zapiski Archeologiczne”, 2, 1953, S. 1-56.
- ¹² Cf. W. HENSEL, L. LECIEJEWICZ, *En Pologne médiévale. L'archéologie au service de l'histoire. Villes et campagnes*. In: „Annales E.S.C.”, 17-2, Paris 1962, S. 209-222.
- ¹³ Cf. K. TYMIENIECKI, *Ziemia polskie w starożytności. Ludy i kultury najdawniejsze*, Poznań 1951.
- ¹⁴ Cf. H. ŁOWMIANŚKI, *Początki Polski. Z dziejów Słowian w I tysiącleciu n.e.*, Bde. 1-5, Warszawa, 1962/63 ff.
- ¹⁵ Cf. G. LABUDA, *Studia nad początkami państwa polskiego*, Poznań 1946.
- ¹⁶ Cf. W. HENSEL, *L'archéologie et la culture matérielle des campagnes*. In: „Archaeologia Polona”, 6, 1964, S. 107-123.
- ¹⁷ Cf. z.B.: A. GIEYSZTOR, *Les origines de la ville slave*. In: „Settimane del Centro di studi sull'alto medioevo”, 6, Spoleto 1959, S. 279-303; IDEM, *Les recherches sur l'histoire urbaine en Pologne*. In: „Acta Poloniae Historica”, 8, 1963, S. 79-90; W. HENSEL, *Anfänge der Städte bei den Ost- und Westslawen*, Bautzen 1967; T. LALIK, *Recherches sur les origines des villes en Pologne*. In: „Acta Poloniae Historica”, 2, 1959/60, S. 101-136; P. FRANCASTEL (Hg.), *Les origines des villes polonaises*, Paris - La Haye 1960; A. GIEYSZTOR (Hg.), *L'artisanat et la vie urbaine en Pologne médiévale*. In: „Ergon” - „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej”, Beiheft 3, Warszawa 1962.
- ¹⁸ Cf. J. SYDOW, *Miasta i założenia miejskie pół.-zachodnich Niemiec we wczesnym średniowieczu jako przykład procesów urbanizacyjnych w Europie środkowej* [Städte und Stadtgründungen in Südwestdeutschland als Beispiel der Stadtwerdung in Mitteleuropa]. In: „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej”, 24/4, 1976, S. 523-551.
- ¹⁹ Cf. K. MODZELEWSKI, *Z badań nad organizacją służebną w Polsce wczesnofeudalnej* [Forschun-

- gen über Dienstleute im frühmittelalterlichen Polen]. In: „Kwartalnik Hist. Kult. Mat.“, 9, 1961; vgl. auch eine französische Version in den „Annales E.S.C.“, 1964, S. 1125-1138; K. BUCZEK, *Książęca ludność służebna w Polsce wczesnofeudalnej* [Die herzogliche Dienstmannschaft im frühfeudalen Polen], Wrocław 1958.
- 20 Cf. K. BUCZEK, *Targi i miasta na prawie polskim. Okres wczesnośredniowieczny* [Märkte und Städte polnischen Rechts im Frühmittelalter], Wrocław 1964; T. LALIK, *Stare miasto w Łęczycy. Przemiany w okresie poprzedzającym lokację, schyłek XII i początek XIII wieku*. [Die älteste Stadtsiedlung in Łęczyca, und ihre Evolution vor der Stadtgründung, d.i. am Ausgang des 12. und am Anfang des 13. Jh.], In: „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej“, 4, 1956, S. 631-678; A. GIEYSZTOR, *From Forum to Civitas. Urban Changes in Poland in the Twelfth and Thirteenth Centuries*. In: „La Pologne au XII Congrès des Sciences historiques“, Op. cit., S. 7-30.
- 21 Cf. A. GIEYSZTOR, *Les chartes des franchises urbaines et rurales en Pologne au XIII^e siècle*. In: „Actes du Colloque international du Centre PRO CIVITATE à Spa 1966“, Bruxelles 1968, S. 103-125; S. TRAWKOWSKI, *Zur Erforschung der deutschen Kolonisation auf polnischem Boden im 13. Jh.* In: „Acta Pol. Hist.“, 7, 1962, S. 79-95; T. ROŚLANOWSKI, *Eléments principaux de la disposition spatiale et de l'aménagement des villes polonaises du Moyen Age: remparts et marchés urbains*. In: „Actes du Colloque... à Spa 1968“, Bruxelles 1971, S. 49-80.
- 22 Cf. z.B.: R. GRODECKI, *Początki rady miejskiej w Krakowie* [Die Anfänge des Stadtrates in Krakau]. In: „Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych“, 25, 1963/64, S. 47-71; IDEM, *Z dziejów walki klasowej w rzemiośle i górnictwie polskim* [Zur Geschichte des Klassenkampfes im polnischen Gewerbe und Bergbau]. In: „Kwartalnik Historyczny“, 61/1, 1954, S. 137-149; R. HECK, *Walki społeczne w średniowiecznym Wrocławiu* [Sozialkämpfe im mittelalterlichen Breslau]. In: „Rocznik Wrocławski“, 1, 1957/58, S. 45-81; S. PIEKARCZYK, *Studia z dziejów miast polskich w XIII-XIV w. Rola miast w walce o zjednoczenie ziem polskich i we wczesniejszym okresie monarchii stanowej do r. 1370* [Forschungen zur Geschichte der polnischen Städte im 13. und 14. Jh. Die Rolle der Städte im Kampf um die Wiedervereinigung der polnischen Länder und am Anfang der Ständemonarchie bis zum Jahr 1370], Warszawa 1950; E. CIEŚLAK, *Rewolty gdańskie w XV wieku* [Bürgeraufstände in Danzig während des 15. Jhs.]. In: „Kwartalnik Historyczny“, 61/3, 1954, S. 110-142; IDEM, *Walki ustrojowe w Gdańsku i Toruniu oraz w niektórych miastach hanzeatyckich w XV wieku* [Verfassungskämpfe in Danzig, Thorn und in einigen anderen Hansestädten während des 15. Jhs.], Gdańsk 1960; E. ROZENKRANZ, *Początki i ustroj miast Pomorza gdańskiego do schyłku XIV w.* [Anfänge und Verfassung der Städte Pommerellens bis zum Ende des 14. Jhs.], Gdańsk 1962. Sonst gibt es mehrere Städtemonographien, beispielsweise für Stettin, Krakau, Posen, Gnesen, Warschau, Danzig, Kalisch, Breslau, Kielce u.a.
- 23 Cf. J. DĄBROWSKI, *Die Krone des polnischen Königtums im 14. Jh.* In: „Corona Regni. Studien über die Krone als Symbol des Staates im späten Mittelalter“, Weimar 1961, S. 399-548; Z. KACZMARCZYK, *Monarchia Kazimierza Wielkiego* [Das Königtum Kasimirs des Großen], Bde. 1-2, Poznań 1939-1946; J. BASZKIEWICZ, *Powstanie zjednoczonego państwa polskiego na przełomie XIII i XIV wieku* [Die Entstehung des wiedervereinigten polnischen Staates um die Wende des 13. und 14. Jhs.], Warszawa 1954.
- 24 Cf. H. SAMSONOWICZ, *Rzemiosło wiejskie w Polsce XIV-XVII wieku* [Das Dorfhandwerk in Polen vom 14. bis 17. Jh.], Warszawa 1954; A. MĄCZAK, *Sukiennictwo wielkopolskie w XIV-XVII wieku* [Die großpolnische Tuchweberei vom 14. bis zum 17. Jh.], Warszawa 1955; M. BOGUĆKA, *Gdańsk jako ośrodek produkcyjny od XIV do XVII wieku* [Danzig als Gewerbezentrum vom 14. bis zum 17. Jh.], Wrocław 1960; A. WYROBISZ, *Polish Researches on the History of Building till the End of the 18-th Century*. In: „Acta Poloniae Historica“, 8, 1963; B. ZIENTARA, *Dzieje małopolskiego hutnictwa żelaznego XIV-XVII w.* [Geschichte der kleinpolnischen Eisenverhüttung vom 14. bis 17. Jh.], Warszawa 1954; D. MOLENA, *Górnictwo kruszcowe na terenie żółz śląsko-krakowskich do połowy XVI w.* [Erzbergbau in der Gegend von Krakau und Schlesien bis zur Mitte des 16. Jhs.], Wrocław 1963; A. KECKOWA, *Saliny ziemi krakowskiej do końca XIII wieku* [Salzgewinnung im Krakauer Land bis zum Ausgang des 13. Jhs.], Wrocław 1965.
- 25 Cf. M. MAŁOWIST, *The Economic and Social Development of the Baltic Countries from the Fifteenth to the Seventeenth Centuries*. In: „The Economic History Review“, 1. Reihe, 12/2, 1959; H. SAMSONOWICZ, *Struktura handlu gdańskiego w pierwszej połowie XV wieku* [Die Struktur des Danziger Handels in der ersten Hälfte des 15. Jhs.]. In: „Przegląd Historyczny“, 53, 1962, S. 695-715; IDEM, *Badania nad kapitałem mieszczańskim Gdańska w drugiej połowie XV wieku* [Forschungen über das Bürgerkapital in Danzig während der zweiten Hälfte des 15. Jhs.], Warszawa 1960 (es gibt auch eine deutsche Übersetzung); A. MĄCZAK, H. SAMSONOWICZ, *La zone baltique, l'un des éléments du marché européen*. In: „Acta Poloniae Historica“, 11, 1965, S. 71-99;

- M. BISKUP, *Handel wiślany w latach 1454-1466* [Der Weichselhandel in den Kriegsjahren 1454-1466]. In: „*Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych*”, 14, 1953/54, S. 155-202.
- ²⁶ Cf. J. BARDACH, *L'Etat polonais du haut Moyen Age*. In: „*Acta Polonia Historica*”, 5, 1962, S. 7-47; IDEM, *L'Etat polonais aux X^e et XI^e siècles*. In: „*L'Europe aux IX^e-XI^e siècles. Aux origines des Etats nationaux*”, Warszawa 1968, S. 279-319; A. GIEYSZTOR, *En Pologne médiévale: Problèmes du régime politique et de l'organisation administrative du X^e au XIII^e siècle*. In: „*Annali della Fondazione italiana per la Storia Administrativa*”, 1, 1964, S. 135-156.
- ²⁷ Cf. J. BARDACH, *Le pouvoir monarchique en Pologne au Moyen Age*. In: „*Recueil de la Société Jean Bodin*”, 21, 1968, S. 563-612; W. HENSEL, *Polnische Burgen und ihre Befestigungssysteme im frühen Mittelalter*. In: „*Arbeits- und Forschungsberichte der sächsischen Bodendenkmalpflege*”, 11/12, 1964, S. 549-580.
- ²⁸ Cf. z.B. T. LALIK, *Sors et atratum. Contribution à l'histoire sociale de la grande propriété domaniale en Pologne et en Bohême au Moyen Age*. In: „*Kwartalnik Historii Kultury Materialnej*”, 17/1, 1969, S. 3-22; K. TYMIENIECKI, *Quelques parallèles d'histoire agraire du Moyen Age*. In: „*Acta Poloniae Historica*”, 1, 1958, S. 9-32.
- ²⁹ Cf. A.F. GRABSKI, *Uwagi o družynie wczesnofeudalnej na ziemiach polskich* [Bemerkungen zur frühfeudalen Gefolgschaft in Polen]. In: „*Studia i materiały do historii wojskowości*”, 4, Warszawa 1958; T. WASILEWSKI, *O służbie wojskowej ludności wiejskiej i składzie społecznym wojsk konnych i pieszych we wczesnym średniowieczu polskim* [Über den Militärdienst der Bauernbevölkerung und die gesellschaftliche Zusammenstellung der polnischen berittenen und Fußtruppen im Frühmittelalter]. In: „*Przegląd Historyczny*”, 51, 1961, S. 1-23.
- ³⁰ Cf. S. ŚRENIOWSKI, *Historia ustroju Śląska* [Verfassungsgeschichte Schlesiens], Katowice - Wrocław 1948; W. ŁĘGA, *Społeczeństwo i państwo gdańsko-pomorskie w XII i XIII wieku* [Gesellschaft und Staat in Pommerellen im 12. und 13. Jh.], Poznań 1956; J. DOWIAT, *Ewolucja państwa wczesnofeudalnego na Pomorzu zachodnim*. [Die Entwicklung des frühfeudalen Staates in Westpommern]. In: „*Przegląd Historyczny*”, 47, 1956, S. 459-496; S. RUSSOCKI, *Region mazowiecki w Polsce średniowiecznej* [Masowien im mittelalterlichen Polen], *ibid.*, 54, 1963, S. 388-417.
- ³¹ Cf. Anm. 27.
- ³² Cf. K. MODZELEWSKI, *Organizacja gospodarcza państwa piastowskiego w X - XIII wieku*, Wrocław - Warszawa - Kraków - Gdańsk 1975.
- ³³ Cf. J. DOWIAT, *Chrzest Polski* [Die Taufe Polens], 3. Ausg., Warszawa 1961; A. VETULANI, *Au seuil du millième anniversaire de l'Eglise polonaise*. In: „*Revue du droit canonique*”, 15, 1965, S. 193-213; M.Z. JEDLIŃSKI, *La création du premier archêvêché polonais à Gniezno et ses conséquences au point de vue des rapports entre la Pologne et l'Empire germanique*. In: „*Revue historique de droit français et étranger*”, Paris 1933.
- ³⁴ Cf. A. GIEYSZTOR, *Les paliers de la pénétration du christianisme en Pologne au X^e et XI^e siècles*. In: „*Studi in onore d'Amintore Fanfani*”, 1, Milano 1962, S. 329-367; IDEM, *Ideowe wartości kultury polskiej w X-XI w. Przyjęcie chrześcijaństwa* [Ideologische Werte der polnischen Kultur im 10. und 11. Jh. nach der Einführung des Christentums]. In: „*Kwartalnik Historyczny*”, 67, 1960, S. 922-940.
- ³⁵ Cf. M. WALICKI (Hg.), *Drzwi Gnieźnieńskie* [Die Gnesener Bronzetür], Bde. 1-3, Wrocław 1956-1959; A. GIEYSZTOR, *La porte de bronze à Gniezno - document de l'histoire de Pologne au XII^e siècle*, Roma 1959; M. MORELOWSKI, *Oeuvres inédites d'art mosan en Pologne au XIII^e siècle*. In: „*L'Art mosan*”, Paris 1953, S. 194-202; IDEM, *Les rapports artistiques et culturels de la Pologne avec les pays situés entre la Meuse et la Seine du XI^e au XIV^e siècle*. In: „*Cahiers Pologne-Allemagne*”, 2/2, 1960, S. 7-26; L. KALINOWSKI, *Influence de l'art français sur la sculpture médiévale en Pologne*. In: „*Actes du XIX Congrès international d'histoire de l'art*”, Paris 1959; Z. SWIECHOWSKI, *Die mittelalterliche Bauforschung in Polen*. In: „*Oesterreichische Zisch. f. Kunst u. Denkmalpflege*”, 10, 1956; IDEM, *Situation européenne de l'architecture romane en Pologne*. In: „*L'information de l'histoire de l'art*”, 11, 1966, S. 150-171.
- ³⁶ Cf. Z. HILCZER-KURNATOWSKA, *Czwierćwiecze badań nad historią kultury materialnej Polski wczesnośredniowiecznej* [25 Jahre Forschung: „Geschichte der materiellen Kultur im frühmittelalterlichen Polen“]. In: „*Kwartalnik Historii Kultury Materialnej*”, 18/4, 1970, S. 647-668.
- ³⁷ Cf. *Historia kultury materialnej Polski w zarysie*, hg. von W. HENSEL und J. PAZDUR, Bd. 1: vom 6. bis zum 12. Jh., von M. DEMBIŃSKA und Z. PODWIŃSKA, Bd. 2: vom 13. bis zum Ausgang des 15. Jh., von A. PŁACHCIŃSKA, Wrocław-Warszawa-Kraków-Gdańsk 1978; erschienen sind auch die Bde. 3 (16.-17. Jh.), 4 (18. Jh.) und 5 (19. Jh.).
- ³⁸ Cf. J. BARDACH, *Studia z ustroju i prawa W.K. Litewskiego XIV-XVII w.* [Studien über Recht und Verfassung des Großfürstentums Litauen vom 14. bis zum 17. JH.], Białystok 1970.
- ³⁹ Cf. S.M. KUCZYŃSKI, *Studia z dziejów Europy wschodniej w X-XVII w.* [Studien über ost-

- europäische Geschichte vom 10. bis zum 17. Jh.], Warszawa 1965; B. WŁODARSKI, *Polska i Ruś: 1194-1340* [Polen und Rußen von 1194 bis 1340], Warszawa 1966; F. PERSOWSKI, *Studia nad pograniczem polsko-ruskim w X-XI wieku* [Studien über das polnisch-ruthenische Grenzgebiet im 10. und 11. Jh.], Wrocław 1962; vgl. auch Anm. 65.
- ⁴⁰ Cf. J. DĄBROWSKI, *L'année 1444*, Cracovie 1952; IDEM, *Polityka andegaweńska Kazimierza Wielkiego* [Die angiovinische Politik Kasimirs des Großen]. In: „*Kwartalnik Historyczny*”, 36, 1922, S. 11-40.
- ⁴¹ Cf. R. HECK, *Tabor a kandydatura jagiellońska w Czechach (1438-1444)* [Die Taboriten und die Jagiellonen-Kandidatur in Böhmen: 1438-44], Wrocław 1964; E. MALECZYŃSKA, *Ruch husycki w Czechach i w Polsce* [Die Hussiten-Bewegung in Böhmen und in Polen], Warszawa 1959; EADEM, *Spółeczeństwo polskie pierwszej połowy XV wieku wobec zagadnień zachodnich - Studia nad dynastyczną polityką Jagiellonów* [Die polnische Gesellschaft in der ersten Hälfte des 15. Jhs. und ihre Stellung zum Westen - Forschungen über die dynastische Politik der Jagiellonen]. Wrocław 1947.
- ⁴² Cf. z.B.: G. LABUDA, *Slaves in Early Medieval Pomerania and their Relations with the Scandinavians in the 9th and 10th Centuries*. In: „*Poland at the XIth International Congress of Historical Sciences in Stockholm*”, Warsaw 1960, S. 61-80; K. ŚLASKI, *Stosunki krajów Skandynawskich z południowo-wschodnim wybrzeżem Bałtyku od VI do XII wieku*. [Die Beziehungen der Skandinavischen Länder zum südöstlichen Balticum vom 6. bis zum 12. Jh.]. In: „*Przegląd zachodni*”, 8/2, 1952, S. 30-43.
- ⁴³ Cf. z.B.: J. FELDMAN, *Problem polsko-niemiecki w dziejach* [Die deutsch-polnische Frage in der Geschichte], Katowice 1946; G. LABUDA, *A Historiographic Analysis of the German Drang nach Osten*. In: „*Polish Western Affairs*”, 5/2, 1964, S. 221-265; K. MALECZYŃSKI, *Wojna polsko-niemiecka 1109* [Der polnisch-deutsche Krieg von 1109], Wrocław 1946; IDEM, *Polska i Pomorze zachodnie w walce z Niemcami w wiekach XIV i XV* [Polen und Westpommern im Kampf gegen die Deutschen im 14. und 15. Jh.]. Gdańsk 1946; K. TYMIENIECKI, *Dzieje Niemiec do początku ery nowożytnej* [Deutsche Geschichte bis zum Beginn der Neuzeit], Poznań 1948; T. WASILEWSKI, *Couronnement de l'an mille à Gniezno et son modèle byzantin*. In: „*L'Europe aux IX-XI ss.*”, Op. cit.; A.F. GRABSKI, *Geneza wojen polsko-niemieckich na początku XI wieku* [Zur Genesis der polnisch-deutschen Kriege am Anfang des 11. Jhs.]. In: „*Studia i materiały do historii wojskowości*”, 5, 1960.
- ⁴⁴ Cf. K. GÓRSKI, *Państwo krzyżackie w Prusach* [Der Ordensstaat in Preußen], Gdańsk-Bydgoszcz 1946; M. BISKUP, *Zjednoczenie Pomorza wschodniego z Polską w połowie XV wieku* [Die Wiedervereinigung Pommerellens mit Polen in der Mitte des 15. Jhs.], Warszawa 1959; IDEM, *Zakon Krzyżacki i jego państwo nad Bałtykiem w dziejach Polski* [Der deutsche Ritterorden und sein Ostseestaat in der Geschichte Polens]. In: „*Przegląd zachodni*”, 22/4, 1966, S. 287-306; IDEM, *Trzynastoletnia wojna z Zakonem Krzyżackim 1454-1466* [Der Dreizehnjährige Krieg gegen den Deutschen Orden 1454-1466], Warszawa 1967; IDEM, *Polish Research Work on the History of the Teutonic Order State Organisation in Prussia: 1945-1959*. In: „*Acta Poloniae Historica*”, 3, 1960, S. 89-113; S.M. KUCZYŃSKI, *Wielka wojna z Zakonem Krzyżackim w latach 1409-1411* [Der große Krieg gegen den Deutschen Orden in den Jahren 1409-1411], 3. Ausg., Warszawa 1966.
- ⁴⁵ Cf. B. ZIENTARA, *Henryk Brodaty i jego czasy* [Heinrich der Bärtige und seine Zeit], Warszawa 1975.
- ⁴⁶ Cf. „*Wielka Encyklopedia Powszechna PWN.*”, Bd. 12, Warszawa 1969, S. 362.
- ⁴⁷ Cf. I. KOBERDOWA, *Archives d'Etat en Pologne*. In: „*La Pologne au XIII^e Congrès des Sciences historiques...*”, Op.cit., S. 161-182; J. KŁOCZOWSKI, *Archives de l'Eglise en Pologne*, ibid., S. 183-199.
- ⁴⁸ Cf. z.B.: *Monumenta Poloniae Historica*, nova ser., 1946 ff; *Ioannis Dlugossi Annales seu Cronica inclitii Regni Poloniae*, neue Ausg., 1964 ff; *Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon*, hg. von M.Z. JEDLIŃSKI, Poznań 1953; T. LEWICKI (Hg.), *Źródła arabskie do dziejów Słowiańszczyzny* [Arabishe Quellen zur Geschichte der Slawen], Wrocław 1956; F. KUPFER, T. LEWICKI (Hg.), *Źródła hebrajskie do dziejów Słowian i niektórych innych ludów środkowej i wschodniej Europy* [Hebräische Quellen zur Geschichte der Slawen und einiger anderer Völker Mittel-Osteuropas], Warszawa 1956; G. LABUDA (Hg.), *Źródła skandynawskie i anglosaskie do dziejów Słowiańszczyzny* [Skandinavische und angelsächsische Quellen zur Geschichte der Slawen], Warszawa 1961; K. GÓRSKI, M. BISKUP, (Hg.), *Acta Statuum Terrarum Prussiae Regalis (1479-1504)*, Bde. 1-4, Toruń 1955-1966; *Codex diplomaticus nec non epistolaris Silesiae (971-1227)*, hg. von K. MALECZYŃSKI, Bde. 1-3, Wrocław 1951-1964; S. KURAS, K. BUCZEK, (Hg.), *Zbiór dokumentów małopolskich (1237-1441)*, Wrocław 1962-63; B. KÜRBISÓWNA, *Osiągnięcia i postulaty w zakresie metodyki wydawania źródeł historycznych* [Ergebnisse und Forderungen betreffend die Methoden der Herausgabe historischer Quellen]. In: „*Studia Źródłoznawcze - Commentationes*”, 1, 1957, S. 53-87.

- 49 Cf. S. TRAWKOWSKI, *Zur Erforschung der deutschen Kolonisation auf polnischem Boden im 13. Jh.*, In: „Acta Poloniae Historica”, 7, 1962, Op.cit.; Z. KACZMARCZYK, *Kolonizacja niemiecka na wschód od Odry* [Die deutsche Kolonisation östlich der Oder], Poznań 1945; A. RUTKOWSKA-PLACHCINSKA, *Sądeckczyzna w XIII i XIV wieku, Przemiany gospodarcze i społeczne* [Das Sandez-Land im 13. und 14. Jh. Seine wirtschaftlich-gesellschaftlichen Wandlungen], Wrocław 1961.
- 50 Cf. A. WYCZANSKI, *Studia nad folwarkiem szlacheckim w Polsce w latach 1500–1580* [Forschungen über die adeligen Fronhöfe in Polen in den Jahren 1500–1580], Warszawa 1960; J. RUTKOWSKI, *La genèse du régime de la corvée dans l'Europe centrale depuis la fin du Moyen Age*. In: „La Pologne au VI^e Congrès international des Sciences historiques à Oslo 1928”, Varsovie 1930, S. 211–217.
- 51 Cf. J. BARDACH, *Un caso di tardiva formazione dello stato moderno: la Polonia dal XV al XVIII secolo*. In: „Quaderni Storici delle Marche”, Ancona 1967, S. 413–438; K. GÓRSKI, *Les structures sociales de la noblesse polonaise au Moyen Age*. In: „Le Moyen Age”, 73, 1967, S. 73–85.
- 52 Cf. T. ROŚLANOWSKI, *Universitäten und Hochschulen in Polen*. In: „Stadt und Universität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit” – „Stadt in der Geschichte”, Bd. 3, Sigmaringen 1977, S. 166–170.
- 53 Cf. M. WALICKI, *La peinture d'autels et de retables en Pologne au temps des Jagellons*, Paris 1937; *Późny gotyk. Studia nad sztuką przełomu średniowiecza i czasów nowożytnych* [Spätgotik: Forschungen zur Übergangsperiode der Kunst vom Mittelalter zur Neuzeit]. In: „Materiały Sesji Stowarzyszenia Historyków Sztuki”, Warszawa 1968; P. SKUBISZEWSKI, *Rzeźba nagrobna Wita Śwosza* [Grabskulpturen von Veit Stoß], Warszawa 1957; T. DOBROWOLSKI, *Życie, twórczość i znaczenie społeczne artystów polskich w latach 1440–1520* [Leben, Wirken und soziale Rolle der polnischen Künstler in den Jahren 1440–1520]. In: „Sprawozdania Komisji PAN w Krakowie”, 1963.
- 54 Cf. B. GEREMEK, *Umystowość i psychologia zbiorowa w historii* [Mentalität und Massenpsychologie in der Geschichte]. In: „Przegląd Historyczny”, 53/4, S. 629–644.
- 55 Cf. *Historia Nauki Polskiej* [Geschichte der Wissenschaften in Polen], (Hg.) von B. SUCHODOLSKI; I. Bd., 1. Teil: P. CZARTORYSKI, *Średniowiecze* [Das Mittelalter], Warszawa 1970, S. 1–194; I. Bd., 2. Teil: P. RYBICKI, *Odrodzenie* [Die Renaissance], Warszawa 1970, S. 195–436.
- 56 J. LEWAŃSKI (Hg.), *Średniowiecze. Studia o kulturze* [Studien über Literatur und Kultur des Mittelalters], Bde. 1–3, Warszawa 1961–66; J. KRZYŻANOWSKI, *Dzieje literatury polskiej* [Geschichte der polnischen Literatur], Warszawa 1970, (besonders SS. 5–28).
- 57 *Cultus et cognitio. Studia z dziejów średniowiecznej kultury* [C. et c. Studien zur Geschichte der mittelalterlichen Kultur], hg. von S.K. KUCZYŃSKI, T. LALIK, T. ROŚLANOWSKI, H. SAMSONOWICZ, S. TRAWKOWSKI, T. WASILEWSKI, Warszawa 1976.
- 58 Cf. besonders: A. GIEYSZTOR unter Mitwirkung von S. HERBST, *Zarys nauk pomocniczych historii* [Die historischen Hilfswissenschaften im Abriß], Bde. 1–2, Warszawa 1948; IDEM, *Zarys dziejów pisma łacińskiego* [Geschichte der lateinischen Schrift im Abriß], Warszawa 1973; J. SZYMAŃSKI, *Nauki pomocnicze historii* [Historische Hilfswissenschaften], 1. Ausg., Lublin 1968; B. KURBIŚOWNA, *L'historiographie médiévale en Pologne*. In: „Acta Poloniae Historica”, 6, 1962, S. 7–34; R. KIERSNOWSKI, *A Survey of Numismatic Researches 1960–1965*. In: „Medieval and Oriental Numismatics”, København 1967, S. 82–93; S. SUCHODOLSKI, *Kritische Bibliographie über das polnische numismatische Schrifttum*. In: „Hamburger Beiträge zur Numismatik”, 15, 1961, S. 75–88; M. GUMOWSKI, *Handbuch der polnischen Numismatik*, Graz 1960; IDEM, *Handbuch der polnischen Siegelkunde*, Graz 1966; W. DWORZACZEK, *Genealogia*, 1–2, Warszawa 1959.
- 59 Cf. Anm. 48.
- 60 Cf. *Historia Polski*, Bd. I, 3. Ausg. Warszawa 1960.
- 61 Cf. A. GIEYSZTOR, J. TAZBIR, E. ROSTWOROWSKI, S. KIENIEWICZ, H. WERESZYCKI, *History of Poland*, 1. Ausg., Warszawa 1968.
- 62 Cf. M. HANDELSMAN, *Średniowiecze polskie i powszechne* [Das polnische und das allgemeine Mittelalter], Sammelband, hg. von A. GIEYSZTOR, Warszawa 1966.
- 63 Cf. *La Pologne et les Polonais vus par les étrangers du X^e au XIII^e siècle*. In: „Acta Poloniae Historica”, 12, 1965, S. 22–43.
- 64 Cf. H. ŁOWMIANŚKI, *Podstawy gospodarcze formowania się państw słowiańskich* [Wirtschaftliche Grundlagen der Gestaltwerdung der slawischen Staaten], Warszawa 1953; K. TYMIENIECKI, *Początki państw słowiańskich w naświetleniu gospodarczym* [Anfänge der slawischen Staaten im Lichte ihrer Wirtschaft]. In: „Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych”, 16, 1954/55, S. 9–50; G. LABUDA, *Pierwsze państwo słowiańskie. Państwo Samona* [Der erste Slawenstaat von Samo], Poznań 1949; B. ZIENTARA, *Kryzys agrarny w Marchii Wkrzańskiej w XIV wieku* [Die Agrarkrise in der Uckermark im 14. Jh.], Warszawa 1961 (es gibt auch eine deutsche Übersetzung); W. HENSEL, *Die Slawen im frühen Mittelalter. Ihre materielle Kultur*, Berlin 1965; L. LECIEJEWICZ,

- Miasta Słowian północnopołabskich [Die Städte der nordelbischen Slawen], Wrocław-Warszawa-Kraków 1968; IDEM, *Sea Problems in Research into Early Medieval Poland*. In: „Acta Poloniae Historica” 23, 1971, S. 136–149.
- ⁶⁵ Cf. A. POPPE, *Państwo i Kościół na Rusi w XI wieku* [Staat und Kirche in Russland im 11. Jh.], Warszawa 1968.
- ⁶⁶ H. EVERT-KAPPELOWA, *Studia nad historią wsi bizantyjskiej w VII–XII wieku* [Studien zur Geschichte des byzantinischen Dorfes im 7.–12. J.], Łódź 1963; T. WASILEWSKI, *Bizancjum i Słowianie w IX wieku* [Byzanz und die Slawen im 9. Jh.], Warszawa 1972.
- ⁶⁷ Cf. z.B.: *Les rites funéraires païens des Slaves occidentaux et des anciens Russes d'après les relations remontant surtout aux IX^e–X^e siècles des voyageurs et des écrivains arabes*. In: „Folia Orientales”, 5, 1963, S. 1–74.
- ⁶⁸ Cf. z.B.: M. MAŁOWIST, *Studia z dziejów rzemiosła w okresie kryzysu feudalizmu w Europie zachodniej w XIV i XV wieku* [Studien zur Geschichte des Handwerks in den Zeiten der Feudalkrise im westlichen Europa während des 14. und 15. Jhs.], Warszawa 1954; IDEM, *Wschód a Zachód Europy w XIII–XVI w. Konfrontacja struktur społeczno-gospodarczych* [Ost- und Westeuropa: Eine Gegenüberstellung der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen vom 13.–16. Jh.], Warszawa 1973; H. SAMSONOWICZ, *Późne średniowiecze miast nadbałtyckich* [Das Spätmittelalter der Ostseestädte], Warszawa 1968; B. ZIENTARA, *Kryzys agrarny...*, Op.cit., vgl. auch die Anm. 25.
- ⁶⁹ Cf. M. MAŁOWIST, *Wielkie państwa Sudanu zachodniego w późnym średniowieczu* [Die großen Staaten im West-Sudan während des Spätmittelalters], Warszawa 1964; IDEM, *Europa a Afryka zachodnia w dobie wczesnej ekspansji kolonialnej* [Europa und Westafrika im Zeitalter der frühen Kolonialexpansion], Warszawa 1969; M. KULA, *Początki czarnego niewolnictwa w Brazylii XVI–XVIII w.* [Die Anfänge der Sklaverei der Schwarzen in Brasilien vom 16. bis zum 18. Jh.], Warszawa 1970; J. KIENIEWICZ, *Faktoria i forteca: Handel pieprzem na Oceanie Indyjskim i ekspansja portugalska w XVI wieku* [Faktorei und Festung: Zum Pfefferhandel am Indischen Ozean und zur portugiesischen Expansion im 16. Jh.], Warszawa 1970.
- ⁷⁰ Cf. z.B.: T. ROSŁANOWSKI, *Recherches sur la vie urbaine et en particulier sur le patriciat dans les villes de la Moyenne Rhénanie septentrionale (fin du XI^e – début du XIV^e s.)*, Warszawa 1964; IDEM, *Kształtowanie się średniowiecznego patrycjatu Kolonii na tle rozwoju ośrodka miejskiego w XII–XIII wieku* [Die Entstehung des mittelalterlichen Patriziats in Köln betrachtet auf dem Hintergrund der Stadtentwicklung im 12. und 13. Jh.]. In: „Studia z Dziejów Osadnictwa”, Bd. 3, Warszawa–Wrocław 1965; IDEM, *Der Anteil der Ministerialen an der Bevölkerung der Städte am nördlichen Mittelrhein im 11.–13. Jh. und ihre Bedeutung für die Stadterwerdung und Stadtentwicklung*. In: „Stadt und Ministerialität”, Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, 76. Bd., Stuttgart 1973, S. 100–121.
- ⁷¹ Cf. B. GEREMEK, *Najemna siła robocza w rzemiośle Paryża XIII–XIV w.* [Lohnarbeiter im Pariser Handwerk des 13. und 14. Jhs.], Warszawa 1962 (es gibt auch eine französische Übersetzung); IDEM, *Paris, la plus grande ville de l'Occident médiéval?* In: „Acta Poloniae Historica”, 18, 1968, S. 18–37; IDEM, *Ludzie marginesu w średniowiecznym Paryżu XIV–XV wieku* [Die Randschichten im mittelalterlichen Paris des 14. und 15. Jhs.], Wrocław 1971.
- ⁷² Warszawa–Wrocław–Kraków–Gdańsk 1976, S. 5–254.
- ⁷³ Cf. T. MANTEUFFEL, *La mission balte de l'Ordre de Cîteaux*. In: „La Pologne au X^e Congrès International des Sciences historiques à Rome”, Warszawa 1955, S. 107–123; A. GIEYSZTOR, *Sanctus et gloriosissimus martyr Christi Adalbertus: un État et une Église missionnaires aux alentours de l'an mille*. In: „Settimane di studi del CISAME”, Bd. 14, Spoleto 1967, S. 611–647; J. KŁOCZOWSKI, *Wspólnoty chrześcijańskie. Grupy życia wspólnego w chrześcijaństwie zachodnim od starożytności do XV wieku* [Christliche Gemeinden. Gruppen des gemeinsamen Lebens im westlichen Christentum vom Altertum bis zum 15. Jh.], Kraków 1964; S. TRAWKOWSKI, *Między herezją a ortodoksją. Rola społeczna premonstratensów w XII wieku* [Zwischen Ketzerei und Rechtgläubigkeit. Soziale Bedeutung der Norbertanen im 12. Jh.], Warszawa 1964.
- ⁷⁴ Cf. A. GIEYSZTOR, *Genesis of the Crusades: the Enciclical of Sergius IV (1009–1012)*. In: „Medievalia et Humanistica”, 5, 1948, S. 3–23 und 6, 1950, S. 3–39; T. ROSŁANOWSKI, *Przegląd nowszych badań nad historią wypraw krzyżowych* [Neuere Forschungen über die Geschichte der Kreuzzüge]. In: „Kwartalnik Historyczny”, 65/4, 1958, S. 1311–1335.
- ⁷⁵ Cf. A. VETULANI, *Le Décret de Gratien et les premiers décrétalistes à la lumière d'une source nouvelle*. In: „Studia Gratiana”, 7, 1959, S. 209–313.
- ⁷⁶ Cf. Anm. 54 und 71.
- ⁷⁷ Cf. *Średniowiecze* [Das Mittelalter]. In: „Historia Powszechna” [Allgemeine Geschichte], Bd. 2, 2. Ausg., Warszawa 1968.
- ⁷⁸ Cf. *Historia powszechna średniowiecza* [Allgemeine Geschichte des Mittelalters], 1. Ausg.,

Warszawa 1968.

⁷⁹ „Kultura Europy wczesnośredniowiecznej“ (bisher erschienen fünf Bände): W. SZYMAŃSKI, *Słowiańszczyzna wschodnia* [Ostslawentum], 1. Bd., Warszawa 1973; L. LECIEJEWICZ, *Słowiańszczyzna zachodnia* [Westslawentum], 2. Bd., Warszawa 1976; Z. KURNATOWSKA, *Słowiańszczyzna południowa* [Südslawentum], 3. Bd., Warszawa 1977; K. DĄBROWSKI, T. NAGRODZKA-MAJCHRZYK, E. TRYJARSKI, *Hunowie europejscy, Protobułgarzy, Chazarowie, Pieczyngowie* [Europäische Hunnen, Protobulgaren, Chasaren und Petschenegen], 4. Bd., Warszawa 1975; J. SZYMANSKI, *Pismo łacińskie i jego rola w kulturze* [Die lateinische Schrift als kulturelle Triebkraft], 12. Bd., Warszawa 1975; im Druck befinden sich vier weitere Bände: W. SZYMAŃSKI, E. DĄBROWSKA, *Awarowie i Węgrzy* [Awaren und Ungarn], 5. Bd.; L. LECIEJEWICZ, *Normanowie* [Die Normannen], 8. Bd.; P. DELOGU, S. GURYN, T. JÓZEFOWICZÓWNA, K. MODZELEWSKI, E. und S. TABACZYŃSCY, *Italia* [Italien], 10. Bd.; T. ROSŁANOWSKI, *Miasta środkowoeuropejskie* [Die mitteleuropäischen Städte] 11. Bd.: die letzten drei Bände sind noch in Vorbereitung: T. ROSŁANOWSKI, *Od plemion zachodnio-germańskich do Królestwa Niemieckiego* [Von den Westgermanen zum Deutschen Reich], Bd. 7; J. OKULICZ, *Ludy bałtyjskie* [Baltische Völker], 6. Bd.; D. POPPE, T. WĄSOWICZ, *Von Gallien zum Frankenreich*, 9. Bd.: in Verbindung mit der o.g. Reihe sind auch erschienen: J. GAŚSOWSKI, *Irlandia i Brytania w początkach średniowiecza w świetle badań archeologicznych* [Irland und Großbritannien im Frühmittelalter im Lichte der archäologischen Forschung], Warszawa 1973, und zwei Artikel im „Kwartalnik Historii Kultury Materialnej“, Bd. 24, 1976, von J.L. MARTÍN über das frühmittelalterliche Spanien, und von Frau D. PODWIŃSKA über die frühmittelalterliche Agrarwirtschaft in West- und Mitteleuropa.

⁸⁰ Cf. *Narodziny kapitalizmu w Europie XIV–XVII w.*, Warszawa 1965.

⁸¹ Cf. *Teoria ekonomiczna ustroju feudalnego. Próba modelu*, 1. Ausg., Warszawa 1962; es gibt mehrere Übersetzungen in Kongreßsprachen.

Neue Bücher

Die Universität Tübingen 1477 bis 1977

Beiträge zur Geschichte der Universität Tübingen 1477 bis 1977. Hrg. von H. Decker-Hauff, G. Fichtner und K. Schreiner. ✓

Die Universität Tübingen von 1477 bis 1977 in Bildern und Dokumenten. Hrg. von H. Decker-Hauff und W. Setzler. ✓

Wissenschaft an der Universität heute. Hrg. von J. Neumann. Attempto-Verlag GmbH Tübingen 1977. ✓

Zum Tübinger Universitätsjubiläum 1977 sind zwei Sammelbände mit ausgewählten historischen Themen und mit Aufsätzen zur heutigen Situation der Universität sowie ein Bildband erschienen. In der Einführung zum ersten Sammelband erinnert H. Decker-Hauff am Beispiel der neun bisherigen Halbjahrhundert- und Jahrhundertfeiern an die Höhen und Tiefen der Universitätsgeschichte. 16 sachkundige Beiträge in drei Abschnitten (1. Strukturen und Reformen, 2. Universität, Gesellschaft, Politik, 3. Forschung und Lehre) bringen viele Details aus dem Tübinger Universitätsleben von 1477 bis heute. Die größte Zäsur der Universitätsgeschichte brachte das 19. Jahrhundert, als sich die Universität vom allgemeinen Bildungsinstitut zur wissenschaftlichen Forschungsanstalt umwandelte. Diesem 19. Jahrhundert gilt denn auch der Hauptteil des Bandes. Gerade diese Kapitel bis hin zur Darstellung der Universität Tübingen im 3. Reich sind eine aufregende Lektüre.

Der Bildband, der die Ergebnisse des 1. Sammelbandes ergänzt, ist mit seinen verbindenden Texten selbst eine kurze Geschichte der Universität. 300 Abbildungen (Bildnisse, Karten, Stammtafeln, Diagramme) machen den Weg der Universität durch die Jahrhunderte deutlich, den Weg von der „wagemutigen Gründung eines vom Humanismus geprägten adeligen Landesherrn“ bis zur heutigen „von einer demokratisch pluralistischen Gesellschaft getragenen multifunktionalen Lehr- und Forschungsstätte“.

Alles andere als „stolze Selbstbespiegelung des Vergangenen“ bietet der dritte Band, der sich mit der „Wissenschaft an der Universität heute“ befaßt. Viele Disziplinen (so die Rechts- und Wirtschaftswissenschaften, die Medizin, die Philologie) sind nicht dargestellt, weil sich kein Fachvertreter für diese Aufgabe gefunden hat. Das ist bezeichnend: Die verwaltete Universität läßt dem Wissenschaftler heute zu wenig Zeit, sich mit der Stellung seines eigenen Faches im Gefüge der Wissenschaften zu beschäftigen. Immerhin hat sich eine Gruppe von Gelehrten gefunden, die über die Frage „Was ist Wissenschaft und unter welchen Vorgegebenheiten und Notwendigkeiten ist Wissenschaft heute möglich“ nachdachte. U.

Walter Jens: Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik. München: Kindler 1977. 418 Seiten, DM 29,80. ✓

Neben der wissenschaftlichen, dreibändigen „Festschrift“ zum Tübinger Universitätsjubiläum ist auch eine knappe erzählende Geschichte der Schwäbischen Hohen Schule erschienen. Walter Jens hat sie auf der Grundlage archivalischen Quellenstudiums verfaßt. Jens liebt die Polaritäten: Er spannt den Bogen von der kleinsten Universitätsstadt Deutschlands vor 500 Jahren zur heutigen Stadt, in der nahezu jeder Dritte der Universität angehört, von der Stadt der Weingärtner zur Stadt der Wissenschaftler, von der Stadt der bodenständigen Philosophen zwischen Ammer und Markt zu der der Biochemiker („gestern in Cleveland, morgen in Tokio“). Aus Historie und Histörchen besteht das Buch. Vielleicht sind letztere etwas überbetont; manchmal kommt einem die Darstellung ein bißchen maniert vor. Dennoch: ein spannendes Buch. U.

Lebensbilder zur Geschichte der Tübinger Juristenfakultät, hg. von Ferdinand Elsener aus Anlaß des 500jährigen Bestehens der Fakultät (= CONTUBERNIUM, Beiträge zur Geschichte der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, Band 17), Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 1977, XV und 233 S., 12 Bildt.

Die einzelnen Beiträge können im folgenden nur kurz angezeigt werden. Finkes Arbeit über den aus Blaubeuren stammenden, humanistisch gesinnten Johannes Lupfdich, Professor der Rechte in Tübingen 1495–1515 und Anwalt gegen Österreichs Expansionspolitik, greift in die Anfangsjahre der Fakultät zurück. Barbara Zeller-Lorenz und Wolfgang Zeller behandeln den in der württembergischen Landesgeschichte wegen seines Übertritts zur katholischen Konfession „berüchtigten“ Christoph Besold (1577–1638). Die übrigen Beiträge wenden sich dem 19. und 20. Jahrhundert zu. In einfühlsamer und tiefeschürfender Weise zeigt Robert Scheyhing in seinem Lebensbild des aus Altona stammenden Strafrechtslehrers F.C.Th. Hepp (1800–1851) das Problem des nicht durch glänzende äußere Erfolge hervortretenden Hochschullehrers. In die Geschichte des Strafrechts führt auch der Aufsatz Hartwig Plates über Ernst von Beling (1866–1932) und Karl Peters Beitrag über den bedeutenden Kriminologen Franz Exner (1881–1947). Vielen heutigen württembergischen Juristen noch bekannt ist der aus Stuttgart stammende Eduard Kern (1887–1972), dessen Hauptaugenmerk dem Gerichtsverfassungsrecht galt; über ihn schreibt der Hamburger Ordinarius Eberhard Schmähäuser. Auch der 1973 tragisch verunglückte Horst Schröder, Verfasser des maßgebenden deutschen Strafrechtskommentars („Schönke-Schröder“) wurde noch in den Band aufgenommen (Walter Stree, Münster). Die Reihe der hier behandelten Zivilrechtler eröffnet der Neuwürttemberger und Oberschwabe Gustav (von) Mandry (1832–1902), der das Königreich Württemberg bei den Beratungen zum Entwurf des BGB vor 1900 vertrat.

Die beiden führenden Vertreter der später so genannten „Tübinger Schule der Interessenjurisprudenz“, einer bis heute in der Rechtsprechung der Obergerichte nachwirkenden juristischen Argumentierweise, der aus der altwürttembergischen Ehrbarkeit stammende einflußreiche „Kanzler“ Max von Rümelin (1861–1931) (Ferdinand Elsener) und der heute noch berühmtere Philipp Heck (1858–1943) (Roland Dubischar) schließen sich an. In die jüngste Zivilrechtsgeschichte führt Herbert Schneiders Beitrag über den bedeutenden Schulrechtslehrer Heinrich Stoll (1891–1937). Ebenfalls juristische Zeitgeschichte behandelt Karl-Hermann Kästners Aufsatz über den Kirchen- und Staatsrechtslehrer Rudolf Smend (1882–1975). Peter-Christoph Storm würdigt den originellen und in der südwestdeutschen Rechtsgeschichte verdienten Rechtshistoriker Friedrich von Thudichum (1831–1913); nicht weniger wichtig für die Pflege der schwäbischen Rechtsgeschichte war der auch als Kirchenhistoriker und Verfassungsgeschichtler bekannte Hans Erich Feine (1890–1965) (Lehrstuhlvorgänger des Herausgebers Elsener), dem Martin Heckel eine tiefgründige Studie gewidmet hat.

Insgesamt ist der Band eindrucksvolles Zeugnis für die Bedeutung, die der Tübinger Juristenfakultät in der Geistesgeschichte Württembergs und Deutschlands zukommt. Für ehemalige Tübinger wird er eine Erinnerung an manchen noch bekannten Rechtslehrer und an die Fakultät insgesamt sein. Da die Beiträge, soweit das im juristischen Fach eben möglich ist, in einem allgemeinverständlichen Ton geschrieben sind, kann jedoch auch der juristische Laie einen Blick in den ihm sonst verschlossenen Garten der Rechtsgelehrsamkeit werfen.

Der heutige Tübinger Jus-Student, in dessen Händen wir den Band am meisten wünschen, weil ihm die verunglückte „Reform“ der juristischen Prüfungsordnungen in den letzten zehn Jahren den Zugang zu den geschichtlichen Grundlagen des Rechts verbaut hat, sollte sich auch durch den stattlichen Preis nicht vom Kauf abhalten lassen. *Weber*

Theodor Elze: Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain. Tübingen 1877. Neudruck 1977. 142 S. mit einem Anhang.

Theodor Elze, evangelischer Pfarrer in Venedig, widmete 1877 sein Werk der Universität Tübingen zu ihrer 400-Jahrfeier. Zur 500-Jahrfeier wird dieses Werk neu aufgelegt und mit einer Abhandlung von Christoph Weismann über Theodor Elze und seine Beziehungen zur Universität Tübingen erweitert und mit einem Personen- und Ortsregister ergänzt. Theodor Elze war in erster Linie ein Sammler wissenschaftlichen Materials. In dem vorliegenden Werk untersuchte er vor allem den Einfluß der Universität Tübingen auf das evangelische Österreich und Krain während der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts, indem er Leben und Wirken der in Tübingen immatrikulierten Krainer nachzeichnet. Daneben registriert er alle in Tübingen immatrikulierten Österreicher von 1530-1614 und stellt ein Verzeichnis auf von allen in Tübingen magistrierten Österreichern zwischen 1530 und 1689. Elzes Werk bedarf zwar heute der Ergänzung durch neue Archivstudien, aber ersetzt werden kann es noch nicht. Zi

Reinhard Muth: Studentische Emanzipation und staatliche Repression. Die politische Bewegung der Tübinger Studenten im Vormärz, insbesondere von 1825 bis 1837. Tübingen 1977. 298 S.

Diese Tübinger Dissertation aus der Schule von Prof. Naujoks veranschaulicht mit viel Lokalkolorit und zahlreichen Einzelheiten das Auf und Ab der vormärzlichen Freiheitsbewegung in Württemberg. Sie zeigt, wo ein Hauptengagement für die konstitutionellen Freiheiten und Grundrechte sich gebildet hatte. Der Verfasser führt seine Darstellung von der Gründung der politischen Studentenbewegung über die Repression der württembergischen Regierung in den Jahren 1825-30, über die Emanzipation im Zeichen der französischen Julirevolution und des Hambacher Festes bis zur erneuten politischen Unterdrückung nach dem Frankfurter Wachensturm. In einem letzten Teil gibt er eine solide, knappe Zusammenfassung der politischen Studentenbewegung in der Zeit von 1815-1848. Besondere Beachtung verdient der Dokumentenanhang, in Text und Bildtafeln wird der Zeitgeist von damals lebendig. Die repressiven Praktiken, die Vielzahl der obrigkeitlichen Zwangsmaßnahmen stehen den phantasievollen Wegen der Studenten, diese zu umgehen, gegenüber. Der Ausgang der studentischen Emanzipationsbewegung war ebenso betrüblich wie das Ende der Revolution von 1848. Die Hauptziele Freiheit, politische Mitbestimmung und nationale Einheit wurden anders in die politische Realität umgesetzt, als die studentische Bewegung sie sich erträumte. Bei der Arbeit mit dieser Dissertation vermißt man leider ein Ortsregister, ganz zu schweigen von einem Sachregister. Zi

Das andere Tübingen. Kultur und Lebensweise der Unteren Stadt im 19. Jahrhundert. Verfaßt von 13 Autoren unter der Leitung von Martin Scharfe. Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Tübingen, Schloß, 1978, 398 S., Sonderband.

„Dieses Buch wird der Stadt Tübingen mit Dank dafür übereignet, daß sie und ihre Bürger die Universität ertragen haben und mit dem Wunsch, daß es mithelfen möge, Ghetto-Situationen aufzubrechen.“ So lautet der Schlußsatz des Grußworts von Adolf Theis, dem Präsidenten der Universität Tübingen. Es ist das Grußwort zu einem gewichtigen Werk im Format DIN A 4 – auch in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes gewichtig –, das die nunmehr 500jährige Universität der Stadt Tübingen zur 900-Jahrfeier der ersten Erwähnung des Namens Tübingen übergeben hat. Ein Werk, das für das vorige Jahrhundert eindrucksvoll die Ghettosituation der Tübinger Unterstadt um die Jakobskirche, das Wohnquartier der Weingärtner und Tagelöhner, verdeutlicht mit zahlreichen Abbildungen, Karten, Zeichnungen, Statistiken und faksimilierten Dokumenten. Ein Werk, das dem Wissenschaftler reichhaltiges Material zur Sozialgeschichte einer bürgerlichen Unterschicht vermittelt, das aber auch zu einem

begehrten Heimatbuch geworden ist. Wie sonst hätten in kurzer Zeit drei Auflagen mit insgesamt 9.500 Exemplaren verkauft werden können? Allerdings zum subventionierten Preis von DM 20,-.

Martin Blümcke

Aus Franken

R Georg Rudolf Widman: D. Johannes Faustus. Faksimiledruck der ersten Ausgabe Hamburg 1599. Mit einem Nachwort von Gerd Wunder. Hrg. von der Druckerei Oscar Mahl KG Schwäbisch Hall in Verbindung mit dem Historischen Verein für Württ. Franken und dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall. Schwäbisch Hall 1978. 339, 135, 197 und 20 Seiten.

Der voluminöse Faksimileband kam 1978 anlässlich des 150. Firmenjubiläums der Druckerei Mahl, Schwäbisch Hall, heraus. Zum ersten Mal seit 1599 ist der originale Text des Haller Faustbuchs damit wieder einer größeren Öffentlichkeit zugänglich. Es umfaßt drei Teile, deren erster den weitschweifigen Titel trägt: „Erster Theil der Warhafftigen Historien von den grewlichen und abschewlichen Sünden und Lastern, auch von vielen wunderbarlichen und seltsamen ebentheuren, So D. Johannes Faustus, Ein weiterbaffener Schwartzkünstler und Ertzzäuberer, durch seine Schwartzkunst biß an seinen erschrecklichen end hat getrieben.“ Goethe hat mittelbar auch aus diesem Faustbuch für seinen „Faust“ geschöpft; er kannte den Widmannschen Faust in der Bearbeitung des Nürnberger Arztes Nikolaus Pfitzer. Gerd Wunder schildert im Nachwort zu dem Faksimiledruck kurz den Lebensweg des Georg Rudolf Widman. Er weist auch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nach, daß der historische Faust – „der frembde doctor, der philosophus“ – 1521 in der Reichsstadt Hall war. Den Druck besorgte nach einer Vorlage der Württ. Landesbibliothek die Druckerei Oscar Manl im Dreifarben-Offsetdruck, wobei der vergilbte Papierton und die vom Gegendruck verursachten Schattierungen durch gesondert reproduzierte Rasterunterdrücke faksimiliert wurden. So ist ein ganz hervorragender Nachdruck entstanden, der sich vorteilhaft von der Flut der Faksimiledrucke abhebt und als bibliophile Kostbarkeit gelten kann.

U.

Helmut Neumaier: Reformation und Gegenreformation im Bauland unter besonderer Berücksichtigung der Ritterschaft. (Forschungen aus Württembergisch Franken. Bd. 13. 1978). 397 S.

Die vorliegende Arbeit, eine Dissertation der Universität Würzburg, bemüht sich mit viel Fleiß und Sachkunde darum, in dem territorial zersplitterten „Bauland“, dem Gebiet zwischen Neckar, Jagst und Tauber, die konfessionell bestimmten Vorgänge im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu erhellen. Das ist auch ausgezeichnet gelungen. Eingehendes Studium der Archivalien und Verwertung der vorliegenden Literatur geben durchgehend eine breite Basis für die Klärung der politischen und konfessionellen Auseinandersetzungen in diesem Gebiet. Zuerst werden die verwirrenden Rechts- und Hoheitsverhältnisse sowie die kirchliche Rechtslage geklärt. Es wird gezeigt, daß die Ritterschaft im wesentlichen gestützt auf Vogtei und Niederkirchenrechte das jus reformandi beanspruchen konnte und damit zum tragenden Element der Reformation wurde. Dabei muß eben auch beachtet werden, daß dies zusammenfiel mit der Lösung der Ritter von ihrem Lehnsherren und der Ausbildung zur Reichsritterschaft. Sicher auch ein Motiv, sich der Reformation zuzuwenden.

Bei den Kapiteln über die Anfänge der Reformation kann der Rezensent den Ausführungen und Schlußfolgerungen nicht immer zustimmend folgen. Es werden z.B. Fakten aus dem Umkreis des Baulandes berichtet, um dann festzustellen, daß sie nachweislich keinen Einfluß ausübten (S. 87) oder daß ähnliche Vorgänge im Bauland

nicht belegt sind bzw. „nur“ archivalisch nicht nachweisbar sind (S. 88). Dem Autor liegen Quellen aus der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts vor, die dann unbedingt einen reformatorischen Anstrich bekommen müssen, aber ihn wohl nicht haben. Mit diesem Beweisnotstand muß man leben können.

Auf festem Boden dagegen steht der Verfasser, wenn er die Verhältnisse in den einzelnen Herrschaften und Orten nach der Aufnahme der lutherischen Lehre nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 untersucht und interpretiert. In diesen Detailwiedergaben liegt auch die Stärke des Buches.

Gut gesehen ist, daß die erste ernste Gefahr für die lutherische Sache auch im Bauland zunächst nicht von den Katholiken kam, sondern von den Calvinisten und Sektierern. Diese Auseinandersetzung ging parallel mit der eigentlichen Rezeption der lutherischen Lehre in den sechziger und siebziger Jahren, wobei für das letztere starke Impulse aus Hohenlohe und Württemberg kamen und der prägende Einfluß des Reformators Johannes Brenz auch bis ins Bauland hineinwirkte. Dagegen mußte die letzte Offensive lutherischer Adelige gegen Ende des 16. Jahrhunderts scheitern, weil einmal die Offensivkraft des Luthertums damals auch im Bauland schon erschöpft war, zum andern die wiedererstarkten katholischen Mächte Mainz und Würzburg jetzt ihre gegenreformatorischen Aktivitäten entfalteten. Dabei scheint das Kapitel über die kirchliche Reformtätigkeit Julius Eichters, des Hauptakteurs der Gegenreformation in diesem Gebiet, eines der gelungensten des Buches zu sein. Beachtenswert auch der Versuch, die konfessionellen Verhältnisse in Krautheim soziographisch zu interpretieren.

Die Untersuchung wird durch ein Kapitel über die Zeit des Dreißigjährigen Krieges abgeschlossen. Abgerundet wird das Buch durch Quellenbeilagen, ein ausführliches Literaturverzeichnis und zwei Register.

Zi

R Die Stadt Weinsberg. Quellen und Zeugnisse ihrer Geschichte im Mittelalter. Dokumentation einer Ausstellung im Stauferjahr 1977. Herausgegeben von der Stadt Weinsberg (Fritz-Peter Ostertag und Robert G. Koch). 140 S. Ill.

Daß die mit bewundernswertem Fleiß und Gründlichkeit zusammengestellte Weinsberger Ausstellung von 1977 nun in Buchform festgehalten und auch denen zugänglich gemacht wird, die sie nicht sehen konnten, ist sehr zu begrüßen. Das Buch bietet über die Staufer und ihr Fortleben sowie über die Stadtgeschichte zuverlässige Unterlagen; die Geschichte von den Weibern von Weinsberg z.B. kann in ihrer Entstehung und Nachwirkung auch der verfolgen, der sie nicht wörtlich zu glauben vermag. Der Stadt und besonders Herrn Ostertag gebührt der Dank aller Geschichtsfreunde. Wu

976-1976. Tausend Jahre Sulzdorf. Herausgeber Stadt Schwäbisch Hall, Bezirksamt Sulzdorf. 357 S. Ill.

In 14 Beiträgen, für die 9 Verfasser zeichnen, hat nach der Eingliederung in die Stadt Schwäbisch Hall (1972) die Gemeinde Sulzdorf ihre Ortsgeschichte vorgelegt. Wie es gewöhnlich zugeht, wenn solche Arbeiten unter Zeitdruck entstehen, müssen die Beiträge gebracht werden, die in kurzer Zeit zu erhalten sind, und wie es zugeht, wenn nicht einer die ganze Arbeit übernimmt oder wenn nicht eine sachkundige Gesamtedaktion tätig wird, läßt sich mangelnde Einheitlichkeit und mangelnder Zusammenhang kritisieren. Andererseits aber ziehen wir es vor, wenn „ausgewählte Dokumente“ zur Geschichte eines Orts analysiert werden und nicht der Chronologie zuliebe über Zeiten und Dinge berichtet wird, über die nichts oder noch nichts zu sagen ist. Selbstverständlich für ein solches „Heimatbuch“ sind Berichte über Gemeinde, Kirche und Schule, über Landwirtschaft und Gewerbe, über Kriegsfolgen und Heimatvertriebene, über Sitten und Bräuche. Das unterscheidet diese Ortsgeschichte nicht von anderen. Vielleicht wäre auch eine eingehendere Darstellung der Teilorte wünschens-

wert. Wir möchten hier nur auf drei Beiträge hinweisen, die Neues enthalten. Das ist zunächst Jänichens Deutung des Ortsnamens, der im Zusammenhang mit (Groß-) Altdorf dem 7. Jhdt. zugewiesen wird (vgl. auch W. Fr. 1955, 20). K. Ulshöfer veröffentlicht die Liste der Sulzdorfer Anwesen von 1699/1700 (S. 67) und analysiert sie mit Hilfe des Katasterplans. Dabei ergibt sich eine bisher noch nicht veröffentlichte Tatsache, daß nämlich die kleinen und die geteilten Höfe offensichtlich aus früheren größeren Einheiten herausgeschnitten sind und daß diese ursprünglichen Hofkomplexe sich aus dem Plan mit einiger Sicherheit feststellen lassen (S. 58). So bietet sich die Möglichkeit, durch Rekonstruktion der „Großhofbereiche“ Einblicke in eine Zeit vor jeder schriftlichen Überlieferung zu gewinnen, wenn man die in der Stadtgeschichte so erfolgreiche Methode der Planforschung mit archivalischen Erhebungen verbindet. Damit ist ein Thema angesprochen, das weiterer Forschungen bedarf und uns künftig Neues zu bringen vermag. Endlich hat der Rezensent die Bevölkerungsverhältnisse im 30jährigen Krieg genauer untersucht, als es bisher geschehen ist, und dabei festgestellt, daß Sulzdorf, obwohl es in seiner Straßenlage vom großen Krieg sehr mitgenommen war, nach dem Kriege jeden Hof wieder besetzen konnte oder daß zu jedem Hof im Anerbengebiet ein Erbe vorhanden war, daß aber die überzähligen Söhne und Töchter weitgehend gestorben waren, daß also nicht das Leben, sondern nur die Wirtschaft weiterging, wie bisher. Auch diese Arbeit sollte weitere Erhebungen an anderen Orten anregen, um das bisherige grobe Gesamtbild für das Anerbengebiet feiner auszuzeichnen oder zu berichtigen.

Wu.

Herrmann Hanselmann: Der Herrenmüller von Sontheim. Neu aufgelegt durch die Gemeinde Obersontheim. 303 S.

Angeregt durch die Besprechung dieses Buches in WFr. 1977 hat die Gemeinde Obersontheim eine Neuauflage mit einem Vorwort von Gerd Wunder versehen, das die im Buch angesprochenen historischen Vorgänge und Fakten ins rechte Licht rückt und kurz aufzeigt, wie es wirklich war. Der Roman selbst ist dadurch nicht besser geworden. U.

Ludwig Schnurrer: Das Goldschmiedehandwerk in Rothenburg o.d.T. (Verein Alt-Rothenburg Jahrbuch 1977/78, S. 33-176).

In der sehr materialreichen Studie gibt uns der Rothenburger Stadtarchivar Auskunft über Ausbildung, Ausübung und Organisation des Handwerks der Goldschmiede und verwandter Berufe, wie der Paternosterer, Siegelschneider, Edelsteinschneider usw., über ihre Produktion und ihre Kunden. Er fügt (S. 105-171) eine Liste der bis zum heutigen Tag festgestellten 152 Rothenburger Goldschmiede mit Personaldaten an. Es ist verständlich, daß im Ortsregister vor allem Nürnberg häufig auftritt, auch Windsheim und Augsburg sowie die Residenzstädte Ansbach und Weikersheim kommen mehrfach vor, aber Dinkelsbühl, Hall und Gmünd nur wenig (mit je einem Goldschmied), obwohl die historischen Beziehungen der Städte sehr intensiv waren. Der einzige Haller Goldschmied, der erwähnt wird, kam übrigens gar nicht bis Rothenburg: Hans Bonhöfer bewarb sich 1665 von Feuchtwangen aus um Zulassung in Rothenburg, da er in Feuchtwangen sein Brot nicht finde, aber er ist später nach Hall zurückgekehrt, (ein Ahn von Dietrich Bonhöffer). Interessant ist auch der Zahlenvergleich: Schnurrer nennt für 1300 sechs, für 1500 etwa vier, für 1700 drei Goldschmiede (in Hall gab es 1497 sechs, 1545 acht). Anscheinend war die Gewerbekontrolle durch den Rat in Hall auch straffer als in Rothenburg, wo die Goldschmiede wiederholt das Fehlen einer Zunftordnung beklagen. Aber das müßte erst noch untersucht werden. Es sollten nun auch für andere Reichsstädte solche Arbeiten unternommen werden, die der Kunstgeschichte ebenso wie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte Hilfen geben.

Wu.

Herwarth Vorländer (Hrsg.): Nationalsozialistische Konzentrationslager im Dienste der totalen Kriegsführung. Sieben württembergische Außenkommandos des Konzentrationslagers Natzweiler. (Veröffentlichung der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. R. B, 91. Bd. Stuttgart: Kohlhammer, 1978, 312 S.

Oftmals auf nur wenige Schlagworte beschränkt sich das Wissen einer breiten Öffentlichkeit über die Judenverfolgung während des Dritten Reiches. Eine detaillierte Kenntnis fehlt. Es ist deshalb uneingeschränkt zu begrüßen, daß ein Abschnitt aus diesem düsteren Kapitel deutscher Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg zum Thema von Arbeiten für Zulassungsprüfungen wurde. Zugleich birgt dies die Chance in sich, daß die jungen Historiker, die die einzelnen Konzentrationslager in Württemberg untersucht haben, ihr Wissen an ihre künftigen Schüler weitergeben und so zu einem besseren Verständnis der Vorgänge im Dritten Reich – hier der brutalen Ausnutzung von als Sklavenarbeiter eingesetzten Ausländern – beitragen werden. Ohne sie gibt es kein Aufarbeiten der deutschen Vergangenheit, sie würde nur verdrängt und stünde wie ein dunkler Schatten zwischen den Völkern, die leiden mußten und die leiden ließen.

Der vorliegende Band enthält Studentenarbeiten über die Lager Echterdingen, Hailfingen, Hessental, Leonberg, Neckargartach, Schörzingen und Vaihingen/Enz. Es sind Arbeiten, die ihrem Leser deutlich vor Augen führen, mit welcher Unmenschlichkeit die nationalsozialistischen Machthaber ihre Opfer zur Arbeit preßten. Trotz des Bemühens um Details und der Bereitschaft zum Quellenstudium muß festgestellt werden, daß den Autoren nur wenig Zeit (und auch Geld) zur Verfügung stand. Die Arbeiten – Ergebnis wenige Monate andauernder Recherchen – wurden vor ihrer Drucklegung inhaltlich nicht ergänzt, obwohl dies empfehlenswert gewesen wäre. Dennoch muß festgehalten werden, daß der Band hohen Informationswert hat, weil bisher keine Literatur zu diesem Thema zur Verfügung gestanden hat.

Einige Bemerkungen zum Beitrag über das KZ Hessental. Dieser enthält einige Unrichtigkeiten, diese gehen jedoch nicht alle zu Lasten der Autorin Elke Schabet-Berger. Einige wurden vom Rezensenten erst jetzt als unrichtig erkannt, obwohl er schon seit Jahren sich mit diesem Lager intensiv befaßt. Zugleich zeigt sich, mit welcher Vorsicht neutige Aussagen über Vorgänge zu bewerten sind, die vor 30 und mehr Jahren geschehen sind. In Hessental wurde nicht erst im März 1936 ein Fliegerhorst eingerichtet, dies geschah bereits vor dem April 1935. KZ-Häftlinge waren zur Montage der Me 262 in Hessental nicht eingesetzt worden, und die Me 109 wurde hier überhaupt nicht montiert. Auf dem Haalplatz haben KZ-Häftlinge keinen Luftschutzbunker gebaut. Bis auf den Septemberangriff von 1944 treffen die Angaben über Luftangriffe nicht zu. Es fand weder ein Luftangriff am 3. März 1945 auf Hessental, noch wenige Tage später ein solcher auf Schwäbisch Hall statt. Hessental war am 25. Februar und am 22. März 1945 und Schwäbisch Hall am 23. Februar 1945 angegriffen worden. Die Autorin beziffert die Opfer des Todesmarsches mit mindestens 170. Diese Zahl kann nicht als gesichert angesehen werden, zumal es der Autorin offenbar unbekannt war, daß die Hessentaler Häftlinge in mindestens drei Gruppen an verschiedenen Tagen im Dachauer Außenlager Allach eingetroffen sind. Die Hessentaler Häftlinge wurden nicht nur im Raum München, sondern auch auf dem „Tiroler Marsch“ bei Staltach von amerikanischen Truppen befreit. Die Fotoaufnahmen zu diesem Beitrag stammen nicht von der Autorin – wie angegeben – sondern vom Rezensenten.

Eine Bemerkung zum Vorwort: Der Rezensent schrieb in seinem Beitrag „Der Terror endete mit einem Todesmarsch“ im Haller Tagblatt vom 5. April 1975 wörtlich: „tatte das HT in seiner Ausgabe vom 10. Juli 1972 auf Grund von Auskünften des städtischen Archivs und des Landratsamtes berichtet, es habe sich in Hessental nur ein Vorkommando von KZ-Häftlingen befunden, das dann wieder abgezogen worden sei, so muß dies jetzt berichtigt werden. Das HT machte im Zuge seiner Recherchen

die Erfahrung, daß bei örtlichen Behörden keinerlei Informationen vorhanden sind." In diesem Sinne ist die Vorbemerkung von Elke Schabet-Berger, der Rezensent habe „weder von den Bürgern noch von seiten der Behörden eine Resonanz erfahren“, zu verstehen. Was die Mitarbeit der Bevölkerung anbetrifft, so war es in der Tat so, daß sich auf die Veröffentlichung vom 10. Juli 1972 lediglich eine Hessentalerin gemeldet hat. Gewußt, daß sich in Hessental ein Lager befunden hatte, haben dagegen viele. Eine Resonanz besteht jedoch darin, daß der Historische Verein für Württ. Franken von Anfang an zugesagt hat, die Arbeit des Rezensenten in seine Schriftenreihe „Forschungen aus Württ. Franken“ aufzunehmen.

Michael Sylvester Koziol

P. Morand, *Verborgene Schätze – Christliche Kunst aus 10 Jahrhunderten im Tauber-, Jagst- und Kochertal*. 248 S., über 200 S/W Abb., 1 Farbtafel, 2 Karten, 1978. Katholische Kurseelsorge Bad Mergentheim.

P. Morand ist Guardian des Kapuzinerklosters und seit vielen Jahren beliebter Kur-gastseelsorger in Bad Mergentheim. Überzeugt davon, daß zu einer erfolgreichen Kur nicht allein die Anwendung der Kurmittel, sondern auch geistige Tätigkeit und Besinnung gehören, erschließt er den Kurgästen in Vorträgen und Fahrten die Geschichte und Kunst der fränkischen Kulturlandschaft, vor allem die Zeugnisse christlicher Frömmigkeit. Die Ausbeute seiner Entdeckungsfahrten in einem Gebiet rund 40 km um Bad Mergentheim legt er nun in einem vorzüglich gedruckten und liebevoll gestalteten Bildband vor. P. Morand führt nicht in ein verkitschtes „Madonnenländchen“, nicht zu den Wallfahrtsstätten des Massentourismus an der „Romantischen Straße“, sondern zu den „Verborgenen Schätzen“, die unbeachtet bleiben und oft auch den Einheimischen unbekannt sind. Nur ein unermüdlicher und aufmerksamer Wanderer und Reisender wie er findet in den Städten und Dörfern zwischen Würzburg und Hall, Rothenburg und Wertheim die unscheinbaren Kirchen und Kapellen, die Brückenheiligen, Hausmadonnen, Bildstöcke und Feldkreuze, dazu die Kostbarkeiten, die leider kaum zugänglich in den Sakristeien verwahrt werden, die Kelche und Monstranzen, Kreuze und Leuchter. Die Bilder hat mit wenigen Ausnahmen Günter Besserer aus Lauda aufgenommen. Erfreulich ist, daß der Fotograf nicht der Versuchung erlegen ist, mit Hilfe seiner technischen Möglichkeiten geschönte, vom Original losgelöste Fotokunstwerke zu stilisieren. Seine Kamera inszeniert nicht, sie zeigt sachlich und genau das Gegebene. Ebenso erfreulich ist, daß die überwiegende Zahl der Bilder im Großformat wiedergegeben wurde, so daß die charakteristischen Details gut betrachtet werden können. Ein einleitender kunstgeschichtlicher Überblick stellt die Zeugnisse christlicher Baukunst, Bilderei, Malerei und Volksfrömmigkeit von der Romantik bis zur zeitgenössischen Kunst nach Stilepochen geordnet zusammen. Ein zweiter thematischer Teil greift einzelne Kunstwerke heraus, erklärt und deutet sie. Hier werden u.a. die sog. Näpfchensteine vorgestellt, das Portal der Sigismundkapelle in Oberwittighausen, die Steinkreuze von Reicholzheim. In leicht lesbaren, informativen Texten behandelt P. Morand neben vielen anderen Themen den Wandel des Christusbildes, die Mariendarstellungen und die volkstümliche Heiligenverehrung. Ereignisse der politischen Geschichte und der Kirchengeschichte werden berichtet, soweit sie für das Verständnis der Kunstwerke nötig sind. Man erfährt das Wichtige z.B. über den Bauernkrieg, über Reformation und Säkularisation und die Bedeutung der religiösen Orden für das Frankenland. Der dritte Teil enthält schließlich ein katalogartiges alphabetisches Ortsregister, das alle wissenswerten Daten aufführt, ohne daß Vollständigkeit angestrebt wird. P. Morand richtet sich an Leser, die Zeit und Muße aufbringen, sich mit einer Landschaft, ihrer Geschichte und ihrer Kunst zu befassen, die aber auch bereit sind, zu betrachten und nachzudenken. Die Beschäftigung mit den „Verborgenen Schätzen“ christlicher Kunst soll mehr als nur ästhetischen Genuß vermitteln. Man

wünscht diesem schönen Bildband viele aufmerksame Leser, nicht nur aus den Reihen der Mergentheimer Kurgäste. Gö

Curt Hoefner: Die Matrikeln des Gymnasium Casimirianum Academicum zu Coburg. Ergänzungsheft. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte IV, 6a). Neustadt a.A. 1976. 248 S.

Die Matrikel des Gymnasiums in Coburg nimmt unter den vorliegenden Veröffentlichungen dieser Art wegen ihrer ausführlichen biographischen Angaben über Schüler und Lehrer dieser Anstalt einen besonderen Rang ein. Es ist daher besonders dankenswert, daß der Bearbeiter nunmehr über 20 Jahre nach dem Erscheinen des Werks Ergänzungen vorlegt, die aus weiteren Forschungen und aus der inzwischen veröffentlichten Literatur stammen. Sein Werk behält dadurch seinen vorbildlichen Charakter. Wu.

Mein Boxberg. Jahresheft des Heimatvereins Alt-Boxberg, 16, Boxberg 1977. 48 S. Walter Rukaber läßt auf einem „Rundgang in die Vergangenheit“ die auf dem Merian-Stich von 1645 noch so stattliche Burg in Gedanken wiedererstehen; instruktiv auch ein Grundriß der Veste von 1730. Der Kustos des Heimatmuseums, Pfarrer Heinz Raulf, gibt einen lebendigen Abriß des Amtsortes bis hin zur Verwaltungsreform. Manfred Müller leuchtet die Agrar- und Sozialverhältnisse in Windischbuch zwischen 1890 und 1928 aus. Vereinsnachrichten und Mundartgedichte von Wilhelm Kraft runden das Heft ab. C.G.

Fritz Mägerlein: Rund um Uffenheim, hrsg. von Fritz Klausecker jr. Uffenheim 1977. 218 S. m. Abb.

Der Schulmann und Heimatforscher Fritz Mägerlein legt hier ein gutes Dutzend seiner gediegenen Aufsätze gesammelt vor. Die Themen: Vom Oberamt zum Landkreis Uffenheim; Erbhuldigung im Uffenheimer Land; Zentgerichte im Uffenheimer Land; Grenzwanderung; Zur Hofgeschichte im Uffenheimer Gau; Obstbau im Gollachgau; Mühlen im Uffenheimer Land; Schmiedehandwerk und Schmiedezunft; Von Heirat und Hochzeit; Eine Brautentführung (aus dem Jahr 1778!); Maindorf Oberickelsheim. Zwei Lebensbilder, die des Kollegen Georg Ries und des Konservators des Historischen Vereins Unterfranken, Joseph Hörnes, Maße und Münzen sowie ein umfangreiches Register beschließen den Band. C.G.

Josef Lidl und Walter Hahn: An der Mühlstraße. Mit dem Zeichenstift durchs Brombachtal. 117 S., zahlr. Abb. Weißenburg, W. Lühker, 2. Aufl. 1977.

Dieses Buch ist eine bibliophile Rarität. Bei der Überleitung von Altmühl-Donauwasser in das Regnitz-Main-Gebiet entstand zwischen Gunzenhausen und Pleinfeld im Brombachtal ein 1100 Hektar großer Stausee, dem ein Dutzend alte Mühlen weichen mußten. Josef Lidl hat diese untergegangene Mühlenlandschaft mit dem Zeichenstift, Walter Hahn, Wasserrechtsreferent beim Landratsamt Gunzenhausen, die Historie der Wasserrhäuser vom 14. Jahrhundert bis zur Gegenwart aufgezeichnet. Dabei fallen auch Schlaglichter auf die Herrschaftsgeschichte des Tales. C.G.

Herwig John: Krautheim. Ein Bergstädtchen an der Jagst. Karlsruhe: Badenia 1977. Von der 1955 entdeckten Fliehbürg der Hallstattzeit, auf deren Wall die mittelalterliche Stadtmauer gründete, bis zu dem nach Bürgermeister Gustav Meyer benannten Bildungszentrum wird hier ein lebendiges, detailreiches Lebensbild der Stadt Krautheim entworfen. Im Bild wenigstens sind auch die neuen Ortsteile vertreten. Eine ausgewogene Darstellung, die ihr besonderes Gewicht durch Johns quellengetreuen Abriß der Stadtgeschichte bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erhält. C.G.

Leonhard Scherg: Die Zisterzienserabtei Bronnbach im Mittelalter. Studien zur Geschichte der Abtei von der Gründung bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. (Mainfränkische Studien 14), Würzburg 1976. 325 S., Kartenskizzen, 1 Faltkarte.

Freunde der großartig strengen, spätromanischen Klosterkirche Bronnbach vermissen schon lange eine zuverlässige Darstellung der Geschichte der im unteren Taubertal gelegenen Zisterzienserabtei. Nun hat Scherg diesem Mangel abgeholfen und eine Darstellung der mittelalterlichen Geschichte des Klosters vorgelegt, die auf einer ungewöhnlich reichen archivalischen Überlieferung beruht. Aus dem Klosterarchiv, das seit der Säkularisation 1803 in den Fürstlich Löwenstein-Wertheim'schen Archiven aufbewahrt wird, hat er 352 Urkunden in Regesten erfaßt und zusammen mit anderen Quellen zur Geschichte Bronnbachs im Anhang seiner Arbeit veröffentlicht. Die Stiftung des Klosters durch eine Gruppe von Edelfreien um Billung von Lindenfels 1153 wird ausführlich erörtert, ebenso die komplizierte Frage der Rechtsstellung in einem Raum, wo geistliche und weltliche Herrschaften (Mainz, Würzburg, Wertheim Henneberg) komplexe politische Interessen verfolgten und um Einfluß rivalisierten. Schließlich wurde Maulbronn als Mutterabtei gewählt und der erste Abt aus Waldsassen geholt. Der inneren Ordnung der Abtei und ihrer interessanten Besitz- und Wirtschaftsgeschichte gelten große Teile der Studien. Die Wirtschaftskraft Bronnbachs beruhte auf Waldbesitz und einem intensiv betriebenen Weinbau, dessen Spuren man im unteren Taubertal noch an den sorgfältig aufgeführten Weinbergterrassen erkennen kann. Im 14. Jahrhundert war Bronnbach Eigentümer großer Rebflächen im Tauber- und Maingebiet. Zur Verwaltung des ausgedehnten Streubesitzes dienten die Bronnbacher Höfe in Würzburg, Frankfurt, Aschaffenburg, Miltenberg und Wertheim. Auf einer Reihe von Karten hat Scherg diesen Besitz, auch die Lage der Höfe in den genannten Städten, festgehalten. Eine knappe Behandlung der Baugeschichte des Klosters, mit der sich B. Reuter (Mainfränkische Hefte 30, 1958) sachkundig beschäftigt hat, und eine Übersicht über die Entwicklung Bronnbachs vom 14. Jahrhundert bis in die Gegenwart beschließt diesen gelungenen Band. Gö

Y Emil Raupp: Die Bautätigkeit des Deutschen Ritterordens in seiner ehemaligen Residenzstadt Mergentheim unter besonderer Berücksichtigung des Ordenschlosses. Würzburg 1975, (Mainfränkische Studien Band 9), 259 S., 37 Abb..

Wenn das vorliegende Buch als unveränderte Wiedergabe von Raupps Dissertation aus dem Jahr 1947 erscheint und damit im einen oder anderen Detail nicht dem neuesten Kenntnisstand entspricht, tut das dem Reiz einer so umfassenden Darstellung keinen Abbruch. Im Mittelpunkt der Arbeit steht die Schloßanlage des Ritterordens in Mergentheim in ihrer Entwicklung von der Wasserburg zum weitläufigen Residenzschloß. In der Darstellung dieser Entwicklung wird der Zusammenhang mit der Stadtentwicklung ebenso beleuchtet, wie Einblick in die Situation von Baumeistern und Handwerkern gewährt wird. Auch die finanziellen, sachlichen und persönlichen Grundlagen für die Entscheidungen der Bauherren sind berücksichtigt. Die Baugeschichte der Gesamtanlage, die das Kommen und Gehen von Bauherren und Baumeistern, den Neubau, die Veränderung und oft den Abbruch einzelner Schloßbauten im Wechsel der Geschichte schildert, wird durch die spezielle Behandlung einzelner Bauten ergänzt und vertieft. Interessant das Auftreten so berühmter Meister wie Balth. Neumann und Cuvilliés, deren Tätigkeit die Bauten nur begrenzt prägen konnte, weil sie die Hauptarbeit den mit der Bausubstanz viel besser vertrauten Mergentheimer Ordensbaumeistern überlassen mußten.

Neben allgemeinen Anmerkungen über die Bauschemen des Ordens, die Beziehungen der Mergentheimer Ordensburg zu denen im Osten und die Organisation des Schloß- und städtischen Bauwesens des Ordens behandelt Raupp den Ausbau der Stadt, ihrer Befestigung, ihrer kirchlichen und profanen Bauten sowie die Ordensburgen Ketter-

burg und Neuhaus. Wer mit den Mergentheimer Bauten einigermaßen vertraut ist, kommt mit dem Bildteil aus, für den „Neuling“ wäre ein gründlicher Augenschein zu empfehlen. Aber dazu regt das Buch ohnehin an. *Günter Mann*

R/ Stadt Öhringen. 725 Jahre Öhringer Weistum 1253-1978. 80 S. Ill.
Die vergriffene Schrift von Karl Schumm über die „Geschichte der städtischen Verfassung in Öhringen“ (1953) wird dankenswerter Weise von der Stadt Öhringen wieder vorgelegt, ergänzt um eine knappe Darstellung von Öhringen im 20. Jahrhundert von Werner Schenk. Wir gewinnen damit erneut einen nützlichen Beitrag zu unserer Ortsgeschichte. *Wu*

Schwäbisch Hall. Stadtführer. Willi Sauer / Wolfgang Kootz. 60 S. 50 (farbige) Abb. Heidelberg: E.v. König. 1978. *N*

Der neue Stadtführer ist hervorragend illustriert (von W. Sauer). Leider kann der Text nicht befriedigen. Es ergibt sich daher die Frage, ob es nicht möglich wäre, daß sich der Verfasser in solchen Fällen beraten und auf neuere Literatur hinweisen läßt. So sollte z.B. in jeder Niederschrift über die Komburg das Grabungsergebnis (WFr. 56, 1972) beachtet werden, dazu die Arbeit von Joos (Forschungen aus WFr. 4, 1971), statt daß immer wieder vom Bruderkzwist und dem Bau in zwei Teilen geredet wird. Daß die Sechseckkapelle keine Totenkapelle gewesen sein kann, ist so ziemlich das einzige, was sich mit Sicherheit sagen läßt. Ein Epitaph von Brenz, der in Stuttgart starb, gibt es in Hall nicht. Thomas Schweicker war kein Stadtschreiber, und das „Ehepaar“ Kempfennagel war ein Kaplan. So könnten wir noch lange fortfahren. Warum fehlt eine der schönsten Haller Kirchen, die Marienkirche in Unterlimpurg (im Volksmund fälschlich Urbanskirche genannt)? Es ist schade, daß so ein nützliches und hübsches Büchlein durch die Ungenauigkeit des Textes entwertet wird. *Wu*

R/ Arbeitsergebnisse 1968-77. Freilichtspiele Schwäbisch Hall. Herausgegeben von den Freilichtspielen Schwäbisch Hall e.V. Schwäbisch Hall 1978.

Die „Arbeitsergebnisse 1968-77“ dokumentieren die Entwicklung der Haller Freilichtspiele von 1968-1977. Das Jahr 1968 setzte einen tiefen Einschnitt in die Tradition des 1925 begründeten Spiels auf der Treppe. Nach dem plötzlichen Tod von Wilhelm Speidel, dem langjährigen Regisseur und Organisator der Spiele, am 26. Januar 1968 verzichtete das Freilichtspielkuratorium auf die Berufung eines ständigen Regisseurs; es wagte den Versuch, für die einzelnen Theaterstücke verschiedene Inszenatoren zu verpflichten. Voraussetzung für dieses Vorhaben war jedoch die Bestellung eines ständigen Organisators und künstlerischen Leiters. Das Kuratorium vertraute das Amt Achim Plato, dem verdienten Mitarbeiter von Wilhelm Speidel, an. Daß sich der neue Weg bewährt hat, zeigen das Interesse und die Anerkennung, die die Freilichtspiele gerade in den vergangenen Jahren erfahren durften, sowie die Anziehungskraft, die sie heute ausüben.

Die Broschüre enthält neben dem Spielplan seit 1968 (mit Zuschauerzahlen) Theaterzettel der verschiedenen Inszenierungen, Theaterkritiken, Arbeitsberichte, eine Liste der Freilichtspiele seit 1973 begleitenden kulturellen Rahmenveranstaltungen sowie eine Bilderliste aller mitwirkenden Künstler und Mitarbeiter. Die Fülle der Dokumente und nicht zuletzt auch das gut ausgewählte Bildmaterial vermitteln dem Leser einen informativen Einblick in die von Achim Plato und seinem Mitarbeiterstab im letzten Jahrzehnt geleistete immense Arbeit und einen ausgezeichneten Überblick über die Veranstaltungen der Freilichtspiele seit 1968. *Be.*

Heilbronn anno dazumal mit sämtlichen Stadtteilen. Fotos von 1858-1944. Bildauswahl und Text: Helmut Schmolz - Hubert Weckbach. (Kleine Schriftenreihe des Archivs

der Stadt Heilbronn. Bd. 6.) Im Auftrag der Stadt Heilbronn herausgegeben von Helmut Schmolz. Stadtarchiv Heilbronn 1974.

Am 4. Dezember 1974 jährte sich zum 30. Mal der Tag, an dem Heilbronn durch einen etwa 20minütigen Luftangriff fast völlig zerstört wurde. Das Stadtarchiv nahm den Gedenktag zum Anlaß, in einer Fotoausstellung das städtebauliche Werden Heilbronn und seiner acht Teilgemeinden von 1858 bis zu dem alles vernichtenden 4. Dezember des Jahres 1944 darzustellen. Die vorliegende Publikation ist als Ausstellungskatalog herausgegeben worden. Dank des gut ausgewählten, umfangreichen Bildmaterials vermittelt die Broschüre auch dem Betrachter, der keine Gelegenheit hatte, die Ausstellung zu besuchen, ein zuverlässiges Porträt der zerstörten Stadt. Die 174 Reproduktionen von alten Aufnahmen und Postkarten, fast zwei Drittel der in der Ausstellung gezeigten Exponate, werden hervorragend ergänzt durch die Einleitung „Heilbronn – das alte Stadtbild“ von Helmut Schmolz, einem geschichtlichen Rückblick auf den Wandel des Stadtbilds.

Die ältere Generation wird beim Lesen und Beschauen des Bändchens die vertraute, liebenswerte Heimat wiederfinden, die jüngere Generation das Bild einer schönen Stadt. Mag es darüber hinaus auch manchen anregen, sich künftig mehr um die Bewahrung und Pflege des auf uns überkommenen Kulturguts zu bemühen! *Be.*

12/ 100 Jahre Kreiskrankenhaus Crailsheim 1878–1978. Text und Gestaltung v. Rudolf Golly. Hrsg. v. Landkreis Schwäbisch Hall. Hohenloher Druck- und Verlagshaus Crailsheim und Gerabronn o.J. 1978. 46 S.

Zum Jubiläum des Crailsheimer Kreiskrankenhauses ist eine gut bebilderte Festschrift erschienen, die in Kürze über die Geschichte des Hauses, über seine Abteilungen und sonstigen Einrichtungen berichtet. *U.*

J. Fink: Radwanderführer Hohenloher Land. Abgeradelt und beschrieben von Kurt Fuchslocher mit einem Geleitwort von Dr. Erhard Eppler. Herausgeber: Freunde des Radfahrens e.V. Stuttgart 1975. 63 S.

Kurt Fuchslocher unterbreitet in dem Führer allen Freunden des Radfahrens Vorschläge für 13 von ihm selbst abgeradelte Rundfahrten im Gebiet von Bad Mergentheim bis Crailsheim und zwei Streckentouren (Heilbronn–Rothenburg ob der Tauber). Ausgangspunkt für die Radwanderungen sind überwiegend Ortschaften mit Bahnanschluß bzw. Fahrradbahnhof. Die sehr detaillierten Wegbeschreibungen enthalten u.a. Hinweise auf Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten, empfehlenswerte Gasthöfe und Übernachtungsmöglichkeiten, die für die einzelnen Touren erforderlichen Wanderkarten, die Weglänge, Fahrzeit und die dabei zu überwindende Steigung. Ergänzt wird jeder Wandervorschlag durch eine Planskizze von Ewald Greschner.

Etwas kurz geraten sind die Informationen über die angezeigten Sehenswürdigkeiten. Der historisch und kunsthistorisch interessierte Radler wird daher zusätzlich einschlägige Kunstführer bzw. Ortsbeschreibungen mit auf die Radtour nehmen müssen. *Be.*

Weitere Bücher

Peter Blicke: Deutsche Ländliche Rechtsquellen; Probleme und Wege der Weistumsforschung. Stuttgart: Klett-Cotta, 1977. 223 S.

Der vorgelegte Band enthält 16 Vorträge, die anlässlich eines Rundgesprächs über „Deutsche Ländliche Rechtsquellen“ 1976 in Saarbrücken gehalten wurden. Die einzelnen Vorträge betreffen Begriff, Alter und Entstehung des „Weistums“, die Schwierigkeiten bei der Weistumsforschung, die enge Verknüpfung von Weistumsaufzeichnung und Grundherrschaft, deren unterschiedliche räumliche Verbreitung und die Bedeutung

dieser ländl. Rechtsquellen für die sozial-, wirtschafts-, verfassungs- und rechtsgeschichtliche Forschung. Ganz neu ist in diesem Buch ein Beitrag, der die Weistümer als Dokumente für die territoriale Politik herausstellt, der in ihnen teilweise Auseinandersetzungen zwischen Herrschaftsträgern enthalten sind.

Trotz einiger Wiederholungen, die sich zwangsläufig aus der Veröffentlichung mehrerer Vorträge zum gleichen Sachgebiet ergeben, bietet das vorgelegte Sammelwerk einen umfassenden und guten Einblick in den derzeitigen Stand der Weistumsforschung und die dabei zu bewältigenden Schwierigkeiten. Da es eine vergleichbare Sammlung von Beiträgen über die Weistumsforschung in Deutschland nicht gibt, dürfte dieses Buch auch guten Anklang finden.

Kern

Neues württembergisches Dienerbuch. Bearbeitet von Walther Pfeilsticker. 3. Band. Personen- und Ortsverzeichnis. Berichtigungen und Ergänzungen. Stuttgart: Verein f. Familien- und Wappenkunde 1974. 462 S.

Pfeilstickers großes württembergisches Dienerbuch wurde von Pfarrer G. Lenckner in dieser Zeitschrift als künftig unentbehrliches Standardwerk gewürdigt und um einige Personaldaten ergänzt (WFr. 1958, 191 und 1965, 165). Die beiden ersten Bände sind bei Cotta in Stuttgart erschienen: Hof-Regierung-Verwaltung 1957, Ämter, Klöster 1963. Wie es aber mit solchen Sammelwerken geht: sie werden erst durch die Register wirklich erschlossen. Denn kein anderes Werk, auch nicht Georgiis Dienerbuch, verrät uns, wo irgend einer der „Beamten“ vorher eingesetzt war oder welche Handwerker sich als Hofhandwerker wiederfinden lassen. Am Registerband hatte offenbar aber der Verlag kein Interesse, so daß erst nach dem Tode des Verfassers (1969) der genealogische Verein diese Personen- und Ortsregister sowie Ergänzungen herausgeben konnte. Nun erst läßt sich das ganze Werk in seiner Bedeutung abschätzen. Pfeilsticker hat Jahrzehnte lang die Personaldaten über alle altwürttembergischen Beamten („Diener“) und Beauftragten gesammelt, das erste Manuskript verbrannte aber im Kriege, und der Verfasser hat es nach dem Kriege aufs neue unternommen, sein Werk zusammenzustellen, ohne daß er alle Quellen erneut durcharbeiten konnte. Natürlich konnte er auch nicht die nötigen Einzeluntersuchungen anstellen, um gleichnamige Personen zu identifizieren oder zu unterscheiden; erst sein Werk macht es ja überhaupt möglich, solche Untersuchungen zu unternehmen. Außerdem notierte er häufig Personen gleichen oder ähnlichen Namens, die keine Beziehung zu dem betreffenden Beamten haben, einfach um künftigen Interessenten einen Hinweis zu geben. Das gilt auch für seine Berichtigungen und Ergänzungen, die manchmal nur Klammern oder Sperrung betreffen, manchmal Hinweise oder Einfälle festhalten. Es war dem Herausgeber Freiherrn von Ruepprecht naturgemäß nicht möglich, neue Berichtigungen einzuarbeiten; er konnte nur Pfeilstickers Manuskript, wie es war, in Druck geben, um damit endlich dieses grundlegende Werk für jede landesgeschichtliche Untersuchung zu erschließen und zugänglich zu machen. Dafür gebührt ihm der Dank aller Benutzer. Wie stark das fränkische Württemberg und die Nachbarterritorien vertreten sind, verrät das Ortsregister.

Wu

Gerhard Schäfer: Dokumentation zum Kirchenkampf. Die Evangelische Landeskirche in Württemberg und der Nationalsozialismus. Band 4; Die intakte Landeskirche 1935-1936. Stuttgart 1977. 961 S.

In der bewährten Form der ersten drei Bände liegt mit dem vierten Band jetzt das Mittelstück der auf sechs Bände und einen Ergänzungsband angelegten Reihe vor. Die Dokumente dieses Bandes spiegeln den Fortgang der Auseinandersetzungen mit dem Staat, der Partei und der nationalsozialistischen Ideologie wider und geben Aufschluß über die Auseinandersetzungen innerhalb der evangelischen Kirche um die rechte Gestalt und Leitung der Kirche. Es war eine Zeit des Übergangs, der Ruhe

vor dem Sturm. Zunächst mußten damals die kirchlichen Verhältnisse in Württemberg selbst bereinigt und die Positionen zwischen der Landeskirche und der Deutschen Evangelischen Kirche abgeklärt werden. Einen breiten Raum in der Dokumentation nehmen die Auseinandersetzungen mit Staat und Partei und den Deutschen Christen in Württemberg ein. Der Band schließt mit dem Rücktritt des Reichskirchenausschusses. Der Kirchenkampf kann in diesen Dokumenten unmittelbar, fast hautnah miterlebt werden. Die Sprache zwischen Loyalität und Widerstand wird u.a. greifbar in den Kirchengebeten für Staat und Führer. Für das Gebiet Württembergisch Franken kann man manche informative Notiz über Personen und Handlungen entnehmen, dazu leistet vor allem das Personenregister treffliche Dienste. Der Band ist empfehlenswert für Pfarrer, Religionslehrer und alle, die an der Geschichte der Kirche, vor allem im Dritten Reich, interessiert sind. Zi

Lebendige Archäologie. Ein Kurzführer zu den restaurierten Bodendenkmälern in Baden-Württemberg. Bearb. vom Landesdenkmalamt. (Führer zu vor- und frühgeschichtlichen Denkmälern in Baden-Württemberg 4). Stuttgart 1976. 172 S.
Die Archäologie hat sich in den letzten Jahren, getragen von breiter Zustimmung der Öffentlichkeit, über die Ausgrabung und Erforschung der Bodendenkmäler hinaus der Restaurierung zerstörter oder gefährdeter Denkmäler aus der Frühzeit unseres Landes gewidmet. Eine zentrale Stellung nehmen dabei Denkmäler der Römerzeit ein, denn nur der Steinbau läßt sich einigermaßen problemlos im Gelände nach der Ausgrabung konservieren. In diesem kleinen Führer werden von sachkundigen Mitarbeitern des Landesdenkmalamts in alphabetischer Folge von Aalen bis Wyhlen 48 restaurierte Bodendenkmäler in Bild, Plan und Text vorgestellt. Einen Schwerpunkt bilden dabei Denkmäler im näheren Bereich des Limes. Aus unserem Vereinsgebiet werden das keltische oppidum Finsterlohr und der römische Gutshof in Weinsberg gewürdigt. Verständnis und Verantwortung für die sichtbaren Zeugnisse der Vergangenheit will dieser Führer wecken, der wegen seiner hervorragenden Aufmachung (121 Abbildungen) und seiner präzisen Information weite Verbreitung verdient. Taddey

Peter Borowsky – Barbara Vogel – Heide Wunder: Einführung in die Geschichtswissenschaft I. Grundprobleme, Arbeitsorganisation, Hilfsmittel. Opladen 1976. 2. Aufl. Dieses als erster Band erschienene Werk der „Studienbücher Moderne Geschichte“ wendet sich vor allem an Geschichtsstudenten, Politologen und Soziologen. Es bietet eine praktische Einführung in den Alltag des Geschichtsstudiums und orientiert sich an den konkreten Bedürfnissen des Studienanfängers. Das Buch ist wertvoll wegen seiner vielen praktischen Anregungen und damit auch lesenswert für jeden, der sich mit der Geschichtswissenschaft beschäftigt. In einigen wenigen Teilen, die stark situations- und zeitbezogen sind, dürfte es schnell überholt sein. Der Aufbau des Bandes orientiert sich am Arbeitsprozeß des Historikers. Nachdem die Grundprobleme des Faches Geschichte abgehandelt sind, wird über Aufbau und Organisation des Geschichtsstudiums referiert, und dann werden die verschiedenen Wege aufgezeigt, die der Historiker gehen muß, bis seine Bemühungen in einer schriftlichen Arbeit sich niederschlagen.

Materialien zur Theorie und Methode. Opladen 1975. Während der erste Band dieser Reihe ein abgeschlossenes Ganzes bildet, fehlt dem zweiten Band etwas die inhaltliche Geschlossenheit. Hier liegt eine Sammlung von Aufsätzen vor, die Anschauungsmaterial zu Bd. 1 bieten soll. Das erste Kapitel bearbeitet eine methodische und theoretische Begriffsbestimmung der 'Sozialgeschichte'. Dann werden Orientierungshilfen für die Auswertung von Fachliteratur gegeben und exemplarische Materialien zur historischen Analyse der Preußischen Reformen angeboten. Schließlich wird über Sozialgeschichte und quantifizierende Methoden gehandelt. Den Schluß bildet eine

Nachlese zu Literaturberichten über den Pauperismus in Deutschland. Der Band soll zur praktischen Erprobung von Arbeitsweisen des Historikers anleiten. Man muß schon etwas Mühe aufwenden, um der Intention folgend den Band durchzuarbeiten. Gesellschaft und Geschichte I. Geschichte in Presse, Funk und Fernsehen. Opladen 1976.

Mit diesem Studienbuch wird ein beachtenswerter Versuch unternommen, zu zeigen, wo und wie Geschichte in der Gesellschaft, in der nicht fachwissenschaftlichen Öffentlichkeit relevant ist. Es werden verschiedene Berufsfelder vorgestellt, die nicht im Dienste der Fachwissenschaft Geschichte stehen, die aber bei der Vermittlung von Geschichte eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Die Beiträge stammen aus dem Bereich der Presse, des Rundfunks, des Fernsehens, der Schul- und Erwachsenenbildung. Sie spannen sich von Karl-Heinz Jansens Essay „Journalismus und Historie – ein Unverhältnis“ über Thilo Kochs Beitrag „Erlebte Geschichte“ bis zu Gerd Wunders Aufsatz „Probleme populärerer Geschichtsdarstellung“. Die Autoren berichten über ihr Selbstverständnis, über die Rolle der Geschichte in ihrem Fachbereich und über die Erfahrungen, wie man Geschichte dem Laien näher bringt und verständlich macht. Hier liegt eine Sammlung lesenswerter Aufsätze vor, die aus der Perspektive der Mittlerfunktion zwischen Fachwissenschaft und Publikum geschrieben sind. Zi

Hans Simon: „Das Herz unserer Städte“. Essen, Richard Bacht. Bd. 1, 1963, 91 S., Bd. 2, 1965, 160 S., Bd. 3, 1967, 82 S., Bd. 4, 1975, 92 S..

Mit der 4-teiligen Bildbandfolge werden die persönlichen Reiseskizzen des Wiesbadener Stadtbaurats Hans Simon von europäischen Stadtbildern des Mittelalters anderen Städtebauern und Architekten sowie kunst- und kulturgeschichtlich Interessierten zugänglich gemacht. Die umfangreiche Sammlung enthält Städtedarstellungen von Spanien bis Polen und Rumänien, von England bis Italien. Die ansprechenden Zeichnungen geben jeweils das „Herzstück“ der Stadtanlage wieder und zeigen dem gründlichen Betrachter die regional unterschiedlichen Gestaltungsziele auf. Die Handskizzen regen dazu an, Stadtbilder zeichnerisch zu erforschen, um auf diese Weise deren wesentliche Bauordnung aufzuspüren. Im Gegensatz zum fotografischen Abbilden können im Zuge der zeichnerischen Darstellung die Regelmäßigkeiten und Gesetzmäßigkeiten alter Stadtbaukunst intensiver nachvollzogen und erfaßt werden. Das Studium der Bildbände fördert beim Fachmann und Nichtfachmann gleichermaßen das Verständnis für historische Bausubstanz und gibt Gewinn und Nutzen für den Städtebau unserer Zeit. Selbstverständlich lassen sich keine Rezepte ableiten, wohl aber schult die Analyse von historischen Bauwerken zu gedankenreicherem und geistvollerem Handeln in Architektur und Städtebau. Den Zeichnungen sind kurze textliche Erläuterungen beigeordnet, die auch kulturgeschichtliche Zusammenhänge aufgreifen. brü

Stadt in der Geschichte. Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung. Hrg. von Erich Maschke und Jürgen Sydow. Sigmarin-
gen: Jan Thorbecke.

1. Zur Geschichte der Industrialisierung in den südwestdeutschen Städten. 1977. 176 S.
2. Städtisches Haushalts- und Rechnungswesen. 1977. 187 S.
3. Stadt und Universität im Mittelalter und in der früheren Neuzeit. 1977. 192 S.
4. Die Stadt am Fluß. 1978. 219 S.

Nachdem einige Protokollbände der jährlichen Arbeitstagen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung als Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg erschienen sind, hat sich der Arbeitskreis nun dazu entschlossen, eine eigene Reihe mit dem Titel „Stadt in der Geschichte“ herauszugeben. Die drei ersten Bände sind 1977, Band 4 ist 1978 herausgekommen. Man sollte erreichen, daß die Protokolle gleich nach den jeweiligen

Tagungen in Druck gehen, damit deren Ergebnisse der Forschung rasch nutzbar gemacht werden können.

Band 1 (11. Arbeitstagung in Göppingen 1972). Die erste Veröffentlichung der Reihe befaßt sich mit der Industrialisierungsgeschichte in südwestdeutschen Städten – ein Thema, das erst in jüngster Zeit mehr Aufmerksamkeit erfährt. Von den sechs Beiträgen beziehen sich drei unmittelbar auf Städte: M. Akermann stellt kurz die Geschichte der gastgebenden Stadt Göppingen dar. Mit Heilbronn beschäftigt sich eine Studie von H. Hellwig, der sich dabei auf seine Dissertation „Der Raum um Heilbronn“ stützt. B. Kirchgässner untersucht die Stadt Mannheim als Bank- und Versicherungsplatz im deutschen Kaiserreich. Die übrigen Aufsätze behandeln Fragen der staatlichen Gewerbepolitik und des frühindustriellen Unternehmertums in Württemberg (F.-F. Wauschkuhn), der Kinderarbeit in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts (H. Christmann) und das Sparkassenwesen in Württemberg und Baden (H.-P. de Longueville). Im Anschluß an die Aufsätze werden hier, wie in den Folgebänden, „Beiträge aus der Diskussion“ abgedruckt. Das ist eine sehr nützliche Einrichtung, da auf diese Weise mancher Vortragsaspekt verdeutlicht und ergänzt werden kann.

Band 2 (12. Arbeitstagung in Überlingen 1973). Die zehn Beiträge dieses Bandes handeln das städtische Finanzwesen ab. In eigenen Artikeln sind acht Städte berücksichtigt: B. Kirchgässner erläutert an den Beispielen von Eßlingen und Konstanz die Frühgeschichte des modernen Haushaltswesens; W. Kückler stellt alsdann Konstanz als Exempel einer finanzschwachen Stadt im 19. Jahrhundert vor. Von einer kapitalistischen Wirtschaft kann man im ausgehenden Mittelalter noch keineswegs sprechen, wie J. Rosen anhand der Einnahmen- und Ausgabengestaltung von Basel zeigt. Daß die jeweilige politische Lage für das reichsstädtische Haushaltsgebaren wichtiger war als Gesichtspunkte finanzpolitischer Zweckmäßigkeit macht D. Kreil in seinen Ausführungen über Schwäbisch Hall deutlich. Den defizitären Kassenstand in den Reichsstädten des 18. Jahrhunderts analysiert K. Rothe anhand des Ulmer Stadthaushaltes. Weitere Beiträge beschäftigen sich mit Pfullingen (L. Sigloch), Überlingen (W. Bühler) und dem Nachkriegs-Stuttgart (H. Vietzen). Die Frage der reichsstädtischen Finanzpolitik seit dem Westfälischen Frieden ventiliert R. Hildebrandt; er kann zeigen, daß besonders die steigenden Personal- und Verwaltungskosten zur Verschuldung der öffentlichen Hand führten. Wie man mittels Rechenbrett und Zählstisch in Spätmittelalter und früher Neuzeit rechnete, führt W. Hess an praktischen Beispielen anschaulich vor.

Band 3 (13. Arbeitstagung in Tübingen 1974). Die im Hochmittelalter entstandene abendländische Universität ist an Städte gebunden. Sie löste sich zunehmend vom Klerus und zwar finanziell meist auf Stadt und Bürgerschaft angewiesen. Das führte oft zu einem problematischen Verhältnis. Die engsten Kontakte bestanden, wie H. Koller ausführt, im 15. Jahrhundert. An einer Reihe von Einzelbeispielen gehen verschiedene Beiträge näher darauf ein: Köln (A.-D. v. den Brincken), Straßburg (A. Schindling), Dillingen a.d. Donau (A. Layer), Tübingen (V. Schäfer – er behandelt die bürgerlichen Stiftungen) und Ulm (H.E. Specker stellt als Sonderform das Gymnasium academicum vor). Deutsche Studierende in Frankreich und Italien und ihre spätere Tätigkeit in Deutschland untersucht W. Dotzauer. Mit den reformierten Hohen Schulen in den schweizerischen Stadtstaaten befaßt sich U. Im Hof, mit polnischen Universitäten und Hochschulen T. Roslanowski und mit der Beziehung zwischen Bürgerschaft und Universitätsstudium in Ungarn A. Kubinyi.

Band 4 (14. Arbeitstagung in Kehl 1975). Die Tagungstadt Kehl legte als Thema die „vielfältigen Beziehungen zwischen Stadt und Fluß bzw. Stadt und Strom“ nahe. Flüsse als Hindernisse und Verkehrswege, als wirtschaftshemmend oder wirtschaftsfördernd, als trennend oder verbindend – zwischen diesen Polaritäten bewegen

sich die Beiträge dieses Bandes. So ist es kein Wunder, daß das Thema „Brücken“ einen wichtigen Platz einnimmt (E. Maschke: Die Brücke im Mittelalter; W. Mechler: Die Rheinbrücken Straßburg-Kehl seit 1388); auf die Rheinschifffahrt und ihre Einwirkungen auf die städtische Wirtschaftspolitik am Oberrhein gehen K. Schulz (für das Spätmittelalter) und F. Facius (für das 19. und 20. Jahrhundert) ein, während R. Schönfeld die Donau als Schifffahrtsstraße und wirtschaftlichen Faktor für Regensburg beleuchtet. Schweizerische Städte am schiffbaren Flußnetz zwischen Rhein und Alpen erforschte F. Glauser. Die Stadt am kleinen, nicht schiffbaren Fluß und ihre durch die Flußlage gegebenen wirtschaftlichen Möglichkeiten stellt G. Wunder am Beispiel von Schwäbisch Hall dar.

Alle bisherigen Bände der Reihe sind mit Registern versehen, die G. Wunder erarbeitet hat. Jeder Benutzer ist dafür dankbar. U.

Heinz Stoob: Forschungen zum Städtewesen in Europa. Band I. Räume, Formen und Schichten der mitteleuropäischen Städte. Eine Aufsatzfolge. Köln-Wien: Böhlau 1970. 329 S.

Einer der führenden deutschen Städtehistoriker legt in dem vorliegenden Band neun Aufsätze vor, die zwischen 1956 und 1969 zuerst veröffentlicht worden waren. Es ist dankenswert, daß diese vielfach grundlegenden Arbeiten nunmehr dem Forscher bequem zur Hand sind. Auch wo sie Westfalen oder das östliche Mitteleuropa betreffen, sind sie für uns lesenswert und anregend. Wir möchten einige dieser Beiträge für unseren Raum besonders hervorheben. Von grundsätzlicher Bedeutung ist der Beitrag über kartographische Möglichkeiten zur Darstellung der Stadtentstehung (S. 15); hier darf daran erinnert werden, daß die erste Karte im Städteatlas des Verfassers Mergentheim betraf. „Formen und Wandel staufischen Verhaltens zum Städtewesen“ (S. 51) zeigt auf, wie die Staufer zu Beginn ihres Wirkens keineswegs städtefreundlich waren, besonders auf Grund ihrer italienischen Erfahrungen, bzw. wie sie keine städtische Selbstverwaltung, sondern herrschaftliche Städte wünschten und wie sie bis zum Schluß dem Landesfürstentum mehr Zugeständnisse als den Städten machten, wie sie aber andererseits die wachsende Bedeutung der Städte erkannten und nutzten, gerade auch in der Auseinandersetzung mit Heinrich dem Löwen. Daß die Städte dann eigene Wege gingen und daher der Flächenstaat künftig „der leistungsfähigsten, weil bürgerlichen Helfer“ entbehren mußte, war eine spätere Entwicklung. In dem Beitrag über „Minderstädte“ (S. 225) hat der Verfasser die vielen spätmittelalterlichen Stadtgründungen zusammenfassend behandelt, die nicht zur vollen Entwicklung kamen, also die „Städte“, Flecken, Märkte, schließlich auch Burgstädte, „Kümmerformen“ der Stadtentwicklung. „Über frühneuzeitliche Städtetypen“ (S. 246) handelt der Verfasser endlich im Blick auf Bergstädte, Residenzen, Garnisonen oder Flüchtlingstädte. Dem schönen Band sind viele Leser zu wünschen. Wu

Kuno Drollinger: Kleine Städte Südwestdeutschlands. Studie zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Städte im rechtsrheinischen Teil des Hochstifts Speyer bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, B. 48. Stuttgart: Kohlhammer 1968, 126 S.

Diese Heidelberger Dissertation befaßt sich mit einem aktuellen Thema der Stadtgeschichtsforschung. Nachdem man sich lange auf die großen Fernhandelsstädte und Märkte konzentriert hatte, stehen heute die kleinen und mittleren Städte, die Stadt-Umland Beziehungen und die sozialen Schichten im Mittelpunkt des Interesses. Am Beispiel der heute nordbadischen Städte Bruchsal, Philippsburg (Udenheim), Obergrombach und Rotenberg untersucht Drollinger die wirtschaftliche Entwicklung und Bedeutung kleiner Städte, ihre Verflechtung mit den großen Märkten, den Grad der Selbstversorgung und die Beziehungen zum Umland. Bevölkerung, Gemeindeorgane

und Finanzen, Landwirtschaft, Handel und Gewerbe, die Lebenshaltung (darunter Preise, Löhne, Ernährung) werden auf breiter Quellengrundlage systematisch dargestellt. Es zeigt sich, daß die Wirkungsmöglichkeiten dieser Städte mit einer Einwohnerzahl zwischen 1000 und 2500 recht bescheiden waren; charakteristisch war der Ackerbürger, der handwerkliche mit landwirtschaftlicher Tätigkeit verband. Dennoch war der Horizont nicht so begrenzt, wie man annehmen könnte. Die kleinen Städte waren im Geben und Nehmen mit den wirtschaftlichen Zentren verbunden, wozu u.a. die obligatorische Wanderschaft der Gesellen beitrug. Auch am Einzugsbereich der Neubürger kann das deutlich gemacht werden. Die informative Arbeit schließt mit einem lesenswerten Bericht über die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf den Bruchsaler Raum. Zahlreiche Kartenskizzen, Schaubilder, Statistiken veranschaulichen die Ergebnisse und erleichtern die Übersicht. Zum Ortsnamenregister wünscht man sich ein Sachregister hinzu.

Gö

Victor Gruen: Das Überleben der Städte. Wege aus der Umweltkrise. Zentren als urbane Brennpunkte. Wien: Molden. 352 S., ill.

Wenn Victor Gruen von der amerikanischen Presse als „Vater des Einkaufszentrums“ und „Vater der innerstädtischen Fußgängerzonen“ bezeichnet wird, so will er dies nicht ganz akzeptieren. In einer Reihe solcher Objekte sieht er „Bastarde“, für die er die Vaterschaft ablehnt. Will man Gruens Gedankengänge verstehen, so muß man sein Lieblingskind „Multifunktionales Zentrum“ unvoreingenommen als zwangsläufige Antwort auf verödete „Nur-Ladenzentren, Nur-Industriezentren, Nur-Bürozentren“ usw. sehen. Er versucht, möglichst alle elementaren Funktionen im menschlichen Zusammenleben in einer baulichen Anlage sinnvoll zu vereinigen und damit die Erfüllung möglichst vieler menschlicher Wünsche und Bedürfnisse zu ermöglichen. Wenn solche Zentren (Uni- oder Multifunktionale) auch auf der grünen Wiese, auf frei gebliebenem Gelände in der Stadt oder gar auf mehr oder weniger brutal gerodeten Altstadtflächen entstanden sind, so können sie doch, einen enormen, direkt auf gewachsene Stadtkerne übertragbaren Lern- und Erfahrungswert abgeben. (Gruen stellt in seinen „Fallstudien“ eine Reihe von verschiedenen Zentren vor). Selbst für die kleinen Städte können Funktionstrennungen schier unlösbare Probleme darstellen. Das schwer zu durchschauende Bündel von Abhängigkeiten und Zwangsläufigkeiten in urbanen Brennpunkten kann Gruen in seinen Retorten-Stadtzentren mit ihrer geplanten Durchsichtigkeit besser entwirren, als dies in gewachsenen Stadtkernen möglich ist. Trotzdem müssen wir solche Zentren mehr als Experimentierfelder denn als Problemlösungen in echt menschlichem Sinn sehen. Die Erfahrungen zeigen, daß das, was wir „wohlthuende Atmosphäre“ nennen, auch noch nach Jahren in solche Anlagen künstlich hineinprojiziert werden muß.

Wenn dieses Buch mehr ist, als ein Fachbuch über Einkaufszentren, so liegt es daran, daß es Gruen versteht, ohne in ein Lamento über weniger geglückte Objekte zu verfallen, klar und gut verständlich formulierte positive und negative Erkenntnisse aus seinen Fallstudien zu ziehen, um sie exemplarisch, z.B. mit dem Projekt Stadtkern Wien, auf die bestehenden mehr oder weniger gewachsenen Stadtkerne zu übertragen. So wird das Werk zum Plädoyer für die Stadt, die er nicht als Ursache aller menschlichen Qualitäten, Triebe und Sünden, sondern als deren Vergrößerungsspiegel sehen will. Das gut bebilderte und mit vielen Zeichnungen, Skizzen und Tabellen sehr anschaulich gemachte Buch schließt mit der „Charta von Wien“, durch Gruen ausgearbeitet und von seiner Foundation für „alle jene, die sich ernsthaft mit der Gestaltung der menschlichen Umwelt befassen“, zur Diskussion gestellt. Ein Buch, aus dem wir, um mit Gruen zu sprechen, „genügend lernen können, um zu erkennen, wie wenig wir noch wissen“.

Günter Mann

Hans Georg Wehling / Axel Werner: Kleine Gemeinde im Ballungsraum. Das Verhältnis verschiedener Bevölkerungsgruppen (Herkunftsgruppen) in schnell wachsenden Gemeinden. Burckhardt/Haus/Gelnhausen 1975. 152 S.

Eine zunehmende Beunruhigung durch Entwicklungen und Veränderungen in Gemeinden des Bereichs Leonberg, der in den letzten Jahrzehnten in den Sog des Ballungsraumes Stuttgart geraten war, gab den Anlaß zu der Untersuchung in Hirschlanden und Merklingen bei Leonberg, deren Ergebnis in dem vorliegenden Buch veröffentlicht wurde. Untersucht wurden unter anderen folgende Themenkreise: Wie werden die Bevölkerungsgruppen wahrgenommen? – Konfessionelle Gegensätze – Das Gastarbeiterproblem aus der Sicht der befragten Deutschen – Nachbarschaft und Verkehrskreise – Freizeit und Konsumbereich – Vereine – Einkauf – Kirche und kirchliche Partizipation – Politik und politische Partizipation – Integration – Offenheit der Gemeinde und Außenbeziehungen ihrer Bewohner. Die Ergebnisse werden im einzelnen und zusammengefaßt nach Themen- und Sachgruppen vorgelegt. Angegeben wird jedoch nur der prozentuale Anteil der gegebenen Antworten aus einer vorgegebenen Antwortauswahl. Differenzierte Einzelmeinungen sind bei einer solchen Untersuchung nicht zu erwarten. Da die Ergebnisse von Hirschlanden und Merklingen begrenzt auch auf andere ähnlich strukturierte Gemeinden übertragbar sind, dürfte das Buch auch für alle interessant sein, die sich über ihre Gemeinde und ihr Gemeindeleben Gedanken machen.

Günter Mann

Erwin Volckmann: Alte Gewerbe und Gewerbegeassen, Nachdruck der Originalausgabe von 1921, Leipzig 1977, 354 S., 2 Bildertafeln.

Das Buch beschreibt und erklärt das Gewerbe und die Berufe in Deutschland, ausgehend vom frühen Mittelalter. Dabei wird der Zusammenhang zwischen dem ehemals in einem Stadtviertel oder einer Gasse ansässigen Gewerbe und den heutigen Straßennamen anhand von Beispielen gezeigt, wobei auch auf die sprachliche Entwicklung eingegangen wird. Es tritt die Vielfalt und die Spezialisierung der Gewerbe und Berufe der arbeitsteiligen Wirtschaft deutlich hervor. Die sehr ausführliche und vor allem faktenreiche Darstellung eignet sich zur Lektüre ebenso, wie auch als Nachschlagewerk für z.T. ausgestorbene Gewerbe. Ein umfangreiches Namens-, Orts- und Sachregister erleichtert die Orientierung.

Otto Windmüller

Rolf Engelsing: Zur Sozialgeschichte deutscher Mittel- und Unterschichten. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 4). Göttingen: Vandenburg & Ruprecht. 1973. 314 S. Der Band vereinigt 7 (überarbeitete) Aufsätze des Verfassers aus den vorhergehenden Jahren. Teilweise behandeln sie bibliothekarische Themen (Perioden der Lesergeschichte, Dienstbotenlektüre, auch „Zur politischen Bildung der deutschen Unterschichten“), teils bestimmte Gruppen (die kaufmännischen Angestellten, das häusliche Personal, das oft an der Kindererziehung entscheidend beteiligt war), einleitend aber Probleme der Lebenshaltung und hanseatische Lebenshaltungen. Der Verfasser erschließt mit diesen Themen Neuland und hat bereits seit Erscheinen seiner Arbeiten starke Beachtung und Widerhall gefunden. Denn tatsächlich sind bisher diese Themen entweder vernachlässigt oder nur im begrenzten Raum beachtet worden. Aber gerade im begrenzten Raum sollten nun zahlreiche eingehende Untersuchungen unter den gegebenen Fragestellungen durchgeführt werden. Engelsing berücksichtigt vorwiegend norddeutsche, ja hansische Quellen. Er ist vielfach auf zufällige Aussagen in Lebenserinnerungen oder beiläufige Erwähnungen in der Literatur angewiesen. Das bedeutet für die Herausstellung der Problematik keinen Nachteil, wohl aber für ihre Untersuchung: nicht nur sind keine quantifizierenden Aussagen möglich, die literarischen Quellen verzeichnen auch oft den Sachverhalt, übertreiben oder vereinzeln ihn. Werden

uns nicht etwa über Dienstbotenlektüre nur solche Angaben übermittelt, die auffallend sind oder deren Verkünder sich aus dem früheren Stande herausgearbeitet haben? Was wir also brauchen – und das ist ein Aufruf an die Orts-, Landes- und Personengeschichte – das sind zahlreiche Mitteilungen aus Inventuren und Ausleihlisten, und im weiteren Umfang aus alten Haushaltsbüchern und Rechnungen. Das wäre sicher ein mühsames, aber kein „aussichtsloses Unterfangen“, um die Verhältnisse in ihrer „regionalen und lokalen Differenzierung“ zu erkennen. Einige Randbemerkungen seien gestattet. Sprachlich sollten wir den gut gestellten „Rentier“ des 19. Jh. eindeutig vom armen „Rentner“ des 20. unterscheiden (S. 187). Daß in Ostdeutschland der Anteil der Analphabeten am Gesinde größer als in Westdeutschland gewesen sein „dürfte“ (S. 197), bedarf wohl der Einzeluntersuchung; der Rezensent hat im 18. Jh. in Masuren z.B. mehr Kleinbauern gefunden, die mit ihrem Namen unterschreiben konnten, als in der gleichen Zeit in Teilen Schwabens; auch der Militärdienst mag bei den Männern dazu beigetragen haben, das geringe Schulwissen nicht zu vergessen. Memoiren (und Firmengeschichten) berichten vielleicht zu häufig von Kaufleuten, die „mit Stolz auf ihre bescheidenen Anfänge zurückblickten“ (S. 87); zur Frage des Gründungskapitals eigener Firmen wäre auch die Frage des Kredits anzuschneiden, der z.B. in Württemberg nach Nebinger vielfach von Verwandten, auch von den alten, verwandtschaftlich verflochtenen Landständen kommen konnte (Büdinger Diskussion). Sicher sind sowohl Kapitalbedürfnisse wie Lebenshaltungskosten in den Hansestädten und im Überseegeschäft (S. 92 Valparaiso als Haupthandelsort der Westküste) anders anzusetzen als im pietistisch gefärbten und zum „understatement“ neigenden Württemberg. Hier ergibt sich aber auch ein Grundproblem. Engelsing stellt, ausgehend vom Kaufmann, den Kontoristen wiederholt dem Akademiker gegenüber (S. 71, 79). Der Kaufmann aber ist ganz anders auf Repräsentation vor dem Kunden angewiesen, und nicht nur Tübinger Stiftler hielten sich oft betont unterrepräsentativ. Was heißt es, wenn Freiligrath von einem mäßigen Salär (S. 76), Ranke vom „ganz erträglichen Einkommen“ (S. 79) spricht, Akademiker „im allgemeinen weniger eingeengt lebten“ (S. 71)? Es kommt hier wohl nicht auf die Zahl der Taler an, sondern auf die Ansprüche und Bedürfnisse, die eben verschieden sind: dem einen sind Bücher, vielleicht auch Bilder oder Reisen wichtiger, dem anderen Bäderbesuche, Kutschen, Kleidung. Wir werden eben doch den kaufmännischen Angestellten, den Prokuristen oder Unternehmer des 19. Jh. nicht mit dem Professor, dem Privatgelehrten, dem Pfarrer oder dem (damals meist noch bescheidenen) Arzt vergleichen können. Gewiß gab es, besonders bei Subalternbeamten, Konsumverzicht, um den sozialen oder wirtschaftlichen Aufstieg der Kinder zu ermöglichen. Es erscheint uns aber abwegig, ganz allgemein dem Bürgertum die Orientierung nach der feudalen Oberschicht (S. 24), die Nachahmung der herrschaftlichen Ökonomik zuzuschreiben (S. 13). Es gab nicht wenige Bürger, denen es nicht um den „Anschluß an die obere Gruppe“ (S. 19), um „Demonstration von Bildungsaufwand“ (S. 18) ging, sondern nur um Bildung, um Forschung. Ein Chemiker des 19. Jh. pflegte zu sagen, man dürfe die Wissenschaft nicht zur melkenden Kuh machen, und sprach abschätzig von den Rheinländern, die gewohnt seien, ihre Kenntnisse zu verkaufen; es ging seiner Familie darum auch nicht besonders gut. Ich kenne noch aus eigener Anschauung aus dem Beginn unseres Jahrhunderts genug altmodische bürgerliche Haushaltungen, die keineswegs im Landedelmann ihr Vorbild sahen, sondern bewußt einen eigenen bürgerlichen Stil entwickelten. Emporkömmlinge wie Frau Jenny Treibel verhalten sich hier zweifellos anders als Angehörige alter Pfarrer- oder Beamtenfamilien. Abgesehen davon gab es genug Landedelleute von spartanisch einfachem Zuschnitt. Wir werden also doch nicht umhin können, zwischen Besitzbürgertum und Bildungsbürgertum zu unterscheiden, auch wenn die Grenzen häufig fließend sind. Zudem war Sparwirtschaft keineswegs nur ein Mittel, um die Bedürfnislosigkeit des Arbeiters zu steigern, sondern

für viele, besonders Schwaben, in sich selbst ein Bedürfnis. Kenntnisse bedeuteten für viele „Bürger“ keineswegs nur ein Mittel, Geld oder Macht zu erhalten, denn es war damals noch nicht üblich, daß man sich jeden Handgriff, jede Gefälligkeit bezahlen ließ. Konsumverzicht ist zudem kein „Verzicht“, wenn die Bedürfnisse auf andere Art befriedigt werden können, wenn man sich sattessen kann ohne Luxus, wenn man wandernd reisen kann oder für wenig Geld bei Reclam seine Kenntnisse der Weltliteratur erweitern kann – kurs, es gab Menschen, denen Erkenntnis wichtiger war als Machtanteil, und das waren nicht wenige. Hier müßte also differenzierter gesehen werden. Die moderne Entwicklung des allgemeinen Konsums, der allgemeinen Teilhabe an materiellen wie geistigen Gütern, der Chancen für alle und der grundsätzlichen (wenn auch oft genug noch mangelnden) Gleichheit für alle in der Gesellschaft darf uns nicht dazu verführen, die Vergangenheit in unser Koordinatensystem einzuordnen, in dem Auto und Fernseher (zu Recht) als allgemein wünschbare oder sogar notwendige Güter gelten. Für unsere Orts- und Landesgeschichte ergibt sich aber aus Engelsings anregenden Arbeiten eine Fülle von Aufgaben. Wie waren zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten die Löhne und Mieten? Was haben die Menschen gegessen (wie oft Fleisch)? Wo war Wein Luxus der Reichen, wo Volksgetränk? Welche Bücher besaßen Bürger und Bauern, Ratsherrn und Pfarrer? Inventuren und Erbteilungen bieten eine Fülle von unausgeschöpftem Material. Bücher wie das von Engelsing können uns lehren, dieses Material auszuschöpfen und kritisch einzuordnen.

Wu

Christoph Borchardt: Beiträge zur Landeskunde Südwestdeutschlands, (Geographisches Institut der Universität Stuttgart, Band 90), 1976.

Die Veröffentlichung macht das Ergebnis einer Reihe von Studienarbeiten in den Bereichen Stadtgeographie, Freizeitverhalten und Agrargeographie zugänglich. Im 1. Beitrag von Ch. Borchardt und H. Schneider werden die „Innerstädtischen Geschäftszentren in Stuttgart“ untersucht. Während bisher in der Zentralitätsforschung vorwiegend die überörtlichen Versorgungsbeziehungen behandelt wurden, analysieren die Verfasser die innerörtliche Verteilung und Funktion von Geschäften am Beispiel des oberzentralen Versorgungszentrums Stuttgart. Ziel der Untersuchung ist eine Typisierung der innenstädtischen Geschäftszentren.

Der 2. Beitrag von E. Kohler behandelt die „Raumwirksamkeit des Staates – dargestellt am Beispiel der Garnisonen“. Die Untersuchung deckt interessante funktionale Zusammenhänge zwischen Raumordnungspolitik und Landesverteidigung auf und weist nach, daß der Staat die Standorte für militärische Anlagen und Einrichtungen nicht nur nach militärischen, sondern auch nach regionalplanerischen und wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten auswählt. Am Beispiel der traditionellen Garnisonstadt Ludwigsburg können Möglichkeiten und Konsequenzen für die Stadtentwicklungsplanung besonders konkret dargestellt werden. Hier haben die Kasernenanlagen im Laufe der Siedlungserweiterung großflächige stadtplanerische Reserven eröffnet.

Im 3. Beitrag „Die Innenstadt Backnangs“ von U. Schulze wird aufgezeigt, wie die Lage im Schatten einer Großstadt den Wandel von kleinstädtischen zu mittelstädtischen Strukturen bewirkt. In den „Beiträgen zur Erfassung von Kapazität und Frequentierung der Naherholungsflächen in Stuttgart“ von M. Ziegler wird ein sehr aktuelles Thema angesprochen. In der vergangenen Siedlungsentwicklung wurden in großem Ausmaß Kompromisse auf Kosten der innenstädtischen Erholungsflächen geschlossen.

Der Verbrauch der innenstädtischen Erholungsflächen wurde mit dem Hinweis auf die großräumigen Landschaftsreserven gerechtfertigt. Inzwischen wird die kleinräumige Verflechtung von Natur und Gebautem als eine unverzichtbare Lebensgrundlage mehr und mehr anerkannt.

Der 4. Beitrag von R. Wolf ist eine Sichtung und Wertung bisheriger Veröffent-

lichungen über „Verfahren zur Beurteilung der Erholungseignung von Landschaften und ihre Bedeutung für die Orts-, Regional- und Landesplanung“. Der Verfasser stellt zusammenfassend fest, daß keine der bisher vorgeschlagenen Methoden es gestattet, die Erholungseignung einer Landschaft zufriedenstellend zu bestimmen. Die Problematik liegt darin, daß neben den natürlichen Elementen wie Klima, Vegetationsvielfalt, Relief etc. das Verhalten und die Wünsche der Erholungssuchenden entscheidend mitspielen. Im Hinblick auf die Einrichtung von sog. Naturparks als schwerpunktmäßigen Erholungsräumen für die Ballungszentren sind die vom Verfasser aufgezeigten Belastungsgrenzen interessant.

Im 5. Beitrag von W. Bächle wird das Thema „Die wirtschaftliche Bedeutung von Fremdenverkehr und Zweitwohnsitzen in ländlichen Gemeinden des südlichen und mittleren Schwarzwaldes“ behandelt. Während die Bevölkerung vor allem des Erwerbes wegen nach wie vor in die Verdichtungsräume abwandert, kehrt sie zur Erholung immer zahlreicher in die Entleerungsräume zurück. Die Untersuchung zeigt die Chancen und Gefahren auf, die vom Fremdenverkehr für strukturschwache, ländliche Bereiche ausgehen.

Der Beitrag von Ch. Röck untersucht die „Möglichkeiten und Grenzen der Landbewirtschaftung in den agraren Problemgebieten des Mittel- und Südschwarzwaldes“. Es geht um Maßnahmen zur Verbesserung von Einkommen und Lebensbedingungen der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung. Der Verfasser schlägt die Einführung neuer Betriebsformen vor, die rentabel sind und zugleich eine Freihaltung der Landschaft bewirken.

Den Abschluß der Veröffentlichung bilden die Beiträge von A. Allmendinger „Der Innovationsprozeß des Maisanbaus in Baden-Württemberg“ und von J. Härle „Die Ausweitung des Maisbaus in Oberschwaben – Ursachen, Auswirkungen, Aussichten“. Die Arbeiten befassen sich mit dem in den letzten 20 Jahren verstärkt einsetzenden Maisanbau, der zunächst in der südlichen Oberrheinebene sein Anbauzentrum besaß. Für die rasche Ausbreitung werden neben betrieblichen Einflußfaktoren und Erfolgen in der Pflanzenzüchtung auch soziale und psychologische Gesichtspunkte bei den Landwirten genannt. Leider wird das Problem einer „Vermaisung“ der Landschaft nur am Rande erwähnt.

brü

Christoph Borchardt, R. Grotz, K. Kulinat, H.-P. Mahnke, H. Pacher und R. Rau: „Versorgungsorte und Versorgungsbereiche“, Zentralitätsforschungen in Nordwürttemberg, (Geographisches Institut der Universität Stuttgart, Band 92), 1977.

In dem Arbeitsbericht des Geographischen Instituts werden die Ergebnisse einer Untersuchung über zentrale Orte und zentralörtliche Bereiche mittlerer und höherer Stufe im Regierungsbezirk Nordwürttemberg vorgestellt. Es werden Versorgungsbeziehungen und Ungleichheiten in der Ausstattung mit Versorgungseinrichtungen analysiert. Die Untersuchung gliedert sich in einen methodisch-theoretischen Teil, der vor allem eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Begriff „Zentraler Ort“ und mit Zentralitätsproblemen enthält, und in einen anwendungsorientierten Teil, der die Versorgungsbeziehungen in Nordwürttemberg behandelt. Besonders dieser Teil ist für die praktische Strukturpolitik wertvoll, da er aufschlußreiches Material für die kommunale Entwicklungsplanung in den Beispielstädten liefert. Die Aufbereitung der Untersuchungsergebnisse in Form von Karten, Tabellen und Diagrammen erleichtert den kommunalen Gremien, die Zentralitätsfunktion aufgrund einer überörtlich vergleichenden Betrachtung zu erkennen. Leider ist das statistische Grundlagematerial, das der Forschungsarbeit zur Verfügung stand, zum größten Teil überholt. Eine Aktualisierung der Arbeit wäre wünschenswert und für die Entwicklungsplanung in den Versorgungsorten Nordwürttembergs sehr nützlich.

brü

Spemann-Kalender „Alt-Württemberg 1979“. 12 ausgewählte Kalenderbilder in Farbe und 3 zusätzliche Kunstblätter. Franckh'sche Verlagsbuchhandlung Stuttgart. Die Franckh'sche Verlagsbuchhandlung gab für 1979 erstmals einen „nostalgischen“ Kunstkalender heraus. Das ansprechend gestaltete Heft zeigt mit einer Ausnahme (Das Kirchweihfest, nach einem Gemälde von Johann Baptist Pflug) eine Auswahl hübscher Ansichten aus dem 19. Jahrhundert heute württembergischer Orte. Württembergisch Franken ist in dem Kalender mit Darstellungen von Schwäbisch Hall (Schützenscheibe aus dem Jahr 1804 mit dem Marktplatz und dem Münster St. Michael), Künzelsau (Abmarsch zum Manöver am 14. September 1857, die Leibgarde zu Pferd mit ihrem Kommandanten Prinz Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach, aquarellierte Bleistiftzeichnung von Reinhold Braun, einem Bruder des in Schwäbisch Hall geborenen Schlachtenmalers Louis Braun), Heilbronn (Weinlese um 1820, kolorierte Aquatinta-Radierung von Carl Doerr) und Bad Mergentheim (Ansicht um 1816, Aquarell von Gisser) vertreten. Be.

Landesgeschichte und Geistesgeschichte. Festschrift für Otto Herding zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Kaspar Elm, Eberhard Gönner und Eugen Hillenbrand. Stuttgart: Kohlhammer 1977. X, 488 S. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. B. 92.)

Die in der Festschrift für Otto Herding (mit einem Verzeichnis seiner Veröffentlichungen, S. 483 ff) vorgelegten Aufsätze sind wichtige Beiträge zur Geschichte besonders des südwestdeutschen Raumes. Sie gehören somit in den Bereich landesgeschichtlicher Detailforschung mit ihren oft notwendigerweise eng begrenzten Einzeluntersuchungen. Andererseits weisen sie als Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte über den vorgegebenen Raum weit hinaus. Dieser Versuch, eine Synthese von Landes- und Geistesgeschichte vom Frühmittelalter bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts herzustellen, wird mit einer weiten Streuung der behandelten Einzelaspekte, die wesentliche Merkmale der jeweiligen Epochen widerspiegeln, verbunden. Sozialgeschichtliche Aspekte in landesgeschichtlichen Darstellungen für die Zeit seit dem frühen Mittelalter haben hier ebenso Berücksichtigung gefunden wie eine Studie über Politiker um Friedrich Barbarossa, namentlich Wibald von Stablo, Eberhard II. von Bamberg und Rainald von Dassel. Ein über die landesgeschichtliche Dimension weisender Beitrag zur Geschichte des Ordens vom Heiligen Grab bezieht die historiographische Reflexion seit der Reformation ein. Neben Darstellungen zur Kunst- und Baugegeschichte führt eine Studie über spätmittelalterliche Brunnen in Südwestdeutschland zur Betrachtung staatlicher und städtischer Hoheitszeichen. Dazu kommen Beiträge zur Stadtgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts unter besonderer Berücksichtigung der Städte Straßburg und Konstanz, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Aspekte des frühen Buchdrucks, eine am Beispiel der Wormser Zwillinge durchgeführte Darstellung zur „Wunderdeutung“ und ihrer politischen Implikationen. Literatur- und sprachgeschichtliche Untersuchungen haben ebenso in das Sammelwerk Eingang gefunden wie Darstellungen zur Historiographie des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit, wobei gerade auch hier der Bezug über den landesgeschichtlichen Rahmen hinaus zu europäischen und universal-historischen Fragestellungen deutlich wird. Wichtige Episoden zu einer Biographie des württembergischen Diplomaten Friedrich Kölle, des Freundes Hebels und Uhlands, ein Aspekt zur Bildungsgeschichte des Vormärz am Beispiel der Fürstenerziehung in Hohenzollern-Sigmaringen und – als Beitrag zur Technik- und Unternehmensgeschichte – eine Darstellung zur Einführung der Dampfturbine auf dem deutschen Markt vor dem ersten Weltkrieg schließen das Werk. Der Band stellt sich als Skizzenbuch südwestdeutscher Landesgeschichte dar, gerade wegen seiner im einzelnen sehr detaillierten und damit auch paradigmatische Funktion annehmenden Analysen. F. Magen

Festschrift für Ferdinand Elsener zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Louis Carlen und Friedrich Ebel. Sigmaringen: Thorbecke 1977. 284 S.

Der weite Forschungsbereich des Schweizer Rechtshistorikers F. Elsener, der von 1959 bis zu seiner Emeritierung 1977 den Lehrstuhl für Deutsches Recht und Kirchenrecht an der Tübinger Universität innehatte, wird in der ihm gewidmeten Festschrift deutlich. Ebenso deutlich wird die Wirkung, die der Gelehrte als Forscher, akademischer Lehrer und als Persönlichkeit auf Schüler und Kollegen ausübt. Dankbarkeit und Verehrung sprechen aus den Widmungen, und der auch in unserem Verein angesehene Jubilar kann sich mit Recht darüber freuen. – Die Themen behandeln u.a. grundsätzliche Fragen von Geschichtsbewußtsein und Verfassungsgeschichte, Probleme der Rezeption des römischen und kanonischen Rechts, Rechtsarchäologie, Rechtssprache und rechtliche Volkskunde in loser Reihung. Schwerpunkte bilden Detailuntersuchungen zu schweizerischen Rechtsproblemen und zur Entwicklung des Notariats. In unseren Raum reicht der Aufsatz von W. Trusen, der sich mit Auseinandersetzungen um die geistliche Gerichtsbarkeit im Hochstift Würzburg befaßt. In einer tiefeschürfenden Analyse untersucht M. Heckel die in den Friedensschlüssen von Münster und Osnabrück 1648 festgelegte *itio in partes* – die getrennte Beratung konfessioneller Fragen unter katholischen und protestantischen Ständen. Als eine konfessionell-korporative Freiheitsgarantie, verbunden mit dem Zwang zur *amicabilis compositio*, zur freundschaftlichen Einigung, sieht er dieses (nicht durch enge Verfahrensregelungen fixierte) Rechtsinstitut, nicht als ein Mittel zur weiteren Desintegration des Reiches. Es ist für ihn die aus praktischer Erfahrung, tiefer Einsicht und politischem Fingerspitzengefühl geschaffene Lösung, die der politischen Lage, der religiösen Situation wie der Struktur des damaligen Rechtssystems entsprach. – Wer sich für die vielfältigen Aspekte der Rechtsgeschichte interessiert, wird mit Vergnügen zu diesem Band greifen, der auch eine ausführliche Liste der Veröffentlichungen Elseners enthält.

Taddey

Lebensbilder aus Schwaben und Franken. 13. Band. Herausgegeben von Robert Uhländ. Stuttgart: Kohlhammer 1977. 480 S.

Die vorliegenden 18 Lebensbilder, darunter drei von Frauen, stellen zeitlich Persönlichkeiten vom späten Mittelalter (Abt Wolfram Mäuser von Berg in Hirsau) bis zum 20. Jahrhundert (Bischof Johann Baptist Spöck) dar und bieten einen vielseitigen Überblick über Politiker, Dichter, Künstler des Landes. Vom fränkischen Standpunkt aus muß man feststellen, daß nur ein Lebensbild (das der Schenkin Susanna von Limpurg, geborene von Tierstein) aus dem fränkischen Teil Württembergs stammt – wenn man von Ahnenverbindungen ins Fränkische absieht. Das liegt nicht daran, daß unser Landesteil keine interessanten Persönlichkeiten aufzuweisen hätte, sondern eher daran, daß sich nur schwer Bearbeiter für Biographien bei uns finden, obwohl die Zeit der „entpersönlichten“ Geschichtsschreibung über sozio-ökonomische „Zwänge“ ihren Höhepunkt überschritten haben dürfte. Gewiß ist die Biographie ein Mittel, dem neu erwachenden geschichtlichen Interesse der Laien entgegenzukommen, sofern sie ihre Darstellung in größere Zusammenhänge einzufügen vermag. Viele Lebensbilder dieses Bandes können besonderes Interesse finden, alle können Neues vermitteln. Einem Mitarbeiter steht es nicht an, einzelne Beiträge hervorzuheben, zumal eben die erwähnte Vielseitigkeit den Wert des Bandes ausmacht. Hoffen wir also darauf, auch bei uns künftig mehr Mitarbeiter für den fränkischen Landesteil zu finden.

Wu

Helmut Bender: Römische Straßen und Straßenstationen. (Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands. Nr. 13). Stuttgart: Gentner 1975. 72 S.

In einer Reihe, die von der Gesellschaft für Vor- und Frühgeschichte mit Unterstützung des Württ. Landesmuseums herausgegeben wird, erschien diese Broschüre. Ein vom Militär und der Straßenpolizei überwachtes Fernstraßennetz mit Herbergen, Post- und Umspannstationen war die Voraussetzung des Handels, der Wirtschaft und der bis in die entlegensten Gebiete funktionierenden römischen Verwaltung. Das Limesgebiet verdankt seine strategische Bedeutung und seine wirtschaftliche Blüte einer derartigen Fernverkehrsstraße, die von Mainz über Cannstatt nach Augsburg führte. Der Verfasser beschreibt in anschaulicher Weise den Aufbau der römischen Straßen, den Verlauf der wichtigsten Verbindungen, ihre Kennzeichnung durch die sogenannten Meilen- und Leugensteine, ihre Kosten und ihre Darstellung in Verzeichnissen und auf Karten. Die für den Reisenden wichtigen Rasthäuser und Umspannstationen, die für seine Sicherheit notwendigen Wachposten werden ebenfalls eingehend behandelt. Ein ausgewählter Bildteil mit Abbildungen von römischen Straßen und Brücken, von Leugen- und Benefiziarierweihestein, von Grundrißzeichnungen ausgegrabener Straßenstationen und von Grabungsfotos trägt wesentlich zum Verständnis dieses ausgezeichneten Bändchens bei.

Clauss

Dieter Planck: Neue Grabungen am Limes. (Kleine Schriften zur Kenntnis der römischen Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands 12) Stuttgart: Gentner 1975. 72 S. ✓ Planck berichtet von den wichtigsten Ausgrabungen der letzten Jahre am Obergermanischen und Rätischen Limes. Nach einem kleinen Überblick über die Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands bis zum Alemanneneinfall um 260 n.Ch. stellt er die verschiedenen und unterschiedlichen Bauphasen in der Entwicklung der o.g. Limesanlage dar. Von den Ausgrabungen am Obergermanischen Limes werden die Untersuchungen am Kleinkastell Rötelsee bei Welzheim und an den beiden Öhringer Kastellen eingehend behandelt. Der Schwerpunkt der römischen Ausgrabungen am Limes liegt z.Z. im Ostalbkreis, wo bei Schwabsberg-Buch ein Limesfreilichtmuseum entstehen wird. Teile dieser Anlage werden in der vorliegenden Broschüre ausführlich vorgestellt, so der rätische Limes im Wald „Mahdholz“ südlich Schwabsberg und vor allem das Limestor bei Dalkingen, das nach mehreren Umbauten zu Beginn des 3. Jhdts. n. Chr. eine prunkvolle Fassade erhielt und das von besonderer Bedeutung gewesen sein muß. Außerdem werden die Grabungen an den Kastellen Aalen, Buch, Unterböbingen und Schwäbisch Gmünd-Schirenhof beschrieben. Ein ausführlicher und ausgezeichneter Bildteil mit Grabungsfunden und -befunden rundet den sehr guten Gesamteindruck dieses Bändchens ab.

Clauss

Hans Wilhelm Hammerbacher: Die hohe Zeit der Sueben und Alamannen. Heusenstamm: Orion-Heimreiter 1974. 247 S.

Ein unnötiges Buch! Man fragt sich, was Verfasser und Herausgeber bewogen hat, dieses Buch auf den Markt zu bringen. Ist es der Neid über die hohen Auflagenzahlen gewisser populär-wissenschaftlicher Werke oder ist es der Versuch, eine bestimmte Art der Geschichtsschreibung wiederzuerwecken? Das Buch soll die Geschichte der Sueben und Alamannen aufzeigen. Was dabei herauskam, ist ein Gebräu aus pseudo-wissenschaftlichen Erkenntnissen, privater Phantastereien, Verfälschungen und Ungereimtheiten und ist für den Leser schlichtweg eine Zumutung. Wie der Verfasser z.B. das Neckarland von den Römern erobern und wie er sie den Limes erbauen läßt, zeigt, mit welcher schlichter Einfalt er vorgeht; daß er den obergermanischen Limes mit dem rätischen Limes verwechselt und wie er z.B. den Mord Theoderichs an Odoaker begründet, kann dem Leser nur noch ein müdes Lächeln entlocken. Ein Autor der sich heute noch u.a. auf Werke Kossinas und Reinerths stützt, der im 'Schrifttum' einen Roman wie Noelles 'Wall der tausend Türme' angibt, disqualifiziert sich von selbst.

Markige Worte wie 'Heldenzeit, Zeitenwende, düstre Entartung, Römerart, williges Werkzeug der Päpste, heldenhafter Widerstand, welsch-fränkische Art' und viele Seitenhiebe auf alles Nichtalemannische lassen den Gedanken aufkommen an eine Zeit, in der „Blut- und Bodengeschichte“ bevorzugt wurde. Zusammengefaßt: ein Buch, das in keiner auf ihren Ruf bedachten Bibliothek aufgenommen werden sollte. *Clauss*

Geschichte der Franken bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Auf der Grundlage des Werkes von Ludwig Schmidt unter Mitwirkung von Joachim Werner neu bearbeitet von Erich Zöllner. München 1970. 278 S., eine Stammtafel, zwei Karten.

Die im Raum von Köln um 258 n. Chr. erstmals genannten Franken wuchsen aus einem lockeren Kampfverband mehrerer germanischer Einzelstämme zu einem durch Kg. Chlodwig I. (466/67–511) nach der Beseitigung von Teilkönigen geeinigten, machtvoll expandierenden Königreich zusammen. Die Neubearbeitung des den Franken gewidmeten Teiles im Standardwerk von Ludwig Schmidt über die „Geschichte der Deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung“ übernahm nach dem Tode Schmidts E. Zöllner unter Mitarbeit des Archäologen Werner. Stammesbildung und Frühgeschichte, der Ablauf der äußeren und inneren Reichsentwicklung, Religion und Kirche, Siedlungsverhältnisse und Wirtschaft des Frankenreichs unter den frühen Merowingern bis zum Tode König Chlotachars (†561) werden untersucht. Zwei Karten stellen die Ausdehnung und Teilungen des Reiches bis zu diesem Zeitpunkt dar. Die generelle Kenntnis des Ablaufs der fränkischen Geschichte wird in diesem Handbuch vorausgesetzt. Seine Aufgabe und Bedeutung liegt darin, daß es durch eine überaus gründliche, kritische Analyse der gesamten Literatur und der Quellen eine nüchterne Bestandsaufnahme derjenigen Fakten vermittelt, die man nach dem heutigen Kenntnisstand als gesichert annehmen kann. Das gilt über die allgemeine politische Geschichte hinaus vor allem für die inneren Einrichtungen des Frankenreichs, seine Ämter, sein Heer, seine Sitten und Gebräuche. Ein leider fehlendes Sachregister wäre hier sehr hilfreich. Wer etwas konkret über die frühen Franken wissen will, sollte unbedingt zu diesem Buch greifen. *Taddey*

Ursula Penndorf: Das Problem der „Reichseinheitsidee“ nach der Teilung von Verdun (843). Untersuchungen zu den späten Karolingern. (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 20). 1974. 204 S.

Die vorliegende Dissertation aus der Schule von H. Löwe untersucht die Frage, wie weit nach der Teilung von Verdun im zerfallenden fränkischen Reich noch das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Einheit feststellbar ist. Sie bedient sich dabei der Urkundensprache, der Geschichtsschreibung wie der geistlichen Publizistik. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß dieses Bewußtsein, in den einzelnen Reichsteilen verschieden, langsam verblaßte und eigentlich nur da faßbar wird, wo es den machtpolitischen Interessen der rivalisierenden Gruppen entgegenkam. Es wäre nun zu wünschen, daß in weiteren Untersuchungen das Verhalten des weltlichen Adels, zumal soweit er in verschiedenen Landschaften begütert war (wie die Kinder Eberhards von Friaul), im 9. Jh. geprüft würde, also eine personen- und besitzgeschichtliche Darstellung. Die Verfasserin möchte die Visio Karls III., in der Ludwig Bosonides als echter Erbe der Karolinger angesprochen wird, lieber auf 900 als auf 890 (wie E. Hlawitschka) datieren. In diesem Zusammenhang fällt es auf, daß alle Geschichtsschreiber der späten Karolingerzeit dazu neigen, das agnatische Prinzip des römischen Rechts auch für diese Zeit zu überschätzen, während es offenbar mit dem kognatischen Prinzip während des ganzen Mittelalters im Widerstreit lag: haben doch die meisten der nichtkarolingischen Könige zur Verwandtschaft des Königshauses gehört oder sich mit ihm verschwägert. Und wenn Boso seinen ersten Sohn Ludwig nannte, so war das gewiß nicht überraschend oder Ausdruck eines neuen Programms (S. 85),

sondern selbstverständlich, daß er den Sohn nach dessen kaiserlichen Großvater nannte. Der Sohn galt also als rechtmäßiger Erbe dieses karolingischen Großvaters. Wu

Johannes Lehmann: Die Staufer. Glanz und Elend eines deutschen Kaisergeschlechts. München: Bertelsmann 1978. 416 S.

Der Verfasser, Journalist von Beruf, verarbeitet die Forschungen anläßlich der großen Stauferausstellung 1977 zu einem Buch, das nicht für Historiker geschrieben ist, sondern versucht, „das Wissen der Fachgelehrten verständlich darzustellen und zusammenzufassen“ und aus der Fülle der Tatsachen „Leitideen“ herauszuschälen. Er behandelt also die drei großen Staufer, Friedrich I, Heinrich VI und Friedrich II, und erzählt ihre Geschichte spannend und flott, vielleicht manchmal allzu flott. Denn manche Formulierungen, die in einem Vortrag der Belebung dient, wirkt gedruckt unangebracht. Vor allem hat das berechtigte Anliegen des Verfassers die Folge, daß schwierige Zusammenhänge, etwa der Prozeß Heinrichs des Löwen, verkürzt und vereinfacht werden. So primitiv, wie sie hier erscheinen, waren z.B. die Führer des 2. Kreuzzuges nicht, die bei ihrem verfehlten Unternehmen gegen Damaskus immerhin auch von einer Partei im heiligen Land (falsch) beraten waren. So wird man dem Buch zwar nicht in allen Einzelheiten folgen dürfen, es verdient aber dennoch Empfehlung für den Leser, der sich in die Staufergeschichte einlesen will. Die gute Literaturübersicht ist hervorzuheben. Wu

2) Rudolph Wahl: Barbarossa. Eine Historie. München: Bruckmann. 5. Auflage 1976. 356 S.

Wahls Barbarossabuch ist – spannend geschrieben – ein Erfolgsschlag geworden, seit es 1941 zuerst erschienen ist. Die letzten Veränderungen wurden bei der 4. Auflage 1959 vorgenommen; daraus ergibt sich, daß neuere Erkenntnisse der Forschung nicht zur Kenntnis genommen wurden. Aber auch in dieser Fassung überzeugen Ungenauigkeiten in Einzelheiten, daß es sich weniger um eine exakt erarbeitete Biographie, als um den großen Wurf einer „Historie“ in durchaus individueller Sicht handelt – die Problematik etwa der Auseinandersetzung mit Heinrich dem Löwen, die von der Forschung immer wieder neu erörtert wurde, ist hier zur Dramatik einer „farbigen Erzählung“ vereinfacht. Wu

Friedrich Weigend, Bodo B. Baumunk, Thomas Brune: Keine Ruhe im Kyffhäuser. Das Nachleben der Staufer. Ein Lesebuch zur deutschen Geschichte. Stuttgart: Theiß 1978. 228 S. III.

Die große Stauferausstellung hat in ihrem letzten Teil 1977 auch die Geschichte des Mißbrauchs und der Verkitschung der Staufer, die Geschichte des Stauferbilds in der Nachwirkung eindrucksvoll dargestellt, ebenso war im Katalogwerk davon die Rede, aber vielleicht haben nicht alle Besucher der Ausstellung diese Abteilung voll wahrgenommen, an der sich „die Geister der Besucher am deutlichsten geschieden haben.“ Es geht dabei nicht um die Staufer, um ihre geschichtliche Wirklichkeit und ihre unmittelbare Nachwirkung, sondern um das leidvolle Thema des Geschichtsbildes der lieben Deutschen, des mehrfach gebrochenen Zusammenhangs. Nur indirekt schimmert auch im massiven Kitsch durch, daß der Ausgangs- oder Bezugspunkt, eben die Stauferzeit, von besonderer Bedeutung gewesen sein muß, wenn sie derart mißverstanden, mißbraucht und immer wieder genannt werden kann. Es ist daher den Verfassern zu danken, daß sie mit vielen Belegen diese Seite unseres Geschichtsverständnisses kritisch beleuchten und uns zum Nachdenken über das Geschichtsverständnis unseres Volkes bringen. Wu

Hans-Dieter Homann: Kurkollege und Königtum im Thronstreit von 1314–1330. München: Wölfe [in Komm.] 1974. IX, 340 S. (Miscellanea Bavaria Monacensia. 56.)

Der vorliegende Titel verspricht eine interessante Darstellung deutscher Verfassungsgeschichte der ersten Hälfte der Regierungszeit Ludwigs des Bayern. Gemäß dem Anspruch des Verfassers, eine „zusammenfassende Würdigung der politischen Haltung des gesamten [Kur-]Kollegiums in einem begrenzten Zeitabschnitt“ (S. 4) vorzunehmen, werden in den drei Hauptabschnitten die Doppelwahl Ludwigs IV. und Friedrichs des Schönen 1314, die Zeit des Gegenkönigtums bis 1325 sowie die „Doppelherrschaft“ bis zum Tod des Habsburgers 1330 unter dem Aspekt der kurfürstlichen Politik dargestellt. Der Verfasser beschränkt sich dabei bewußt auf das Verhältnis von Kurkolleg und Königtum, stellt die Positionen der einzelnen Kurfürsten dar und zeigt die wichtigsten Phasen des Verhältnisses zwischen Ludwig IV. und Friedrich von Habsburg auf. Dabei ist es allerdings unzulässig, in einer Untersuchung so zentraler verfassungsgeschichtlicher Probleme grundlegende Aspekte, wie z.B. die Auseinandersetzung zwischen König- und Papsttum, weitgehend außer Acht zu lassen. Von der anfangs angedeuteten Herausarbeitung einer „die Politik des Kurkollegs kennzeichnende[n] Reichstheorie“ (S. 5) kann ebenfalls nicht die Rede sein. Sieht man von solchen grundsätzlichen Erwägungen ab, dann ergäbe sich eine brauchbare stoffliche Zusammenfassung, wenn nicht eine Reihe unbelegter Vermutungen und Spekulationen in die Darstellung Eingang gefunden hätten. Hervorzuheben ist, daß der Verfasser, der dazu lediglich bis 1945 erschienene Literatur anführt (S. 65 f), es „an der Zeit“ (S. 124) findet, dem Vorurteil ein Ende zu machen, die Kurfürsten hätten 1314 nur aus kleinlichen und egoistischen Motiven gehandelt. Diese Ablehnung eines monokausalen Zusammenhangs zwischen dem Ansteigen fürstlicher Macht und einem wie immer gearteten Niedergang des Reichs ist ein – allerdings nicht neues – Ergebnis der vorliegenden Untersuchung, die leider auch einige Ungenauigkeiten aufweist. Als Beispiel hierzu wäre die Verwendung des Begriffs „Wahlkapitulation“ für die Wahlzusagen der 1314 Gewählten heranzuziehen (S. 112 ff, S. 301); es handelt sich hier – nach den Worten des Verfassers – um eine Kapitulation „im wahren Sinne des Wortes“ (S. 114).

F. Magen

Ferdinand Seibt, Karl IV. Ein Kaiser in Europa – 1346 bis 1378. München: Süddeutscher Verlag 1977. 448 S., Bildtafeln.

Vor 600 Jahren, am 29.11.1378, starb in Prag Kaiser Karl IV. Aus diesem Anlaß fand in Nürnberg eine große Ausstellung statt, die maßgeblich von F. Seibt gestaltet wurde, einem der besten deutschen Kenner der böhmischen Geschichte. Seine intensive Beschäftigung mit der vielschichtigen, in der Forschung jedoch häufig einseitig charakterisierten Persönlichkeit des Kaisers fand in dieser Biographie ihren Niederschlag. Sie soll nicht das letzte Wort über ihren Helden sein. Zu viele Quellen harren einer zuverlässigen Edition, das Jubiläumsjahr hat zahlreiche neue Detailforschungen veranlaßt. Trotzdem hat Seibt versucht, einer neuen Deutung Karls und seiner Zeit den Weg zu bahnen. Nicht streng chronologisch – das schien ihm zu recht langweilig – schildert er die historische Umwelt, in der der junge, fünf Sprachen beherrschende Luxemburger groß wurde, zeigt die Entwicklung seines Hauses auf, den Aufstieg des Herrschers zum Kronprinzen, König von Böhmen, zum deutschen König und römischen Kaiser. Sein Bemühen um die Schaffung einer Hausmacht wird deutlich, sein Bestreben, Frieden zu wahren, auch wenn er gelegentlich nachgeben mußte. Das Verhältnis zur Kirche, galt doch Karl weithin als der Pfaffenkönig, wird untersucht, die Autobiographie des Kaisers als bedeutsames Dokument zur Interpretation der Vorstellungswelt Karls ausführlich benützt.

Die politische Entwicklung sieht Seibt unter dem Aspekt der Verlagerung der politischen Aktivität von den alten Zentren des Reiches an die Peripherie. Ungarn, Polen,

die nordischen Reiche, England und die Pyrenäenhalbinsel gewannen damals zunehmend an Bedeutung. Intensiv suchte Karl die sich daraus ergebenden Möglichkeiten zu nutzen. Er förderte die Städte, versuchte aber gleichzeitig, den Adel an sich zu binden. Er schrieb viele Dinge, die Gewohnheitsrecht geworden waren durch Kodifikation fest, so daß sie als Neuschöpfungen galten. Mit echten Neuerungen, wie etwa einem böhmischen Staatsrecht, scheiterte er. Seine Goldene Bulle blieb das Grundgesetz des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bis zu seiner Auflösung 1806. Bedeutend sind Karls Leistungen als Förderer von Kunst und Kultur. Parler, der schöne Stil, die Prager Universität sind sprechende Zeugen.

Das Buch ist flüssig und lesbar geschrieben, setzt aber beim Leser die Kenntnis des großen Rahmens der spätmittelalterlichen Geschichte voraus. Schließlich handelt es sich ja um eine Herrscherbiographie. So ist es auch erklärlich, daß etwa Hohenlohe nicht einmal genannt wird. Für diese wie für andere aufsteigende Familien und ihre Territorien war die Verbindung zum Kaiser wichtiger als umgekehrt. Immerhin war den Hohenlohern zeitweilig das Kuttengerber Silber verpfändet, wurde Neuenstein 1351 zur Stadt erhoben. Ein Flüchtigkeitsfehler am Rande: Karl plante natürlich einen Kanal zur Ostsee (S. 364), nicht zur Nordsee. Karls Persönlichkeit wird durch dieses Buch lebendig. Es ist jedem, der sich für die Voraussetzungen unserer Zeit interessiert, als eine fesselnde Lektüre voller anregender und einleuchtender Ideen zu empfehlen, beruhend auf der mit Nachweisen zitierten umfangreichen Literatur, nicht zuletzt der tschechischen.

Taddey

Kaiser Karl IV. 1316–1378. Führer durch die Ausstellung auf der Kaiserburg Nürnberg. Hrsg. vom Bayerischen Nationalmuseum München. Redaktion: Johanna von Herzogenberg. München: Prestel 1978. 172 S. mit 184 Abb. 22 Karten.

Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen. Hrsg. von Ferdinand Seibt in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Nationalmuseum und dem Adalbert-Stifter-Verein München. München: Prestel. 1978. 496 S. mit 181 Abb. und 20 Karten.

Die Ausstellung „Kaiser Karl IV. 1316–1378“ die zunächst vom 15.6.–15.10.1978 auf der Nürnberger Kaiserburg gezeigt wurde, dann in Elementen im Historischen Archiv der Stadt Köln bis März 1979, wurde durch zwei Publikationen erschlossen. Ein kleiner handlicher Führer erläuterte die einzelnen, zum größten Teil abgebildeten Exponate, gab zudem wichtige Literatur an. Abgesehen von einigen technisch bedingten Unstimmigkeiten (z.B. Verwechslung der Bildnummern bei Nr. 39, Doppeltzählung 177) weist der Katalog über die Ausstellungsdauer hinaus nach, was nach Meinung seiner Autoren typisch und informativ für die behandelte Epoche ist.

Ein Prachtwerk wurde der begleitende Band, der zahlreiche Einzelaspekte der Regierungszeit Karls IV. erläutert. Unterschiedlich gut lesbar, in die Tiefe gehend oder übersichtlich werden sie von kompetenten Autoren geschildert. Zum Abschnitt über das politische System der Zeit gehören Aufsätze über die Wirtschaftspolitik, die Rolle der Frömmigkeit, des Bürgertums, der Juden. Grundzüge der Europapolitik werden entwickelt, die Territorialpolitik Karls in Böhmen, Mähren, Schlesien, Luxemburg, Brandenburg, Pommern und Bayern skizziert. Der Hof, die Kunst und schließlich das Nachleben des Kaisers sind weitere Themenkreise. Hervorzuheben ist die Bebilderung, die in hervorragenden, zumeist ganzseitigen Farb- und Schwarz-Weiß-Fotos fast alle Ausstellungsstücke in einer Größe und Qualität darbietet, die sich für den Katalog verbietet. Dieses Buch allein, angeregt durch die Ausstellung, hat die Nützlichkeit solcher Anstöße wieder einmal bewiesen. Ohne die große repräsentative Schau wäre kaum so scharfsinnig und intensiv über diese wichtige Epoche des Spätmittelalters nachgedacht worden. Man kann im einzelnen darüber streiten, ob die Auswahl der Ausstellungsgegenstände immer richtig war, etwa die zentrale Stellung der Reichsinsignien. Beide Begleitbücher sind aber ein bleibender, dankbar akzeptierter Gewinn.

Taddey

Jörg Füchtner: Die Bündnisse der Bodenseestädte bis zum Jahr 1390. Ein Beitrag zur Geschichte des Einungswesens, der Landfriedenswahrung und der Rechtsstellung der Reichsstädte. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 8). Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht. 1970. 367 S.

Die vorliegende Dissertation aus der Schule von H. Heimpel gibt über den unmittelbaren Gegenstand hinaus einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Städtebünde überhaupt. Hatten unter Ludwig dem Bayern die Städtebünde ein zunehmendes Gewicht erringen können, so wurden sie unter Karl IV. planmäßig eingeschränkt. Dennoch konnten sie sich unter den Nachfolgern des Kaisers noch einigermaßen behaupten, besonders der engere Kreis der Bodenseestädte. Weiterführende Untersuchungen, wie sie besonders das Gedenkjahr für Karl IV. anregt, werden auf dieser gründlichen und aufschlußreichen Arbeit aufbauen müssen. *Wu*

Rudolf Palme: Die Landesherrlichen Salinen- und Salzbergrechte im Mittelalter – eine vergleichende Studie. (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 34), Innsbruck 1974. 78 S.

Die Untersuchung befaßt sich anhand von Salzordnungen, die vom frühen 13. Jahrhundert bis ins 16. Jahrhundert reichen, mit der Rechtsstruktur der drei größten österreichischen Salzproduktionsstätten Hall in Tirol, Aussee und Hallstatt. Bereits im Mittelalter waren sie Kammerbetriebe des Landesfürsten und unterschieden sich daher in ihren rechtlichen Verhältnissen grundlegend von den nord- und mitteldeutschen Salinen, ebenso vom bayerischen Reichenhall. In Österreich konnten die Landesherrn die Einigungsbestrebungen der Inhaber von Salzlehen unterbinden, so daß diese keinen Einfluß auf die Verwaltung der Salinen ausüben konnten, sondern, sofern sie nicht selbst in der Saline arbeiteten, eine Rente aus ihrem Lehen bezogen. Einen autonomen genossenschaftlichen Verband der Sieder wie etwa in Schwäbisch Hall gab es also in Österreich nicht. Der Landesherr setzt dort Beamte ein, die seine Interessen zu vertreten hatten und entsprechend kontrolliert wurden. Die Gerichtsbarkeit übte der „Salzmair“, ein landesherrlicher Beamter, aus. Das Salzbergericht glich einem fürstlichen Hofgericht. Da selbständige, unabhängige Unternehmen und Genossenschaften fehlten, konnte der Landesherr die Zahl der Pfannen auf wenige relativ große beschränken, dadurch die Kosten senken und seine Einkünfte erhöhen. Allerdings bezogen geistliche Grundherrschaften und auch Almen das Salz unentgeltlich, zudem verwiesen die Landesherrn ihre Gläubiger häufig an die Salinen. Beides beeinträchtigte zeitweise die Wirtschaftlichkeit der Betriebe. Ein Vergleich der Salzbergrechte mit den Erzbergrechten beschließt die interessante Arbeit. Im Anhang findet man 3 Hallamtsordnungen abgedruckt, außerdem ein hilfreiches Namens- und Sachregister. *Gö*

Elmar Lutz: Die rechtliche Struktur süddeutscher Handelsgesellschaften in der Zeit der Fugger. Band I: Darstellung, Band II: Urkunden, (Studien zur Fuggergeschichte Band 25). Tübingen: Mohr 1976. Band I: 585 S., Band II: 172 S.

Das Schwergewicht der deutschen Wirtschaft lag im 16. Jahrhundert in Oberdeutschland, in Nürnberg, Augsburg, Ulm, wo die großen Handelshäuser beheimatet waren. Ihre Geschäftspolitik und kaufmännische Organisation hat die Wirtschaftsgeschichte gründlich erforscht, und die Ergebnisse liegen in schon klassischen Werken vor, etwa den Arbeiten von Götz Pölnitz über die Fugger. Im Gegensatz dazu hat die Rechtsgeschichte den süddeutschen Handelsgesellschaften bisher weniger Aufmerksamkeit geschenkt, so daß die rechtliche Verfassung dieser Unternehmen und die damit zusammenhängenden Probleme, etwa die Rezeption des italienischen Handelsrechts, weitgehend ungeklärt blieben. Um so mehr muß die nun vorliegende Arbeit von E. Lutz begrüßt werden, die es erstmals unternimmt, ein Bild von der Rechtsstruktur der süddeutschen Handelsgesellschaften des 15. und 16. Jhdt. zu entwerfen. Dazu

hat E. Lutz das vorhandene Quellenmaterial, in erster Linie Gesellschaftsverträge, Anstellungsverträge, Verschreibungen, Quittungen und Prozeßakten, unter spezifisch rechtshistorischen Fragestellungen ausgewertet. Zwei Gesichtspunkte bestimmen sein Vorgehen. Zunächst untersucht er die politischen, sozialen und wirtschaftsgeschichtlichen Rahmenbedingungen, aus denen die Gesellschaftsgesetzgebung entstanden ist, den Akzent legt er jedoch auf einen systematischen Vergleich der erhaltenen Gesellschaftsverträge. So entsteht ein detailliertes und differenziertes Strukturmodell der Rechtsordnung der Handelsgesellschaften, das so wichtige Fragen klärt wie die Rechtsstellung der Gesellschafter untereinander und zur Gesellschaft oder das Auftreten der Gesellschaft Dritten gegenüber. Es zeigt sich, daß die großen frühkapitalistischen Handelsgesellschaften nicht Kapital- sondern Personalgesellschaften gewesen sind, nicht das eingelegte Kapital, sondern die Arbeitsleistung der Gesellschaft war u.a. bei der Regelung der Haftung ausschlaggebend. Die Tatsache, daß die Rechtsstruktur der Handelsgesellschaften Süddeutschlands im wesentlichen übereinstimmt, erlaubt es E. Lutz, Rückschlüsse auf die Rechtsverfassung z.B. der Großen Ravensburger Handelsgesellschaft zu ziehen, deren Gesellschaftsverträge nicht erhalten sind. Der überzeugenden Darstellung ist ein Urkundenband beigegeben, den man dankbar zur Hand nimmt. Hier werden 27 Gesellschaftsverträge mitgeteilt, die teils unveröffentlicht, teils schwer zugänglich waren.

Gö

Hermann Wiesflecker: Kaiser Maximilian I. Das Reich, Österreich und Europa an der Wende zur Neuzeit. Band I. 1459-93. 1971. 608 S. Band II. 1493-1500. 574 S. München: Oldenbourg.

Wenn ein fortan unentbehrliches Standardwerk wie das vorliegende erscheint, so kann eine Würdigung füglich erst nach Abschluß des Gesamtwerks erfolgen; wenn aber das Werk sich auf geplante 5 Bände auswächst, ist es unumgänglich, wenigstens die vorliegenden Bände bereits anzuzeigen. Maximilians Charakterbild schwankt in der Geschichtsschreibung; von der höfischen Verherrlichung bis zur kleindeutschen Verurteilung gibt es eine breite Skala von Wertungen, vom letzten Ritter bis zum Phrasendrescher und Propagandisten seiner selbst. Der Grazer Historiker will den Kaiser weder kleindeutsch wie der letzte Biograph Heinrich Ulmann noch großdeutsch oder österreichisch oder europäisch deuten, sondern ihn aus seiner eigenen Zeit verstehen. Dabei sollen die Einwirkungen von Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur sichtbar werden, aber eben doch bezogen auf die Persönlichkeit, denn „unter allen geschichtswirksamen Faktoren“, den materiellen wie den rationalen Kräften, ist eben doch „der schöpferische Mensch nicht zu übersehen“. Das sichert der Biographie im Rahmen der Historie ihren besonderen Platz.“ (I, 7). Insbesondere warnt der Verfasser vor der heute so beliebten „hohen Schau“, die nur die „große Linie“ als geschichtswürdig gelten lassen will (II, 3). Voran muß die Erforschung der Tatsachen stehen. Darüber hinaus vertritt Wiesflecker das Recht der „kritischen Nacherzählung des Handlungsablaufs“. Das wollen wir als besonders lobenswert hervorheben in einer Zeit, in der den meisten der Mut zur zusammenhängenden Darstellung schwieriger Sachverhalte fehlt. Natürlich erscheint in diesem großen Werk auch die Landesgeschichte nur, soweit sie sich auf den Kaiser bezieht, aber eben dieser Blickpunkt erleichtert der Landesgeschichte wiederum die Einordnung ihrer Teilergebnisse. Es erübrigt sich angesichts dieser großartigen Leistung, zu Einzelfragen Stellung zu nehmen. Nur am Rande sei vermerkt, daß uns die These, mit der burgundischen Heirat 1477 habe die deutsch-französische Erbfeindschaft begonnen, doch nicht so „recht oberflächlich“ erscheint (I, 135); natürlich nicht so, als ob das Haus Österreich an dieser Erbfeindschaft „schuld wäre“, es hat gewiß „das Reich gegen Frankreich abgeschirmt“ (I, 136). Aber daß mehr aus dieser Feindschaft wurde als die üblichen „Rivalitäten zwischen unmittelbaren Nachbarn“, das ist doch wohl – mit allen Nachwirkungen bis 1945 –

eine Folge der schicksalhaften Heirat von 1477 und der aus ihr folgenden Verkettungen. Wir können erwartungsvoll den weiteren Bänden entgegensehen. *Wu*

H.C. Erik Midelfort: Witch Hunting in Southwestern Germany 1562-1684. The social and intellectual foundations. (Hexenjagd in Südwestdeutschland. Die sozialen und intellektuellen Grundlagen). Stanford University Press / Stanford, California. 306 S., 15 Tabellen, 12 Abb.

Eine sehr gründliche und lesenswerte Studie über die Hexenjagd und Hexenprozesse im süddeutschen Raum. Das Buch behandelt einen Zeitabschnitt von 122 Jahren, in denen etwa 480 Prozesse stattfanden; etwa 3200 Personen sind dabei hingerichtet worden. Die Gegend, die untersucht wird entspricht etwa dem heutigen Baden-Württemberg. Der Verfasser ist Professor der Geschichte an der Universität des Staates Virginia in den Vereinigten Staaten. Der Autor untersucht die philosophischen und soziologischen Grundlagen und kommt zu dem Ergebnis „daß die großen Ausbrüche keiner gültigen Funktion dienten, sogar gegenfunktionell waren. Die Gesellschaft ist durch diese Prozesse weder stärker noch zusammenhängender geworden...“ Das Buch geht im Detail auf die Gesichtspunkte ein, unter denen die Prozesse geführt wurden. Ein Prozeß ist genau beschrieben, der des Hirschenwirtes Thomas Schreiber aus Mergentheim. Die Prozesse und deren Urteile sind eingehenden statistischen Betrachtungen unterworfen, welche ganz interessante Ausdeutungen zulassen.

Der Anhang enthält eine Aufstellung der einzelnen Hexenprozesse in den 122 Jahren. Es werden jedes Jahr und jeder Ort genannt, wo ein Prozeß war, der Ausgang und die Quellen.

Die Bibliographie ist vollständig, was das englische und deutsche Material anbelangt, das sich mit diesem Thema befaßt. Ein guter Index beschließt diese sowohl vom geschichtlichen wie vom menschlichen Standpunkt aus sehr interessante Abhandlung, die auch für denjenigen, der kaum englisch kann, allerhand bietet. *St.*

Günter Buchstab: Reichsstädte, Städtekurie und Westfälischer Friedenskongreß. Zusammenhänge von Sozialstruktur, Rechtsstatus und Wirtschaftskraft. (Schriftenreihe der Vereinigung zur Erforschung der neueren Geschichte 7). Münster: Aschendorff 1976. 250 S.

Über die politische Mitwirkung der Reichsstädte auf Reichsebene ist wenig Konkretes bekannt. Selbst in der staatsrechtlichen Literatur des 17. und 18. Jh. blieb ihre Kompetenz umstritten. Zwar erreichten die Städte im Westfälischen Frieden die Anerkennung ihrer Landeshoheit und Stimmrecht auf dem Reichstag, aber trotz dieser prinzipiellen Gleichberechtigung mit Kurfürsten und Fürsten war und blieb ihr Einfluß gering, ganz im Gegensatz zu ihrer Wirtschaftskraft. Wirtschaftliche Fragen spielten auf den Friedenskongressen in Münster und Osnabrück eine sekundäre Rolle, sieht man von der Aufbringung der Geldsatisfaktion an Schweden ab. Die Gebietsabtretungen und die Verfassungsproblematik waren beherrschende Themen. In seiner lesenswerten Dissertation behandelt Buchstab nach einer Darstellung der rechtlichen und wirtschaftlichen Lage der Reichsstädte bis in den Dreißigjährigen Krieg den Anteil der Städte an den Friedensverhandlungen, ihre Vertretung (nur 18 von 63 Reichsstädten waren vertreten), ihre Stellung zu den übrigen Ständen, ihre Ziele und Vorstellungen. Eine bündige politische Konzeption fehlte den auch untereinander uneinigten, konfessionell unterschiedlichen Städten. So verhielten sie sich passiv in allgemeinen politischen Fragen, fühlten sich lediglich bei der Behandlung wirtschaftlicher Probleme kompetent. Daß sie Sitz und Stimme auf dem Reichstag definitiv durch den Friedensvertrag zugesprochen erhielten, hing nicht vom zielstrebigem Wirken der städtischen Gesandten ab, sondern von der allgemeinen Konstellation. De facto änderte sich aber nichts an der Stellung, weil die Herrschaftsvorstellungen von Adel und Bürgertum

grundsätzlich verschieden blieben. Die „demokratischen“ Städte blieben ein Fremdkörper in der Adelsoligarchie des Reiches. So schwand das Interesse der Städte an der Reichspolitik, sie verlegten das Schwergewicht ihrer politischen Aktivität in die Reichskreise, ängstlich darauf bedacht, Veränderungen ihres Status zu vermeiden und dem Kaiser, als dem Garanten ihrer relativen Unabhängigkeit, Treue zu bewahren. In einem Anhang wird die wirtschaftliche Lage aller Reichsstädte in der 1. Hälfte des 17. Jh. in alphabetischer Ordnung stichwortartig anhand der ortsgeschichtlichen Literatur resumiert.

Taddey

Carsten Küther: Räuber und Gauner in Deutschland. Das organisierte Bandenwesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert. (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 20), Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1976, 197 S., 1 Faltkarte.

Michail Krausnick: Deutschlands Wilder Westen. Vom Räuberleben in deutschen Landen. Mit einem Dokumentationsteil von Inge Suin de Boutemard und Hans-Joachim Kurz, Würzburg: Arena, 1977, 159 S., Ill.

Schiller suchte in seiner Erzählung „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“ die Ursachen für das Verbrechen in „der unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele und den veränderlichen Bedingungen, welche sie von außen her bestimmen“ und meinte, daß nur die Kenntnis der psychologischen und sozialen Bedingtheit des Verbrechens „den sanften Geist der Duldung verbreitet, ohne welchen keine Aussöhnung des Gesetzes mit seinem Beleidiger stattfindet“. Mit den Mitteln des modernen Historikers unternimmt es Küther, die soziale Herkunft, das Selbstverständnis und die Selbsteinschätzung der Räuber und Banditen im Deutschland des 18. Jahrhunderts aufzuhehlen. Sein bei aller wissenschaftlichen Exaktheit fesselnd geschriebenes Buch, das die bedrückenden Lebensläufe vieler großer und kleiner Räuber aus Hessen, Franken und Bayern auswertet, liest man nicht ohne Bewegung. C. Küther trennt den Bauernbanditen, den er als den „idealtypischen Sozialrevolutionär“ bezeichnet, von den Gaunern, die der vagierenden Unterschicht angehören („unehrliche Berufe“, Zigeuner, Juden). Der Bauernbandit verteidigt die Rechtsvorstellungen seines Standes gegenüber der „Willkür der Herren“, vertreten durch die Beamten, die dann meist auch seine Opfer werden. Dabei kann er sich auf die Unterstützung der Landbevölkerung verlassen, die den von der Obrigkeit als kriminell Abqualifizierten zum Wohltäter und Helden stilisiert. Die aus der mißachteten dörflichen und städtischen Unterschicht hervorgegangenen Räuber wenden sich gegen den „ehrlichen Bürger“, der die bestehende Ordnung stützt; ihn macht man für die eigene benachteiligte Lage mitverantwortlich. Die Organisation der Banden, ihre Ausbildung und ihre Fertigkeiten sowie ihre persönlichen Bindungen werden an eindrucksvollen Beispielen dargestellt. Küther zeigt, daß die Banditen in der vorindustriellen Gesellschaft den sozialen Protest verkörpern, den in der Industriegesellschaft die sozialistischen Bewegungen übernommen haben. Die Bekämpfung der Räuber durch den absolutistischen Staat war dadurch gekennzeichnet, daß nach „eventuell beachtlichen Motiven für illegales Handeln grundsätzlich nicht gefragt wurde“. Im Zuge des Ausbaus der staatlichen Verwaltung nach der Französischen Revolution wurden auch in Deutschland bis 1830 die Banden zerschlagen, „indem ihre Angehörigen entweder in Zucht- und Arbeitshäusern umerzogen oder aber physisch vernichtet wurden“. Mit derselben Problematik beschäftigt sich das empfehlenswerte Jugendbuch von Krausnick, das auf eine Fernsehsendung des Süddeutschen Rundfunks zurückgeht. Erzählt, reich dokumentiert und illustriert wird die Geschichte des Räubers Claus Ullmann, der sich nach seiner Flucht aus dem erzwungenen Soldatendienst nur ungern der Räuberbande des Schwarzen Malochers anschließt. Beide Bücher zerstören jede Räuberromantik und schärfen den Blick für die soziale Wirklichkeit des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts.

Gö

Bernd Wunder: Privilegierung und Disziplinierung. Die Entstehung des Berufsbeamtentums in Bayern und Württemberg (1780-1825). München: Oldenbourg 1978. 349 S. (Studien zur modernen Geschichte. 21.)

Im Bereich der „Modernisierungsforschung“ besteht ein noch erhebliches Aufarbeitungsdefizit. Dies gilt besonders auch für den süddeutschen Raum des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Umso wichtiger erscheint die vorliegende Habilitationsschrift, die Entwicklung und Funktion der süddeutschen Beamtenschaft zum Thema hat. Da hier weniger einzelne Vertreter der Beamtenschaft herangezogen werden, sondern diese in ihrer Gesamtheit als abgrenzbare soziale Gruppe angesprochen wird, sind besonders die politischen und sozialen Voraussetzungen der für die Tätigkeit der Beamten maßgebenden Rechtsnormen Gegenstand der Analyse. „Organisationsinterne Disziplinierung“ und „gesellschaftliche Privilegierung“ (S. 28) sind die Phänomene, die als Bezugsfelder für Aufbau und Inhalt der vorliegenden Untersuchung über die Entstehung des süddeutschen Berufsbeamtentums herangezogen werden. Da zwar nicht die Funktion der Privilegierung, die eine „Neuerung der Reformzeit“ (S. 27) war, dafür aber die Disziplinierung „historisch den kontinuierlichen Grundzug des Dienstrechts“ (ebda) darstellt, wird in einem ersten Teil eingehender auf die Verhältnisse vor der französischen Revolution am Beispiel Württembergs der Jahre nach 1764 eingegangen. Besonders in Bezug auf den sich herausbildenden Grundsatz der Unentlaßbarkeit der Staatsdiener ist die Haltung von Reichskammergericht und Reichshofrat von Interesse, die auf die partikuläre württembergische Entwicklung Einfluß genommen hat. Agerundet wird die Untersuchung dieser Epoche durch die Darstellung der Ausbildung und Anstellung der Amtsträger sowie der Damit verbundenen Politik von Herzog, Kollegien und Landschaft. Es wäre sicher von großem Interesse gewesen, dieser wichtigen Analyse der für das Gesamtreich untypischen, wenn auch auf dieses nicht ohne Einfluß bleibenden württembergischen Verhältnisse etwa die der altbayerischen gegenüberzustellen. Die Darstellung des bayerischen Beamtentums setzt jedoch erst mit den Reformen Montgelas' ein und behandelt in der Folge die Zeit bis zum Regierungsantritt Ludwigs I. unter den Leitgedanken der Errichtung eines spezifischen „Belohnungssystems“ (S. 160) sowie der „Reorganisation und Disziplinierung der Staatsdienerschaft“ (S. 198), worunter Ausbildung, Anstellung und Beförderung sowie die Behandlung von Dienstpflichtverletzungen erfaßt sind. Der auf der Initiative Montgelas' beruhenden, zentral gelenkten Verwirklichung der bayerischen Konzeption wird darauf die württembergische Entwicklung der ersten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts gegenübergestellt. Hierbei wird die Abhängigkeit der zu lösenden Probleme der Dienerverantwortlichkeit sowie der Rekrutierung und Entlassung der Staatsdiener von den Verfassungskämpfen der Jahre 1815-1819 beleuchtet. In einem eigenen Abschnitt wird die Privilegierung der Beamten dargestellt. Deutlich tritt gerade am württembergischen Beispiel in der Auseinandersetzung zwischen Königtum und Ständen die Kontinuität altständischen Denkens z.B. in der Frage des „Schutz[es] des Dieners vor der Willkür seiner Vorgesetzten“ (S. 318) hervor. Trotz der Verschiedenartigkeit der Voraussetzungen und Durchführungsmöglichkeiten in Bayern und Württemberg bestand mit der Einführung der Verfassungen zu Ende des zweiten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts in beiden Staaten ein modernes, loyales Berufsbeamtentum, das der „Stabilisierung der Herrschaftsverhältnisse in der nachrevolutionären Ära“ (S. 329) diene. Der für einen späteren Zeitpunkt vorgesehenen Veröffentlichung einer die badischen Verhältnisse beinhaltenden Darstellung muß mit großem Interesse entgegengesehen werden.

F. Magen

Walther Hubatsch: Stein-Studien. Die preußischen Reformen des Reichsfreiherrn Karl vom Stein zwischen Revolution und Restauration. Köln: Grote 1975. 260 S.
Dieses Buch, von Freunden und Schülern zu Hubatschs 60. Geburtstag initiiert, faßt

12 Aufsätze zusammen. Es wird mit einem Vorwort über den Verfasser eingeleitet und durch eine ausführliche Bibliographie ergänzt. Zwei der Aufsätze sind neu, die übrigen für diesen Band neu überarbeitet. Hubatsch ist als Herausgeber der Briefe und amtlichen Schriften Steins ein hervorragender Kenner des Reichsfreiherrn. Seine Aufsätze geben ein vielseitiges Bild des Staatsmannes, das ganz neue Züge zeigt, so etwa Steins Interesse für Universitäten und die Historienmalerei. Wer sich mit Stein beschäftigen will, kann auf dieses Buch nicht verzichten.

Walter Hampele

Rudolf Haas: Stephanie Napoleon, Großherzogin von Baden. Ein Leben zwischen Frankreich und Deutschland 1789-1860. Mannheim: Südwestdeutsche Verlagsanstalt. 2. Auflage 1978. 140 S. III.

Stephanie Beauharnais, eine entfernte Verwandte der Kaiserin Josefine, wurde von Napoleon adoptiert und mit dem künftigen Großherzog Karl von Baden verheiratet (1806). Ihre lange Witwenzeit (1818) verbrachte sie in Mannheim, wo besonders das 1811 gegründete „Großherzogliche Institut“ für Mädchenbildung (das bis 1910 bestand) sich ihrer Förderung erfreute. Sie nahm am politischen Leben, zumal am Aufstieg Napoleons III., lebhaften Anteil. Daß Kaspar Hauser ihr (vertauschter) Sohn gewesen sei, wird vom Verfasser entschieden zurückgewiesen; doch scheint die Forschung neuerdings der „Prinzentheorie“ wieder mehr zuzuneigen (NDB). Die Lebensgeschichte der „französischen Großherzogin“ wird anschaulich erzählt und durch vorzügliche Bilder erläutert.

Wu

Wolfgang Schmiärer: Von der Arbeiterbewegung zur Arbeiterpolitik. Die Anfänge der Arbeiterbewegung in Württemberg 1862/63 - 1878. (Schriftenreihe des Forschungsinstituts der Friedrich-Ebert-Stiftung). Hannover 1970. 309 S.

Eine gute Gesamtdarstellung der deutschen Arbeiterbewegung gibt es bis heute nicht, doch ist in der Schule von W. Conze eine Reihe regional und zeitlich begrenzter Untersuchungen entstanden. Eine davon ist die vorliegende Arbeit, die sich auf der Basis gründlicher Quellenstudien mit der württembergischen Arbeiterbewegung bis zum Sozialistengesetz (1878) befaßt. In Württemberg hat es nach der 48er Revolution recht bedeutende Anfänge einer Arbeiterbewegung gegeben. Ihr von der Reaktion zeitweilig hart bekämpfter Aufstieg führte von der demokratisch-liberalen zur sozialdemokratischen Bewegung. Der parlamentarische Erfolg stellte sich erst später ein (1895 erstmals Vertreter im Landtag, 1898 im Reichstag). 1862/63 kam es nach den Unterdrückungen der 50er Jahre zu einer neuen Phase in der organisierten Arbeiterbewegung - in Ulm entstand der erste neue Arbeiterbildungsverein, dem weitere folgten (Hall 1864; Öhringen 1869). Hauptzweck der Bewegung, der meist Handwerksgelesen angehörten, war die Integration der Arbeiter in die bestehende bürgerliche Gesellschaft, eine revolutionäre Spitze fehlte der württembergischen Arbeiterbewegung. Es entstanden Fortbildungsvereine, Bibliotheken und Kassen, es kam durch Selbsthilfe zur Gründung von Konsumvereinen und Produktionsgenossenschaften. Eine Politisierung wurde von außen her in die Arbeiterbewegung getragen - ein Teil schloß sich der national-liberalen Deutschen Partei, ein größerer „demokratischer“ der Volkspartei an; 1870 traten manche Arbeitervereine (auch der Haller) der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei bei; schließlich gab es eine weitere Richtung seit 1869: den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein. Die eigentliche Geschichte der württembergischen Sozialdemokratie beginnt 1871. Wenig später (1875) vereinigten sich die Sozialdemokratischen Arbeiterparteien und der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein zur Sozialistischen Arbeiterpartei, deren Wirksamkeit auf wenige Zentren, darunter Hall, beschränkt blieb. Nach dem Sozialistengesetz, das hierzulande anfangs „mit schwäbischer Gründlichkeit“ vollzogen wurde, geriet die Arbeiterbewegung in eine neue Phase der Illegalität, aus der sie gestärkt hervorging. Der Haller Arbeiterbildungs-

verein bzw. die Sozialistische Arbeiterpartei wurden wesentlich von Schreinermeister Christoph Schwend und seinen Söhnen, dem Schreiner und Sägmüller Ludwig Schwend und dem Ingenieur Carl Schwend, beeinflusst (als Nachtrag: Letzterer ist 1922 in Weinsberg gestorben). U.

100 Jahre Sozialdemokratische Partei Deutschlands Ortsverein Schwäbisch Hall. Schwäbisch Hall: Comburg-Verlag (1978) 139 S. Ill.

Im Jahre 1870 beschloß der Haller Arbeiterbildungsverein und Führung von Christof Schwend und Wilhelm Atz den Anschluß an die (Eisenacher) Sozialdemokratische Arbeiterpartei, aber erst 1875 kam es (kurz vor dem Kongreß in Gotha) zum offiziellen Anschluß. Dabei waren die Söhne Schwend, der Schreiner Ludwig und der Baumeister Karl, sowie der Schreiner Friedrich Elser führend. Auf der Untersuchung Schmiersers fußend legen die Herausgeber zahlreiche Abbildungen von Plakaten und Zeitungsanzeigen sowie Bildern vor, die die Entwicklung der Arbeiterbewegung in Hall anschaulich illustrieren, und geben eine knappe Übersicht über diese Entwicklung bis zum heutigen Tage. Trotz der ansprechenden Jubiläumsschrift bleibt eine gründliche Darstellung der SPD in einer bürgerlichen Wohn- und Beamtenstadt ein Wunsch der Forschung; Berichte des Oberamts wie Protokolle des Gemeinderats und genauere Biographien der beteiligten Personen geben dazu Stoff; die Frage müßte untersucht werden, weshalb der Haller Ortsverein damals stärker als der in der Industriestadt Heilbronn war. Wu

Otto Uhlig: Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner, Stuttgart: Konrad Theiss Verlag. 1978. 340 S. mit Abb. und Karten. U

Die Frage der Kinderarbeit ist neuerdings sehr ins Licht der Forschung gerückt. Uhligs Buch geht ganz konkret auf diejenigen Kinder ein, die „seit unvordenklichen Zeiten“ Jahr für Jahr im März von Tirol über den Arlberg und vom Vorarlberger Land in die Bodenseelandschaft, speziell in das oberschwäbische Württemberg, wanderten, um sich auf dem Kindermarkt bis Oktober als Hütekinder zu verdingen. Diese Sitte hielt sich unbehindert durch alle politischen Ereignisse bis zum ersten Weltkrieg. Aber nicht der Krieg hat, so meint der Verfasser, die Kinderzüge gestoppt, sondern die veränderte soziale Atmosphäre, die „die Kinderwanderung und den Kindermarkt zu moralischen und soziologischen Anachronismen“ gemacht hätten. Immerhin hatte sich schon ein Vierteljahrhundert zuvor ein „Verein zum Wohle der auswandernden Schwabenkinder“ gebildet, aber erst kurz vor dem Krieg kam es zu größeren und sehr kontrovers und polemisch geführten Debatten im Württembergischen Landtag. Parteien und Zeitungen im In- und Ausland befaßten sich erst spät und zum Teil reißerisch („Sklavenarbeit“) mit dem Thema.

Das sorgfältig gearbeitete Buch, dessen Verfasser nicht nur Quellen aus neun Archiven, zeitgenössische Presseberichte und viel Sekundärliteratur auswertete, sondern auch noch heute lebende einstige „Schwabenkinder“ interviewte, stellt monographisch ein wichtiges Kapitel der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dar, ein Stück Geschichte der Arbeit und der Armut. Sehr empfehlenswert. U.

Jüdisches Leben in Deutschland – Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1780–1871. Hrsg. von Monika Richarz, Stuttgart 1976, 499 S. 12 S. Abb.

Vorurteile sind meist tiefverwurzelt und haben ihre Tradition. Im Falle des modernen Judenhasses reicht diese bis in das Zeitalter der Aufklärung und des Liberalismus zurück, denn so sonderbar es scheinen mag, die bürgerliche Gleichberechtigung und der damit verbundene wirtschaftliche Aufstieg der Juden im 19. Jahrhundert war eine wesentliche Ursache für die biologisch oder pseudowissenschaftlich motivierte Ideologie des Antisemitismus. Neuere Untersuchungen zeigen, daß antisemitische Vorurteile

keineswegs mit dem Zusammenbruch der Hitler-Diktatur verschwunden sind. Der Judenhass äußert sich zwar nur selten offen, aber die Bereitschaft zur Verachtung und Verfolgung der Juden und anderer Minderheiten ist nach wie vor latent vorhanden. Vielleicht trägt eine Publikationsreihe zur Sozialgeschichte der Juden in Deutschland, die das Leo Baeck Institut in New York herausgibt, dazu bei, Vorurteile abzubauen. Der vorliegende 1. Band sammelt Selbstzeugnisse, die unsere Kenntnis von den Lebensumständen der Juden erweitern und eine unvoreingenommene Betrachtung ermöglichen. Im Unterschied zu Büchern ähnlicher Thematik kommen nicht die berühmten Juden zu Wort, sondern die unbekannten kleinen Leute, 49 Lebenserinnerungen und autobiographische Skizzen von Handwerkern, Händlern, Kaufleuten, Industriellen und Beamten vermitteln ein authentisches Bild vom Alltag einfacher Menschen aus allen Gesellschaftsschichten, die mit der Tatsache zu leben hatten, daß sie Deutsche und Juden waren. Die Zusammenstellung solcher Selbstzeugnisse zeigt, wie unterschiedlich das deutsche Judentum auf die Veränderungen in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft zwischen Französischer Revolution und Reichsgründung geantwortet hat. Man gewinnt einen erregenden Einblick in das traurige Kapitel der Beziehungen zwischen den Juden und ihrer Umwelt. Wer weiß schon, wieviel Zuneigung, Erwartung und sorgenvolle Liebe den Deutschen von den verachteten Juden entgegengebracht wurde? Man kann beobachten, wie auch die einfachen Leute in den innerjüdischen Auseinandersetzungen zwischen Orthodoxie und Liberalismus, zwischen Anpassung an die nichtjüdische Mehrheit und Behauptung ihrer religiösen und kulturellen Eigenart Partei ergriffen. Das Verständnis der Texte wird durch eine informative Einführung erleichtert. Umfangreiche Sach-, Orts- und Personenregister ermöglichen eine gezielte Benutzung des Buches, dem man viele, gerade auch junge Leser wünscht. Gö

Friedrich E. Vogt: Schwäbisch in Laut und Schrift. Eine ergründende und ergötzliche Sprachlehre. Stuttgart: Steinkopf 1977. 192 S.

Vogt, der sich durch eine Reihe von Veröffentlichungen als Fachmann qualifiziert hat, legt mit dieser schwäbischen Grammatik das richtige Buch zur rechten Zeit vor. Seit Jahrzehnten gibt es kein vergleichbares Werk mehr. Vogt schreibt systematisch und zugleich anschaulich, so daß der Fachmann und der sprachinteressierte Laie gleichermaßen zu ihrem Recht kommen. Es ist ein anregendes und informatives Buch, das für die Vielfalt des echten Schwäbisch ebenso engagiert eintritt wie für eine sachgerechte Schreibweise durch die Mundartautoren. Ein Verzeichnis schwäbischer Schriftsteller und schwäbische Sprachproben runden das Buch ab. Bei einer 2. Auflage sollte Gerhard Storz als Kultusminister a.D. und nicht als Ministerpräsident a.D. zitiert werden. Dieser Lapsus beeinträchtigt allerdings nicht die Qualität des Buchs, das besonders den Hallern zu empfehlen ist, damit sie endlich wieder begreifen, daß sie keine Schwaben sind. Walter Hampele

Carlheinz Gräter: Der Neckar. Mit Fotos von Joachim Feist, Albrecht Brugger u.a., Stuttgart: Theiß, 1977. 227 S.

Dieser stattliche Bildband, in dem treffliche Fotos und Wiedergaben historischer Darstellungen den Lauf des Flusses von Schwenningen bis Mannheim widerspiegeln und alle Sehenswürdigkeiten rechts und links des Ufers festhalten, erhält sein eigentliches Gewicht durch den begleitenden Text von Carlheinz Gräter, einen vorbildlich gelungenen landeskundlichen Essay. Wem die Bilder zu schön erscheinen, der findet im Text deutliche Worte zur Wasserverschmutzung und Entstellung einzelner Stadtgesichter und Kulturlandschaften. Im Kapitel „Ordenskreuz und Reichsstadtadler“ werden auch die Zwillinge Kocher und Jagst vorgestellt. „Es ist an der Zeit, die Biographien unserer Flüsse zu schreiben“, fordert Carlheinz Gräter im Einleitungs-

kapitel „Stammbaum des Landes“. Nachdem er schon der heimatlichen Tauber entlang gewandert ist, bleibt die Hoffnung, daß ihn – und natürlich auch einen Verleger – bald die Zwillinge Kocher und Jagst zu einer solchen Unternehmung reizen.

Martin Blümcke

Justinus Kerner: Die Reiseschatten: Eingeleitet und mit Textvarianten und Anmerkungen herausgegeben von Walter P.H. Scheffler. Stuttgart: Steinkopf 1964. 244 S. Wer Justinus Kerner, die schwäbische Romantik, die literarischen Strömungen der damaligen Zeit und zugleich eine originelle Komposition kennenlernen will, die noch Hesse bewundert hat, der findet in dieser Ausgabe eine große Hilfe. Der Herausgeber zeigt mit einer klugen Einleitung die biographischen Bezüge und ästhetischen Probleme. Im Anhang findet der Leser auf 27 Seiten Fragen der Textgestaltung und Textvarianten. Dazu kommen 16 Seiten Anmerkungen. So genügt die Edition auch wissenschaftlichen Anforderungen.

Walter Hampele

Baden – 1000 Jahre europäischer Geschichte und Kultur. Mit 30 Farbbildern, 100 Schwarz-Weiß-Aufnahmen und einer Gesamtdarstellung der Landesgeschichte von Helmut Bender. Konstanz: Stadler 1977. 175 S.

„Baden erfährt in diesem Buch endlich wieder eine der Bedeutung dieses geschichtsträchtigen Landes gemäße Darstellung und Würdigung.“ So liest man im Klappentext. Was findet man in diesem Beitrag zum 25jährigen Bestehen des Landes Baden-Württemberg? Hervorragende Fotografien und einen Text, der nicht mehr und nicht weniger ist, als eine lose aneinandergereihte Sammlung von Zitaten aus ältester bis relativ neuer Literatur zur Geschichte Badens. Dazwischen spärliche eigene Gedanken des mit seinem Thema und seinem hochgestochenen Anspruch doch wohl überforderten Autors. Eine kleine Auswahl als Kostprobe: „Das Dorf Zähringen war übrigens zuerst.“ (S. 131). „Breisgau (= Vorderösterreich)“ (S. 134). „Das Zeitalter der Bauernkriege bewirkte das Seine“ (S. 134). Zum Konstanzer Konzil: „Es gab drei Päpste und die widergesetzliche Verbrennung von Hus“ (S. 134). „Konstanz mußte auf seine Rechtsfreiheit im 16. Jh. verzichten“ (S. 135). „Die Bevölkerung hatte sich dezimiert“ (S. 136). „Man könnte großzügig es dahinaus formulieren“ (S. 129) – um eine Redewendung des Autors zu benutzen –, daß der interessierte Laie seine Freude an den Fotos und der repräsentativen Ausstattung finden wird, und wenn er will, kann er sich ja auch durch die unreflektierte Zitatensammlung zur badischen Geschichte – sprich Text – quälen. Wünscht er aber eine „der Bedeutung Badens gemäße Darstellung und Würdigung“, sollte er besser nach wie vor zu Sütterlin oder zum Territorien-Ploetz greifen.

Taddey

Ernst Adam: Baukunst der Stauferzeit in Baden-Württemberg und im Elsaß. Stuttgart: Theiß 1977. 246 S., 118 Textabb., 2 Stammtafeln, 2 Übersichtskarten.

Einem kunstgeschichtlichen Überblick folgt die alphabetische Objektbeschreibung, so daß der handliche Band gut als Reiseführer zu benutzen ist. Die Auswahl der Objekte und ihre historische und kunstgeschichtliche Darstellung durch den Verfasser, Dozent für Architekturgeschichte an der Univ. Freiburg, sind recht unterschiedlich und die Weglassungen unerklärlich. Aus dem Vereinsgebiet sind genannt: Brauneck, Ellwangen, Gnadental, Hall mit Groß- und Klein-Komburg (ausführlich!), Hohenberg, Krautheim, Leofels, Standorf, Tannenburg, Wölchingen. Man vermißt Amlishagen, Hornberg, Stetten, Langenburg, Neuenstein, Waldenburg. Wie viele Objekte im Ostalbkreis und im Kreis Heidenheim unberücksichtigt blieben, ist bei Akermann-Uhland, Bauzeugen der Stauferzeit im östlichen Schwaben, und bei W. Ziegler, Stauferstätten im Stauferland, nachzusehen und nachzulesen. Die Einbeziehung des Elsaß im Westen hat seine guten Gründe, unerfindlich sind die Auslassungen im östlichen Württemberg und

unverständlich die Ausklammerung des westlichen Bayern zwischen Donau-Ries und Rothenburg. Handelt es sich doch bei dem Ries um ein Gebiet, dessen enge Verbindung mit den Stauern und den Staufervorfahren spätestens seit E. Klebel (ZGO 102, 1954) bekannt war. Zu nennen wären hier: Wallerstein, Harburg, Alerheim, Holheim, Minderoffingen und Öttingen, die freilich auch bei Manfred Akermann nicht zu finden sind. Werden bei einer Neuauflage diese noch offenen Wünsche berücksichtigt und allzukurz geratene Beschreibungen (z.B. Burg Weinsberg) ergänzt, dann dürfte ein vorzüglicher Reiseführer durch das „staufische“ Südwestdeutschland vorliegen.

Grünenwald

Werner Meyer, Europas Wehrbau, Frankfurt, Weidlich, 1973, 159 Seiten ca. 180 Abbildungen.

Mit diesem überaus schönen und anspruchsvoll gestalteten Buch gelingt es dem Verfasser, völlig neue Perspektiven in der Beschäftigung mit dem Wehrbau in ganz Europa zu eröffnen. Einer geschlossenen Allgemeinbetrachtung der Baugewohnheiten in den einzelnen, nacheinander aufgeführten Ländern, versehen mit mehreren teils farbigen Wiedergaben alter Darstellungen folgt der umfangreiche Bildteil in zeitlicher Abstufung vom zehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert. Ungewöhnlich ist die ausschließliche Verwendung von rund 170 alten Darstellungen (schwarz-weiß), die fast ausnahmslos in der Studienbibliothek Dillingen/Donau enthalten sind. Durch die ausführliche Kommentierung jedes einzelnen Bildes erfaßt man nicht nur Wesen und Entwicklung des Wehrbaus, sondern versteht auch mehr und mehr die Eigentümlichkeiten und die Aussageart alter Darstellungen. Die Möglichkeit, fast alle zugrundegelegten Werke in einer einzigen Bibliothek vorfinden und über das ausführliche Quellenverzeichnis und das Orts- und Personenregister aufschließen zu können, mag manchen Leser zum Vertiefen der Materie reizen.

Das Buch behandelt im einzelnen Deutschland, Frankreich, Großbritannien und Irland, Belgien und Niederlande, Italien, Spanien und Portugal, Schweiz und Österreich, Skandinavien und Finnland, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Balkan und Rumänien sowie Rußland. Auch Wehrbauten in überseeischen Kolonien sind jeweils mit der Datierung der abgebildeten Anlagen und dem Entstehungsdatum der Darstellung versehen. Ein übersichtliches und gut verständliches Buch.

Günter Mann

Alexander Antonow: Die Schildmauer bei den Burgen im südwestdeutschen Raum im 13. und 14. Jahrhundert, Diss. Stuttgart, 1974, 97 S., 1 Faltkarte.

Antonow veröffentlicht hier einen Teil seiner Untersuchungen zum Burgenbau, deren Ergebnisse er auch bei einer Veranstaltung des Historischen Vereins von Württembergisch-Franken in Schwäbisch Hall vorgetragen hat. Die Schrift enthält hauptsächlich eine Übersicht über die topographische Lage der Burgen, einen Kataster der Burgen mit Schildmauern und eine ausführliche Untersuchung der Schildmauer und aller damit zusammenhängenden bautechnischen Fragen. Mit den Methoden des Bauingenieurs hat Antonow in jahrelanger Arbeit am Bauwerk alle Details einer Burg, wie Bauteile, Stellung der Bauteile innerhalb der Burg, Baumaterialien, Steinbearbeitung u.a., erfaßt, um so der Technik des Burgenbaus und der Befestigungsmanier des Hochmittelalters auf die Spur zu kommen. Für Antonow sind Burgen als Teile der Infrastruktur der Landesherrschaften „ein baulich realisierter Komplex von Funktionen“ (S. 12); es geht ihm darum, Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Funktionen der Burgen und der jeweiligen Durchführung des Burgenbaus aufzuzeigen. Ein weiteres Ziel seiner Arbeit ist es, Grundlagen für eine Typologie und Entwicklungsgeschichte des Burgenbaus zu gewinnen. Den oft weitreichenden Folgerungen, die Antonow aus seinen bautechnischen Untersuchungen zieht, kann man nicht immer unbesehen zustimmen. Die bauliche Vielfalt der Burgen läßt sich wohl kaum je befriedigend in

das Raster einer Typologie zwingen; außerdem ist es fraglich, ob eine Systematisierung der Burgen nach Funktionen den realen Gegebenheiten gerecht wird, denn in der Regel hatten die Burgen mehrere Funktionen gleichzeitig zu erfüllen (vgl. Hans-Martin Maurer, Katalog der Staufer-Ausstellung, Band III). Trotz mancher Einwände bleiben die exakten bautechnischen Angaben, die man bei Antonow findet, wertvoll, ebenso die zahlreichen Karten, Grundrisse und tabellarischen Übersichten. Interessant ist auch der Versuch einer Kostenkalkulation für den Burgenbau. Die Lohn- und Verpflegungskosten berechnet Antonow bei einer Bauzeit von 5 Jahren und einem Einsatz von 76 Arbeitskräften auf 2,66 Mio DM. Gö

Karl Kolb: Wehrkirchen und Kirchenburgen in Franken. Würzburg: Echter 1977, 176 S., 8 S. Fotos, zahlreiche Strichzeichnungen.

Der Verfasser sieht in Analogie zur Kathedrale als dem Zentrum der mittelalterlichen Stadt in der Wehrkirche den zentralen charakteristischen Bau des mittelalterlichen Dorfes. Jede alte Dorfkirche sei als Wehrkirche oder Kirchenburg gebaut worden oder stehe zumindest in einem Wehrfriedhof, denn „wo Menschen siedelten, begannen sie auch an ihrem Schutz zu arbeiten. Eines der ersten Vorhaben war die Kirche“ (S. 12), die das Allerheiligste war und zugleich die Gläubigen schützen sollte. Diese überraschende Behauptung belegt K. Kolb dann, indem er untersucht, wie der Wehrcharakter die äußeren Formen der Dorfkirchen bestimmt. Kirchturm und Langhaus, der Kirchhof mit Mauern, Ecktürmen, Wehrgängen, Wällen und Gräben, die Kirchengaden und Erdstelle, Brunnen, Fluchtwege und Verstecke werden anschaulich als Teile einer verteidigungsfähigen „Zitadelle des Dorfes“ beschrieben. Dabei wird die vielfältige Bedeutung dieser Bauten für die Dorfbevölkerung aufgezeigt, so daß ein lebensnahes Bild des mittelalterlichen Dorfes entsteht, in dem es keine Trennung zwischen Arbeitswelt, privatem Bereich und Kirche gegeben hat. Neben diesem allgemeinen Teil, der eine Typologie der Wehrkirche entwickelt und eine Art Handbuch der Wehrkirchenkunde darstellt, enthält das Buch einen umfangreichen Katalog der Wehrkirchen und Kirchenburgen in Franken, darunter 13 Wehrkirchen im Raum Tauberkreis. Hier ist alles Wissenswerte über die einzelnen Kirchenburgen zusammengestellt, vor allem der heutige Bauzustand. Mit vielen Fotos, Auf- und Grundrissen, Kartenskizzen und 50 ganzseitigen Zeichnungen von Kirchenburgen werden die anregenden Thesen K. Kolbs vorzüglich illustriert. Gö

Adelberg - eine Bilddokumentation. Hg. von der Gemeinde Adelberg aus Anlaß der 800-Jahr-Feier 1178-1778. Adelberg 1977. 96 S. Bilder, 2 S. Text.

Es handelt sich hier nicht um eine Festschrift zur 800-Jahrfeier der Gemeinde Adelberg, hervorgegangen aus dem 1178 gegründeten Kloster, sondern um eine sehr kultivierte und technisch hervorragend gestaltete Werbeschrift (Bilddokumentation) der Gemeindeverwaltung. Infolgedessen spielt der historische Text quantitativ und qualitativ eine untergeordnete Rolle. An die erste Stelle rückt die historische und zeitgenössische Bebilderung (ehem. Kloster A., Ort A., Landschaft Östlicher Schurwald). Statt des sonst unvermeidlichen Anzeigenanhangs werden hier, ebenfalls aus Finanzierungsgründen, die einzelnen Betriebe und ihre Erzeugnisse im Bilde vorgestellt. Die ausführlichen individuellen Bildunterschriften wirken eindrucksvoller und lebendiger als die üblichen konventionellen Inserattexte. Grünenwald

P/ Hans Helmut Dieterich: Rechtsstellung und Rechtstätigkeit der Schwäbisch Gmünder Klöster bis zum Dreißigjährigen Krieg, (Veröffentlichungen des Stadtarchivs 1), Schwäbisch Gmünd 1977, 72 S.

Mit dieser Dissertation, die der Würzburger Ordinarius für Rechtsgeschichte, Professor Friedrich Merzbacher, betreut hat, eröffnet das Stadtarchiv Schwäbisch Gmünd eine

Reihe wissenschaftlicher Monographien. Gegenstand dieser Arbeit sind die Klöster der Franziskaner, Augustiner und Dominikaner, das Dominikanerinnenkloster Gotteszell und das Seelhaus, eine 1445 gestiftete Beginensammlung, die schon 1476 in eine Niederlassung des Dritten Ordens des Franziskus umgewandelt wurde. Dargestellt werden jeweils die Rechtsstellung der Klöster nach außen, hier vor allem die wechselvollen Beziehungen zur Stadt, die innere Verfassung der Klöster und ihr Besitz. Der Grundbesitz ist für das Jahr 1618 auch auf einer Karte dokumentiert. Eigene Abschnitte sind der sozialen Herkunft und der Zahl der Nonnen und Mönche gewidmet. Es zeigt sich, daß mit Ausnahme von Gotteszell die Klöster wirtschaftlich kaum eine Bedeutung für die Stadt hatten, denn Personalstand und Bedürfnisse waren recht bescheiden. Ihre Bedeutung lag im großen Einfluß, den sie auf das religiöse Leben der Bevölkerung ausgeübt haben. Diese gründliche Bestandsaufnahme ist ein guter Auftakt für die neue Reihe, deren Fortsetzung man gespannt erwartet. *Gö*

Der Stadtkreis Ulm. Amtliche Kreisbeschreibung. Hg. Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit der Stadt Ulm. Ulm 1977. 935 S. 3 Stadtpläne (1808, 1912, 1975), 2 Stadtkreispläne, 291 Abb., 18 Strichzeichnungen.

Der Stadtkreisband (Bd. II der Gesamtbeschreibung) ist angelegt nach dem bekannten Kreisbeschreibungsschema von 1960. Was aber rein räumlich den Rahmen sprengt und die Teilung in 2 Bände (Landkreis I und Stadtkreis II) notwendig machte, ist der enorme Umfang des Abschnittes Geschichte der Stadt Ulm (S. 33–324, 148 [!] Anm.) von Hans Eugen Specker. Der Ulmer Stadtarchivdirektor gibt hier eine von der Anlage her in 5 große Zeitabschnitte unterteilte und von den sachlichsten Aspekten her außerordentlich breitgefächerte und so ausführliche Darstellung der Stadtgeschichte von ihren Anfängen 854 bis zur Zerstörung 1944/45 (mit Anhang 1945–1976), als es der ungemein erschwerte Quellenzugang (die Repertorien wurden im Kriege vernichtet!) verlaubte. Gerade deshalb eine erstaunliche Leistung in so kurzer Zeit. (Dieser Teil ist auch als Sonderdruck in Buchform erschienen: H.E. Specker, Ulm-Stadtgeschichte. Ulm 1977). Orts- und Personenregister (für Teil I und II), historische und zeitgenössische Abbildungen, Stadtpläne erschliessen den Text. *Grünenwald*

600 Jahre Ulmer Münster. Festschrift, hg. von Hans Eugen Specker und Reinhard Wortmann. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 19). Ulm 1977. 600 S., 189 Abb. Neunzehn Aufsätze aus der Feder berufener Fachleute behandeln unter kunst- und kulturhistorischen und unter spezielle ikonographisch-ikonologischen Aspekten den Gründer und die Gründungsgeschichte des Münsters, seine Baugeschichte (bis 1977), Bauplastik, Skulpturen und Innenausstattung (ehem. Hochaltar, Chorgestühl!), dann aber auch das Münster als Pfarrkirche, Münsterpfarrer, Münstermusik – und Musiker und die erstaunlichen Leistungen der Münsterbauhütte im 19. Jh. und insbesondere nach 1945 bis 1977. *Grünenwald*

H. Baumhauer, J. Feist: Das Ulmer Münster und seine Kunstwerke. Stuttgart und Aalen, Theiss, 1977, 108 Seiten, 71 Kunstdrucktafeln, davon 11 farbig. Leinen. Mit seiner geglückten Bildauswahl gibt dieser Bildband erstaunlich viel vom Wesen dieses einmaligen Bauwerks wieder. Der ebenso anschauliche Text führt durch seine Baugeschichte und macht mit den Kostbarkeiten seiner Architektur und Ausstattung vertraut. Das Buch zeigt sehr deutlich, wie stark das Münster in seiner 600jährigen Geschichte im Mittelpunkt der Stadt und ihrer Bürgerschaft gestanden hat. Am Schluß steht eine Betrachtung über die jüngste Vergangenheit des Münsters und die heutigen Probleme und eine Zeittafel. Schade, daß das trotz seiner knappen Form sonst recht informative Werk nicht wenigstens einen Grundriss und einen Querschnitt des Bauwerks erhalten hat! *Günter Mann*

Hans Koepf: Die gotischen Planrisse der Ulmer Sammlungen. (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm Band 18). Stuttgart: Kohlhammer 1977, 177 Seiten, davon 36 Seiten Abbildungen und 9 Faltblätter.

In diesem längst überfälligen Werk untersucht der Wiener Ordinarius für Baugeschichte anhand alter gotischer Planrisse der Ulmer Sammlungen (neben einzelnen Rissen anderer Sammlungen) die Entwicklung des Ulmer Münsterturms und beschreibt eine Reihe von Rissen und Skizzen für Architekturteile, Altäre, Sakramentshäuschen und Monstranzen. Wenn die Arbeit auch sehr speziell gehalten und der Forschung zugewandt ist, so spricht sie doch dank der vollständigen und deutlichen, teils großformatigen Wiedergabe aller Risse und Skizzen auch Leute an, die sich nicht so intensiv mit dem Ulmer Münster selbst befassen wollen. Wer hat sich nicht schon angesichts gotischer Architektur und Ausstattung gefragt, wie derart komplizierte Gebilde überhaupt zu Papier gebracht werden konnten! Das kann man sich doch schon etwas besser vorstellen, wenn man die einzelnen Risse und vor allem die Gegenüberstellungen von Riss und ausgeführtem Werk ansieht. Alle Abbildungen sind unmittelbar oder auf den benachbarten Seiten mit katalogmäßigen Angaben und jeweils ausführlicher Beschreibung versehen. Ein Literaturverzeichnis und eine Erläuterung von Fachausdrücken beschließen den Band.

Günter Mann

Eugen Nestle: Die Steinmetzzeichen der Schorndorfer Stadtkirche. Ein Beitrag zur Baugeschichte der Stadt. (Schorndorfer Schriften Nr. 2). Schorndorf 1977. 63 S., Zeichnungen sämtl. Steinmetzzeichen, 8 Abb., Grundriß der Stadtkirche.

Mittels einfachster Hilfsmittel (Fernglas, Leiter) gelang es dem Verfasser in schwieriger und entsagungsvoller Arbeit allein für die 25jährige Bauzeit der Stadtkirche in Schorndorf (voll. 1501) die stolze Zahl von 236 Steinmetzzeichen, verteilt auf 62 Hände (Baumeister, Bildhauer, Steinmetzen) nachzuweisen; dazu an weiteren Gebäuden 37 Zeichen. Von diesen 273 Steinmetzzeichen konnte er 23 namentlich identifizieren. Sie erlauben wertvolle Rückschlüsse auf die Herkunft und den Wirkungsbereich der ansässigen bzw. der Wanderkünstler, soweit vergleichbare Untersuchungen aus anderen Städten vorliegen. Darin liegt die Berechtigung und die Notwendigkeit solcher, wenig populärer Forschungen. Für unser Vereinsgebiet interessiert der Nachweis der in Hall bzw. auf der Korbung tätigen Künstler: NN (Hall, S. 16), NN (Korbung, S. 22), Bildhauer und Steinmetz Melchior Gockheler aus Schorndorf, um 1610 (Korbung, S. 23).

Grünenwald

Otto Borst: Buch und Presse in Esslingen am Neckar. (Esslinger Studien. 4/75). Hg. vom Stadtarchiv Esslingen 1975. 464 S.

Otto Borst hat mit seinem verdienstvollen Buch mehrere Fliegen mit einem Schlag getroffen. Für Esslingens Stadtgeschichte öffnet er eine ganz neue Dimension. Von der Stauferzeit bis zur Gegenwart zeigt er ein geistiges Panorama, das man in der nachmals württembergischen Oberamtsstadt nicht mehr kannte. Auch wenn der Verfasser im Vorwort bescheiden betont, daß er zunächst nur Material liefern und sich auf die lokale Perspektive beschränken wolle, merkt man bald, daß hier Neuland betreten wurde. Stadtgeschichte ist zur Sozialgeschichte geworden und der Stadtraum als Kulturraum begriffen. Die häufigen Verweisungen auf andere Städte zeigen, daß vieles an diesem Buch exemplarisch ist und damit Grundlage für eine größere städtische Geistesgeschichte. Ein ausführliches Namens- und Ortsregister dient der Orientierung und macht das Buch zu einem Nachschlagewerk für weitere Forschungen.

Walter Hampele

Volker Hentschel: Wirtschaftsgeschichte der Maschinenfabrik Esslingen AG 1846-1918. Eine historisch-betriebswirtschaftliche Analyse. (Industrielle Welt, Bd. 22), Stuttgart: Klett-Cotta, 1977, 170 S.

Heilwig Schomerus: Die Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen. Forschungen zur Lage der Arbeiterschaft im 19. Jahrhundert. (Industrielle Welt, Bd. 24). Stuttgart: Klett - Cotta, 1977, 353 S.

Beide Bücher sind aus einem Heidelberger Forschungskreis hervorgegangen, der sich unter Leitung von W. Conze mit dem „Arbeitskräftepotential, Berufsdifferenzierung und sozialer Lage der unselbstständigen Arbeitskräfte im Industrialisierungsprozeß des Königreichs Württemberg“ befaßt. Sie zeichnen sich dadurch aus, daß sie, um dem Wandel sozialer Verhaltensweisen auf die Spur zu kommen, sozialwissenschaftliche Theorie und eine methodisch gründliche historische Analyse der gewählten Quellen eindrucksvoll verbinden. Schomerus untersucht, welche Zusammenhänge zwischen den berufsspezifischen Lebensläufen der Arbeiter der Maschinenfabrik Esslingen und ihrer materiellen und sozialen Situation bestehen. Dazu kombiniert sie zwei Arten von Quellen, die Personalbücher und die Inventuren und Teilungen der Maschinenfabrik. Sie konstruiert gruppen- und berufskennzeichnende Biographien, sog. „quantitative Biographien“, die sie mit großem Erfolg auswerten kann. Hentschel verknüpft eine betriebswirtschaftliche Analyse der Maschinenfabrik Esslingen mit einer Darstellung der Entwicklung des Unternehmens von der Gründung 1846 bis zum Ende des ersten Weltkriegs, wobei der Einfluß der Konjunkturschwankungen auf die betriebswirtschaftlichen Daten des Unternehmens deutlich wird. Beide Arbeiten kommen zu wertvollen neuen Einsichten in die veränderten Lebensbedingungen der Industriegesellschaft. Vor allem die Arbeit von Schomerus ist ein so wichtiger Beitrag zur Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts in Württemberg, daß sie jeder gelesen haben sollte, der sich mit den Problemen der Industrialisierung und des sozialen Wandels befassen will. Hervorzuheben ist, daß der interessierte Leser in beiden Büchern umfangreiches statistisches Material, Schaubilder und Diagramme findet, außerdem sind bei H. Schomerus Dokumente zur Firmengeschichte (u.a. Fabrikordnungen) und Biographien abgedruckt.

Gö

Hartmut Gräf: Siglingen, Reichertshausen, Kressbach. Ein Heimatbuch. 1978. 284 S. Ill. Karten.

Das Buch wurde zwar im Zusammenhang mit der jüngsten Gemeindereform herausgegeben, ist aber in 15jähriger Arbeit entstanden, wie ein Blick ins Literaturverzeichnis zeigt. Den Kern bilden verschiedene wissenschaftliche Arbeiten des Verfassers, die hier allgemein verständlich und anschaulich präsentiert werden. Die Flurformengenesse oder die Wüstungsvorgänge im Arbeitsgebiet werden gut verständlich dargestellt. Einige Forschungsergebnisse mögen die Gründlichkeit des Werkes belegen. Während die meisten Wüstungsgemarkungen neu aufgeteilt wurden, ist es hier gelungen, für die Wüstung Veherbronn das spätmittelalterliche Besitzgefüge zu kartieren. Der Weiler Kreßbach hat sich offenbar aus der frühen Aufteilung eines karolingischen Herrenhofs entwickelt, ein seltener Vorgang. Die gescheiterte Stadterhebung Siglingens unter den Herren von Weinsberg läßt sich bis in unser Jahrhundert noch am Ortsplan ablesen. Die Einordnung in die allgemeine Geschichte und in den Rahmen der Nachbargebiete wird nur knapp angedeutet, um die in der Heimatliteratur gängigen Phrasen zu vermeiden. Für jeden, der sich mit der Entwicklung ländlicher Räume beschäftigt, wird hier eine Menge interessantes Material ausgebreitet, das noch durch ein Register gut erschlossen wird.

H. Bayer

Inge Meidinger-Geise: Erlanger Topographien. Kirchberg an der Jagst: Wettin, 1976. 53 S.

Die fünf Essays und ein Gedicht über Erlangen, in diesem Bändchen zusammengefaßt, sind zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Gründen entstanden. Dennoch wirkt das Ganze wie eine bewußte Komposition. Die Verfasserin, als Wahl-

fränkin bekannt und verdient, macht eine Liebeserklärung an ihre Stadt, wobei sie persönliche Erinnerung und Reflexion auf glückliche Weise verbindet. Was hier über die Kriegs- und Nachkriegsjahre gesagt wird, gilt mutatis mutandis für jede vergleichbare Stadt. Erlangen wird zum Paradigma für eine Epoche deutscher Geschichte.

Walter Hampele

Volkstümliche Kunst aus Schwaben. Hg. Paul Schmohl und Eugen Gradmann. Stuttgart 1908. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1908, Frankfurt: W. Weidlich, 1977. 511 Abb.

Der Titel irritiert: vertreten sind die ritterliche Kultur (Burgen), die höfische (Schlösser), die kirchliche (Kirchen, Klöster), die bürgerliche (Städte) und die bäuerliche Kultur (Dörfer) in Königreich Württemberg. Der Bildband wurde bereits 1908 zum Zwecke einer Dokumentation (Details, Einzelobjekte, Ensembles) herausgegeben. Infolge der Zerstörungen durch den zweiten Weltkrieg, durch den Wiederaufbau in den Städten und durch die Modernisierung in den Dörfern ist dies heute in einem noch viel höheren und nie für möglich gehaltenen Maße der Fall. Deshalb wird man jetzt, nach 70 (!) Jahren darüber hinwegsehen, daß weder die Aufnahmetechnik noch das Layout (4-7 Bilder pro Seite!) den heute durch optimale, künstlerisch gestaltete Bildbände verwöhnten Käufer befriedigen. Andererseits werden die älteren Benützer viele ihnen aus ihrer Jugendzeit vertraute Stätten wiederfinden und die inzwischen verblaßten Erinnerungen auffrischen können. Gerade deshalb haben die stärkst zerstörten Städte wie Heilbronn, Stuttgart, Ulm inzwischen selbst spezielle Bild-Dokumentationen ihres Vorkriegszustandes, typographisch modern gestaltet, vorgelegt. Der Einleitungstext behandelt die Charakteristika der Kunst- und Kulturlandschaften Württembergs. Infolge der Ereignisse und der neueren Forschungsergebnisse ist er verständlicherweise gelegentlich überholt. Aus unserem Vereinsgebiet sind in unterschiedlicher Zahl Abbildungen vorhanden von Berlichingen, Braunsbach, Buchenbach, Crailsheim(!), Ellwangen mit Schönenberg, Garnberg, Gröningen, Hall mit Komburg, Hollenbach, Ingelfingen, Kirchberg, Künzelsau, Langenburg, Mergentheim, Michelbach, Morstein, Murrhardt, Nagelsberg, Neuenstein, Öhringen, Untergröningen, Rechenberg, Vellberg, Weikersheim, St. Wendel am Stein.

Grünenwald

Karl-S. Kramer: Grundriß einer rechtlichen Volkskunde. Göttingen: Schwartz 1974. XIII/172 Seiten. 11 Abb.

Kramer will kein Handbuch vorlegen, in dem man alles Einschlägige ausführlich nachlesen kann, und schon gar nicht sich mit isolierten, merkwürdigen Einzelheiten befassen. Es geht ihm vielmehr um die Einordnung der Fakten in das jeweilige kulturelle und soziale System. Daher vermeidet er auch den üblichen Aufbau. In 11 Kapiteln entwickelt er die nötigen Kategorien Ordnung, Raum, Zeit, Ehre, Exklusivität, Rüge, der Einzelne, Arbeit, Obrigkeit, Kirche, Allgemeingültiges und zieht im 12. Kapitel Folgerungen. So entwirft er ein Modell soziokultureller Ordnungsgefüge, das etwa den ersten Jahrhunderten der Neuzeit entspricht. Dies Modell der Vergangenheit wird dann mit den Verhältnissen der Gegenwart verglichen. So kann Kramer den jeweiligen Gegenstand komplex erfassen und ihn in seiner zeitlichen, räumlichen, sozialen und funktionalen Bedingtheit begreifen.

Walter Hampele

Hermann Hauke, Hermann Köstler: Das Eichstätter Stundenbuch. Die lateinische Handschrift 428 der Bibliothek des Bischöflichen Seminars Eichstätt, Eichstätt, München, 1977, 133 S., davon 21 S. Abb.

Erst in jüngster Zeit hat man diese kostbare Stundenbuch in der Bibliothek des Eichstätter Priesterseminars entdeckt. Es dürfte um 1500 entstanden sein, seine Herkunft läßt sich in die Diözese Mainz und nach Flandern zurückverfolgen. Jetzt liegt

eine sorgfältig gedruckte Teilfaksimileausgabe vor. Sie enthält im Originalformat 12,5 x 16 cm das vollständige Kalendarium und 16 Seiten des Gebetsteils. Die 24 Monatsbilder des Kalendariums schildern in der realistischen Art Pieter Bruegels das Leben und Treiben der Bauern und der adeligen Grundherren im Ablauf des Jahres. Der Gebetsteil ist mit drei ergreifenden Meditations- und Andachtsbildern geschmückt, wie sie das Spätmittelalter liebte. Neben diesen ganzseitigen Miniaturen findet man hier reizvolle Initialen mit figürlichen und szenischen Motiven. Die Herausgeber haben die Handschrift feinfühlig und gewissenhaft kommentiert. Sie informieren über Wesen und Geschichte der Stundenbücher und erläutern die Texte und den Buchschmuck. Ein Glossar der Fachbegriffe erleichtert dem Leser das Verständnis ihrer Untersuchungen, eine Auswahlbibliographie ermöglicht ihm weiterführende Studien. Gö

Elizabeth Wainwright: Studien zum deutschen Prozessionsspiel. Die Tradition der Fronleichnamsspiele in Künzelsau und Freiburg und ihre textliche Entwicklung. (Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung 16.) München 1974. 292 S.

Diese Freiburger Dissertation ist eine solide philologische Arbeit, die sich an den Fachwissenschaftler wendet. Andere Arbeiten weiterführend, untersucht die Verfasserin den Einfluß von Prozession und Fronleichnam auf den besonderen Charakter dieser Spiele, ebenso die politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kirchlichen Voraussetzungen. Sie zeigt im Detail die Abhängigkeit und Selbständigkeit des jeweiligen Spiels und seine Entwicklung. Wer sich mit der hohenlohisch-fränkischen Literatur beschäftigen und gleichzeitig das spätmittelalterliche Drama kennenlernen will, wird vieles finden, was auch für den Laien von Gewinn ist. *Walter Hampele*

Klaus Arnold: Johannes Trithemius (1462–1516). Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg. Hg. von Th. Kramer. Bd. XXIII. 1971. 319 S.

Arnold nennt sein Werk ein monographischer Versuch einer Bio-Bibliographie. Das literarische Werk des Trithemius steht im Mittelpunkt: der Schriftsteller im Dienste der monastischen Reform, der Theologe, der Geschichtsschreiber; aber auch bisher weniger beachtete Tätigkeiten werden genauso sorgfältig berücksichtigt: der Literaturhistoriker, der Büchersammler, der asketische Schriftsteller. Die Biographie arbeitet aus den Quellen, das ist ihre Stärke. Angestrebt wird eine Gesamtschau des Lebens und Wirkens dieses hervorragenden Vertreters des deutschen Humanismus, die dann durch Detailforschungen noch ausgefüllt werden soll. Neben dem Werk kommt aber auch der Mensch Trithemius nicht zu kurz. In dieser bewegten Zeit des Spätmittelalters sicher kein Einzelfall, aber ein Sonderfall; Trithemius versucht, den Humanismus mit dem Streben nach klösterlicher Reform zu verbinden. In einer Zeit des Zerfalls der klösterlichen Zucht sieht er im Klosterleben eine ideale Verbindung von Wissenschaft und Frömmigkeit. Bei ihm ist auch kein Abrücken vom Mittelalter zu spüren, weltliche Bildung ist für ihn eine Vorstufe für das Studium der Hl. Schrift. Dieses als Dissertation an der Universität Würzburg entstandene Werk bietet zu dem bisher gesagten auch noch eine gute Übersicht über die bisherige Forschung. Ein Verzeichnis der Werke ist im Anhang I beigelegt. Anhang II bringt einen chronologischen Überblick über die 250 bisher gekannten Briefe unter Angabe des Druckortes bzw. der handschriftlichen Überlieferung. Ein Anhang III befaßt sich mit den Bildnissen des Trithemius. Ein gutes Literaturverzeichnis und ein Register schließen das Werk ab. Zi

Ulrich Bubenheimer: Consonantia Theologiae et Iurisprudentiae. Andreas Bodenstein von Karlstadt als Theologe und Jurist zwischen Scholastik und Reformation. Tübingen 1977. 335 S.

Bubenheimer glaubt, mit seiner Arbeit, die manches bisher unbekannte biographische Material bietet, einen weiteren Schlüssel zum Verständnis dieser schillernden Persönlichkeit des 16. Jahrhunderts bieten zu können, nämlich Karlstadts Beschäftigung mit der Jurisprudenz und der teilweise juristischen Struktur seines Denkens. Dieser interdisziplinären Methode kann man zustimmen. Auch die Ergebnisse sind beachtenswert. Karlstadt steht ja im Schatten der großen und erfolgreichen Reformatoren, möglicherweise hat er aber im reformierten Protestantismus stärker gewirkt, als bislang bemerkt wurde. Karlstadt als Wittenberger Mitreformator, aber späterer Luthergegner war bisher doch zu sehr mit dem Odium des Juristischen im religiösen Bereich behaftet. So hat diese Arbeit z.B. auch das sehr differenzierte Verhältnis Karlstadts zu Luther weiter aufgehell, aus der verschiedenen Biographie beider, aus dem verschiedenen wissenschaftlichen Ansatz, der eine Jurist, der juristische Elemente positiv in die Theologie einbringen möchte, Luther mit seiner grundlegenden Abneigung gegenüber der Jurisprudenz und den Juristen. In die Stationen des Lebens Karlstadts, Rom, Wittenberg und Schweiz, werden seine Schriften und deren Interpretation eingereiht. So entsteht das bunte Gewebe eines vielseitigen Lebens. Das Material des Buches ist in einem ausführlichen Register erschlossen, so daß sich das Werk auch gut zum Nachschlagen eignet.

Zi

Peter Lang: Die Ulmer Katholiken im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Lebensbedingungen einer konfessionellen Minderheit. (Europäische Hochschulschriften: Reihe XXIII Theologie Bd. 89). Frankfurt 1977.

Mit der Reformation setzte ein alle Lebensbereiche erfassender Prozeß ein, der die spätmittelalterliche Einheit des Glaubens auflöste. Kämpferisch sich gegenüberstehende Blöcke entstanden jedoch erst, als mit der einsetzenden katholischen Reform und der Gegenreformation die Einheit der Konfession endgültig zerbrach. Aber bis dahin und darüber hinaus gab es Territorien, in denen alte und neue Konfessionen nebeneinanderlebten, aus politischen Gründen leben mußten, Persönliche, politische, und administrative Bindungen und Bedingungen bestimmten wie anderwärts das Leben der ständig kleiner werdenden katholischen Minderheit (1570: 2,5%; 1624: 1%) in Ulm, das der Verfasser bis 1653 untersucht. Dargestellt werden das Verhältnis der katholischen Institutionen und der Bevölkerung zur politischen Führung und den Ämtern der Stadt, die Formen der Religionsausübung und das Verhältnis zwischen katholischer und protestantischer Bevölkerung. Die zum Teil schlechte Quellenlage erschwert vor allem im statistischen Bereich hieb- und stichfeste Aussagen. Der Verfasser kommt zum Schluß, daß das Zusammenleben sich mit der Zeit änderte, daß Phasen der Bedrängung und der Toleranz erkennbar sind, wobei den Unterschichten weit weniger Entgegenkommen gezeigt wurde als etwa den Patriziern. Katholische Institutionen waren starken Pressionen ausgesetzt, vor allem, wenn sie von der Stadt beanspruchte Rechte wahrnehmen wollten. Der Dreißigjährige Krieg vertiefte die Gräben. Eine vollständige Trennung zwischen den konfessionellen Gruppen hat es jedoch in Ulm nicht gegeben. Der Verfasser sieht seine Arbeit als Beitrag zu einer Gesamtdarstellung des Prozesses der Konfessionsbildung.

Taddey

Thomas Lenk: Texte zur Kunst und zur eigenen Arbeit. Hrsg. v. Institut für moderne Kunst Nürnberg. o.J (1978). 178 S. 50 Abb.

Der auf Tierberg (dem Agnes-Günther-Schloß) lebende Künstler legt zwölf Texte vor, die nicht nur Gedanken zur Gestalt und Funktion der modernen Kunst, vor allem der Plastik, enthalten, sondern auch das eigene Oeuvre durchdenken. Dem Themenkreis „Raum, Räumlichkeit, Raumerfahrung, Raumerlebnis, Raumprojekt“ gilt sein Augenmerk sowohl im plastischen Werk wie in der Theorie. Es kommt ihm darauf an, zunächst einmal mit jeder unreflektierten Selbstverständlichkeit der Raumerfahrung

„aufzuräumen“. Lenk gliedert und stört mit seinem Werk, seinen Objekten und Farben, den Raum und will damit den irritierten Betrachter (und Leser) zur Beschäftigung, zur Auseinander-Setzung, zum Denken bringen. Zwingend wird dabei der „private“ Raum überschritten, zwingend ist dabei die Hinwendung zum „öffentlichen“ Raum, zur „Kunst im öffentlichen Raum“, zu ihrer „Öffentlichkeitsdimension (s. dazu Lenks Überlegungen zum Thema „Urbanwerk“) und damit zu ihrer gesellschaftlichen Wirksamkeit. Zwingend ist aber auch bei solchen Überlegungen der Rückgriff zur elementaren, einfachen Form, von der aus man erst wieder gedanklich und gestalterisch-künstlerisch komplexere Formen bewältigen und aufbauen kann (s. dazu die neue Edition „Reminiszenzen“, Radierungen von Thomas Lenk). Auf einfachen Formen basiert Lenks Werk, auch seine neuesten, noch nicht publizierten Arbeiten, denen er im letzten Beitrag den lapidaren und provokativen Satz zugrundelegt: „Nicht der Mensch ist das Maß aller Dinge, sondern das Meter – das Symbol der scheinbaren Vermeßbarkeit“.

U.

Hermann Frisch: Die goldene Waage. Comburg-Verlag. 1978. 174 S.

In sechs Abschnitte hat der emeritierte Amtsgerichtsdirektor aus Schwäbisch Hall seinen Gedichtband gegliedert; sie enthalten einmal die Themen, die jeden denkenden Menschen berühren und jedem begegnen: Jahreslauf, Menschenleben, Zeitenlauf, Mensch und Gott. Darüberhinaus finden wir die Abschnitte „Von Zwergen, Tieren und allerlei sonstigen Leuten“ mit Gedichten, die der Großvater dem Enkel vorlesen kann, und „Miniaturen“ mit Impressionen, festgehaltenen Augenblicken. Besonders hübsch sind die acht aquarellierten Federzeichnungen des Autors, die den Band zieren.

U.

Otto Vatter: Wandern durch Traum und Tag. Schwäbisch Hall: Comburg-Verlag.

Aus seinem reichen Schaffen legt der Haller Lyriker Otto Vatter seinen sechsten Gedichtband vor. „Reimenweise“ behandelt er Themenkreise um die Natur, um das Leben von der Jugend bis zum Alter mit allen seinen Höhen und Tiefen, um die Kunst, vorab die Dichtkunst, um den Jahresreigen. Nur die Hauptbereiche sind damit benannt. Man muß den voluminösen Band selbst in die Hand nehmen und in einer ruhigen Stunde das eine und andere Gedicht lesen. Man wird sich in einer anderen Welt wiederfinden.

U.

Senta Gamerding: Licht-Gestein. Gedichte. Kirchberg: Wettin 1976. 80 S.

Die Autorin macht es ihren Lesern nicht leicht. Eine manchmal surreale Bildwelt verlangt Geduld und Genauigkeit beim Lesen der meist reimlosen Gedichte. Der reale Erlebnishintergrund ist gelegentlich noch spürbar, aber er ist verfremdet. Das Gedicht entrückt gerade da, wo es ganz gegenständlich scheint. Die Verse sind nie gewaltsam, frauliche Hinwendung zum Gegenstand ist spürbar. Am besten findet man Zugang zu den Naturgedichten, die trotz ihrer relativen Einfachheit am eigenständigsten scheinen.

Walter Hampele

Otto Böhne: Aus Zeit und Erinnerung. Gedichte. Kirchberg: Wettin 1976. 64 S.

Ein gescheites Vorwort führt den Leser in die Gedichtauswahl des Autors ein, der im Erscheinungsjahr 79 Jahre alt wurde. Man darf deshalb keine progressiven Gedichte erwarten. Die ältesten datierten Verse stammen von 1914, die jüngsten von 1970. Auch wo die Thematik und die Reimstrophen sich deutlich an Vorbilder anlehnen, spürt man die persönliche Betroffenheit und das Ringen um eigene Gestaltung. Der Liebhaber traditioneller Lyrik wird diese Verse zu schätzen wissen.

Walter Hampele

Hans Kinkel: Romantische Suite. Kirchberg: Wettin 1976. 88 S.

Der Titel verweist bereits auf die Unwirklichkeit der Novelle. Daß ein 56jähriger Arzt sich in ein junges, hübsches Mädchen verliebt, mag vorkommen, daß dies auf so harmlos glückliche Weise geschieht, entspricht dem Schema des idealistischen Arztromans. Das Unwahrscheinliche vollzieht sich nach dem Aufbauprinzip einer Suite mit entsprechenden musikalischen Kapitelüberschriften. Das Mädchen ist natürlich in jeder Hinsicht adlig, der einsame Arzt durch seinen Dokortitel und Beruf ihr ebenbürtig. Deshalb muß alles, was zu ihm gehört, präziös und nostalgisch sein. Er „lustwandelt“, spielt ein 200 Jahre altes Cello und hat musikalische Freunde. So macht man gekonnt eine Trivialnovelle. Früher sagte man Kitsch dazu. *Walter Hampele*

Willy Eberhard Pfeiffer: Gestreifte Markise. Kurzprosa. Kirchberg: Wettin 1976. 60 S.

Das Büchlein enthält verschiedenartige Texte: erzählende, reflektierende, essayartige in lyrischer Prosa und freirhythmische Verse. Am besten sind die erzählenden Passagen. Manches ist überstilisiert. Konventionelle Sprachklischees rücken die Texte gelegentlich in die Nähe des Kitsches. „Die kleine Josefslegende“ zeigt in ihrer Einfachheit, was der Autor kann. *Walter Hampele*

Edwin Friedemann: Der Mond hält Hof. Humoresken – Satiren – Tiergeschichten. Kirchberg: Wettin 1976. 80 S.

Das Vorwort preist die „junge Stimme“, lobt den Mut zum Reim und stellt den Autor in die Tradition von Busch und Ringelnatz. Das ist der Ehre zu viel. Von Neuem ist wenig zu spüren, das Alte ist schwach nachgeahmt. Der Satzbau wird gelegentlich undeutsch, damit Vers und Reim funktionieren. Es handelt sich um humoristische Gelegenheitsgedichte für den Hausgebrauch. *Walter Hampele*

R 20 Jahre Stadtverband für Leibesübungen Schwäbisch Hall EV. 52 Textseiten. Ill. (1978).

Wir haben stets auf die Bedeutung der Vereine für das Volksleben hingewiesen. Der Verband, der sämtliche sportlichen Vereinigungen zusammenfaßt, gibt in seiner Festschrift auch zahlenmäßig genaue Unterlagen (Mitgliederzahlen, Zuschüsse) und legt damit eine nützliche Unterlage für seine Tätigkeit vor. *Wu*

V 100 Jahre Bezirks-Bienenzüchterverein Gaildorf. 1977. 50 S.

V 100 Jahre Eintracht Frickenhofen. 1978. 64 S.

R 75 Jahre Musikverein Sulzbach a.K. 1978. 92 S.

R 50 Jahre F(ußball) C(lub) Oberrot 1978. 60 S.

R 50 Jahre Männergesangverein Waldlust Birkenlohe. 1978. 72 S.

Die obenstehenden Schriften werden hiermit angezeigt. Gleichzeitig ergeht die Bitte an alle unsere Mitglieder, uns solche Gedenkschriften zukommen zu lassen, um unsere Dokumentation über Württembergisch Franken zu vervollständigen. *Wu*

*Verfasser und Herausgeber der angezeigten Schriften
(ohne die Verfasser der Einzelbeiträge)*

- | | | |
|-------------------------|-------------------------|---------------------------------------|
| Adam, E. 241 | Hauke, H. 247 | Raupp, E. 213 |
| Antonow, A. 242 | Hentschel, V. 245 | Richarz, M. 239 |
| Arnold, K. 248 | v. Herzogenberg, J. 232 | v. Ruepprecht, H.-U. 216 |
| Baumhauer, H. 244 | Hillenbrand, E. 226 | Sauer, W. 214 |
| Baumunk, B. 230 | Hoefner, C. 212 | Seibt, F. 231, 232 |
| Bender, H. 227, 241 | Homann, H.-D. 231 | Setzler, W. 204 |
| Besserer, G. 211 | Hubatsch, W. 237 | Simon, H. 218 |
| Blickle, P. 215 | Jens, W. 204 | Sydow, J. 218 |
| Böhne, O. 250 | John, H. 212 | Schabet-Berger, E. 210 |
| Borchardt, Ch. 224, 225 | Kerner, J. 241 | Schäfer, G. 216 |
| Borowsky, P. 217 | Kinkel, H. 251 | Scharfe, M. 206 |
| Borst, O. 245 | Koch, R.G. 208 | Scheffler, W. 241 |
| Brune, Th. 230 | Koepp, H. 245 | Schenk, W. 214 |
| Bubenheimer, U. 248 | Kolb, K. 243 | Scherg, L. 213 |
| Buchstab, G. 235 | Kootz, W. 214 | Schmidt, L. 229 |
| Carlen, L. 227 | Köstler, H. 247 | Schmierer, W. 238 |
| Decker-Hauff, H. 204 | Kramer, K.-S. 247 | Schmohl, P. 247 |
| Dieterich, H.H. 243 | Krausnick, M. 236 | Schmolz, H. 214 |
| Drollinger, K. 220 | Kulinat, K. 225 | Schnurrer, L. 209 |
| Ebel, F. 227 | Küther, C. 236 | Schomerus, H. 246 |
| Elm, K. 226 | Lang, P. 249 | Schreiner, K. 204 |
| Elsener, F. 205 | Lehmann, J. 230 | Schumm, K. 214 |
| Elze, Th. 206 | Lenk, Th. 249 | Specker, H.E. 244 |
| Engelsing, R. 222 | Lidl, J. 212 | Stoob, H. 220 |
| Eppler, E. 215 | Lutz, E. 233 | Uhland, R. 227 |
| Feist, J. 244 | Mägerlein, F. 212 | Uhlig, O. 239 |
| Fichtner, G. 204 | Mahnke, H.P. 225 | Ulshöfer, K. 209 |
| Fink, J. 215 | Maschke, E. 218 | Vatter, O. 250 |
| Friedemann, E. 251 | Meidinger-Geise, I. 246 | Vogel, B. 217 |
| Frisch, H. 250 | Meyer, W. 242 | Vogt, F.E. 240 |
| Fuchslocher, K. 215 | Midelfort, H.C.E. 235 | Volckmann, E. 222 |
| Füchtner, J. 233 | Morand, P. 211 | Vorländer, H. 210 |
| Gamerding, S. 250 | Müth, R. 206 | Wahl, R. 230 |
| Golly, R. 215 | Nestle, E. 245 | Wainwright, E. 248 |
| Gönner, E. 226 | Neumaier, H. 207 | Weckbach, H. 214 |
| Gradmann, E. 247 | Neumann, J. 204 | Wehling, H.G. 222 |
| Gräf, H. 246 | Ostertag, F.-P. 208 | Weigend, F. 230 |
| Gräter, C. 240 | Pacher, H. 225 | Weismann, Ch. 206 |
| Grotz, R. 225 | Palme, R. 233 | Werner, A. 222 - J. 229 |
| Gruen, V. 221 | Penndorf, U. 229 | Widmann, G.R. 207 |
| Haas, R. 238 | Pfeiffer, W.E. 251 | Wiesflecker, H. 234 |
| Hahn, W. 212 | Pfeilsticker, W. 216 | Wortmann, R. 244 |
| Hammerbacher, H.W. 228 | Planck, D. 228 | Wunder, B. 237 - G. 207, 209 - H. 217 |
| Hanselmann, H. 209 | Rau, R. 225 | Zöllner, E. 229 |

Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1978.

Die Hauptversammlung fand am 7. Mai 1978 in Schwäbisch Hall statt. Den Festvortrag hielt Herr Professor Dr.Dr.h.c. Ferdinand Elsener – Tübingen über „Aristokratie und Demokratie in der Geschichte der Genossenschaft. Der besser beratene Teil (par sanior).“ Er trug seine neuen Forschungen über die Ratgeber in gemeindlichen Urkunden vor.

Folgende Offene Abende fanden statt:

Am 13. 1. Dr. Gerhard Taddey: Die Baugeschichte des Schlosses in Langenburg.

Am 3. 2. Dr. Gerd Wunder: Rückblick auf das Jahr der Stauferausstellung.

Am 3. 3. Dr. Gerd Wunder (als Ersatzmann): Die burgundische Hochzeit von 1477 und ihre Folgen.

Am 6.10. Raimund J. Weber: Über die Rechte der Haller Salzsieder.

Am 3.11. Dr. Rupert Wild: Der Saurierfund bei Kupferzell-Bauersbach.

Am 1.12. Dr. Paul Schwarz: Die Stadtbrände von Reutlingen 1726 und Hall 1728.

Vom 29. April bis 1. Mai war das Comité der Société d'Emulation von Epinal, des Historischen Vereins im Departement Vosges, in Schwäbisch Hall zu Gast. Eine Landschaftsfahrt führte Gäste und Mitglieder am 30. April über Gnadental – Waldenburg – Neuenstein – Eschental – Langenburg – Leofels und Vellberg. Damit ist der von unserer Seite schon 1966 beabsichtigte Kontakt zu dem französischen Schwesternverein aufgenommen.

Eine weitere Landschaftsfahrt unter Dr. E. Breit führte am 11. Juni nach Schrezheim – Katzenstein – Neresheim – Nördlingen.

Am 26. August wurde die Ausstellung über die Zeit Karls IV. in Nürnberg besucht (mit Dr. G. Wunder).

Am 9. September wurde nach Enthüllung einer Gedenktafel für unser verstorbenes Ehrenmitglied Dr.h.c. Karl Schumm in Leofels Stadt und Kirche Langenburg unter Führung von Pfarrer Wiesner aufgesucht. Die Gedenktafel, die der Archivkreis gemeinsam mit dem Verein erstellt hat, hat den Wortlaut:

„Zur Erinnerung an den Fürstlichen Hohenlohschen Archivrat Dr.h.c. Karl Schumm 1900–1976, den Erforscher und Kunder der Geschichte und Kultur seiner hohenlohschen Heimat.“

Die Tafel soll Karl Schumm in der Burg ehren, der immer sein besonderes Bemühen und seine besondere Liebe galt. Zur Enthüllung sprachen Dr. Ernst Breit für den Historischen Verein für Württembergisch Franken, Regierungsdirektor Rothmund für den Landkreis und Dr. Ganzhorn für den Archivkreis.

Der Forschungskreis, dessen Leitung dankenswerter Weise Herr Dr. G. Taddey übernommen hat, veranstaltete zwei Besichtigungen:

Am 27. 5. in Mainhardt mit Oberkonservator Dr. Planck über neue Ausgrabungen aus der Römerzeit

Am 12. 8. in Langenburg mit Dr. Taddey über die Baugeschichte des Schlosses (im Anschluß an den Vortrag, der in diesem Jahrbuch veröffentlicht wird).

Am 12. Juli feierte das Schloßmuseum Neuenstein sein 100jähriges Bestehen mit Vorträgen des Fürsten Kraft zu Hohenlohe-Öhringen, des Gymnasialprofessors i.R. Dr. G. Wunder und des Professors Dr. M. v. Freeden.

Im Keckenburg-Museum hatte die Ärzteschaft bereits am 11. Dezember ein Konzert mit dem Ehepaar Backhaus im Barocksaal veranstaltet. Am 13. Juni 1978 überreichte an der gleichen Stelle Dr. F.B. Schall für den Lions-Club mit Musikumrahmung eine Mappe mit Bildern von L. Braun. Am 30. September fand das erste öffentliche Konzert

im Barocksaal ebenfalls mit dem Ehepaar Backhaus statt. Dem Erbprinzen F.K. zu Hohenlohe-Langenburg verdankt das Museum ebenfalls Aquarelle und Zeichnungen von L. Braun. Bei Aufgabe der Bäckerei Dörr wurde dem Museum ein großer Brotschrank aus dem 18. Jh. geschenkt. Frau Fahr verdankt das Museum wiederholte Zuwendungen zu seinen Sammlungen.

Am 27. Dezember erhielt der Schriftleiter dieser Zeitschrift Dr. G. Wunder von Oberbürgermeister Binder und dem Gemeinderat der Großen Kreisstadt Schwäbisch Hall die (9.) Goldene Rathausmedaille nach Vollendung seines 70. Lebensjahres. Der Historische Verein für Württ. Franken, der Württ. Geschichts- und Altertumsverein sowie der Verein für Familien- und Wappenkunde in Württemberg und Baden gedachten dieses Ereignisses am Offenen Abend am 12. Januar 1979 mit dem Festvortrag von Prof. H. Decker-Hauff über Konrad III., die Kumburg und den deutschen Osten.

Am 28. November wurde die Jubiläumsgabe der Druckerei Mahl, eine Facsimileausgabe des Faustbuchs von G.R. Widmann 1599, überreicht. Die Druckerei hatte sich auf unseren Rat zu dieser drucktechnisch wie inhaltlich hervorragenden Leistung entschlossen, und da der Verein sich an der Finanzierung beteiligt hat, erhalten die Mitglieder dieses Werk 1979 als Jahresgabe. Dazu war ein Jahrbuch in stark verkürztem Umfang geplant. Durch die großzügige Spende eines Mitglieds sehen wir uns jedoch in der Lage, zusätzlich zur Sondergabe ein Jahrbuch im normalen Umfang vorzulegen.

Dr. Ernst Breit

Förderer:

Dr. Ernst Breit, Schwäbisch Hall
Dresdner Bank AG Fil. Heilbronn
Dr. Helmut Döring, Neuenstein
Dr. Wilhelm Dürr, Schwäbisch Hall
Frau Luise Fahr, Schwäbisch Hall
Wilhelm Hahn, Stuttgart
Karl Hüfner, Möbel-Spedition, Schwäbisch Hall
Kreissparkasse Schwäbisch Hall
RA Eberhard Knorr, Ulm
Landratsamt Hohenlohekreis
Landratsamt Main-Tauberkreis
Landratsamt Schwäbisch Hall
Dr. Mühlbauer, Michelbach/Bilz
Optima-Maschinen-Fabrik, Schwäbisch Hall
Stadt Schwäbisch Hall
Hugo Vogel, Wiesbaden
Raimund J. Weber, Heubach
Frau Sieglinde Weber, München
Dr. Wild, Ludwigsburg
Dr. Gerd Wunder, Schwäbisch Hall

Orts- und Personenregister

Abkürzungen: Bf. – Bischof, Gf. – Graf,
Hg. – Herzog, HM – Hoch-
meister (Deutschorden),
Kg. – König, P. – Pater

Aalen 217, 228
Accioli 71
Adelberg 243
Adelmann, Gf. Georg Sigm. 119
Aegidius, P. 67
Agliardi, Nuntius 135
Agnelli (Claire Jeanne) 128
Akermann, Manfred 241, 242
Akkon 7
Albano 144
Alberich Abt Eberbach 60
Albert Hg. Sachsen 162
Alerheim 242
Alexander I., Zar v. Rußland 101, 155 –
A. II. 133 – A. III. 133 – A. Bf. v. Sardica
153–156, 171
„Alfonso“ 124
Allach 210
Altenberg 12
Altona 205
Altshausen 49
Amberg 99
Amlishagen 241
Ammern (Thür.) 49, 55
v. Ampringen s. Jo. Kasp.
Anaklet, P. 60
v. Andrassy, Geza, Marie 170
v. Angoulême, Hg. Ludwig 164
v. Anhalt s. Bernhard, Christian
Anif b. Salzburg 153
Ansbach 209
Anselm, P. 50, 58
Anton, P. 71 – A. Josef (Gruscha) Ebf.
Wien 139 – A. Viktor v. Österreich, HM 66
Antonius v. Padua, Hl. 56, 60
Aquila 168
Arad a. Maros 160
Arion, Hg. (Gonzalo Fernández de Cordoba)
128
Arnheimer, Matthias 76
Aschaffenburg 213
Aspern 100, 164
v. Aschhausen, Theodor 6
Atz, Wilhelm 239
Atzenrot 25
v. Auersperg, Engelbert 129 – Heinr. Jos. J.,
Jo. Adam 105
Augsburg 51, 58, 60, 94, 209, 228, 233
v. Aule 122
Aussee 233
Aussig 158
Avesne le Sec 161
Avila 117

Bächlingen 19, 23, 36
Backhaus, Franz 253
Backnang 224
Bad ... s. unter dem Ortsnamen
v. Baden: s. Karl
Baden b. Wien 150, 155, 158
Badeni, Gf. Kasimir Fel. 135
Badenweiler 169
Baeck, Leo 240
Balzhütte b. Daubitz 121
Bamberg 11, 52, 86, 120, 154, 155, s.a. Bf. Franz,
Jo. Gg., Lothar
Bardach, Juliusz 181, 191
Bartenstein 67, 86, 119, 163, s.a. Hohenlohe-B.
Basel 126, 219
Battelau 103
Battistini 70
„Bauer“ 125 – Hermann 3-5
Bauersbach s. Kupferzell
v. Bayern s. Elisabeth, Klemens A., Ludwig,
Luitpold, Maximilian
Bayreuth 136
Beauharnais s. Eugen, Josefine, Stefanie
v. Beck, Frhr. Max Wladimir 145
Beffort 48
Belgrad 156, 159
v. Beling, Ernst 205
Belschner, Christian 3, 9
Benesch, Edward 120, 126, 147
Berlichingen 247
Berlin 116, 129, 152, 161
Berlioz, Hector 137
Bern 118, 126, 154, 169
Bernhard, Fst. Anhalt 95 – P. 57
Bernini, Lorenzo 105
Besold, Christof 205
Beswitz 109
Bethlen, Gabor, Fst. Siebenbürgen 92
Bettelheim, Anton 107
Beuggen 48, 49
Beuron 150
Białystok 182
v. Bielriet, Friedrich, 6, 10, 11
Bieringen 11
Bilin b. Teplitz 159
Binder, K.F. 254
Birkenlohe 251
Biskup, Marian 191, 192
v. Bismarck, Gottfried, Otto 118 – Fst. Otto 143
v. Blankenstein, Gf. Karl 97, 103, 106
Blaubeuren 205
Blumenthal b. Aichach 129
Boczkay, Stefan 90
Bodenstein s. Karlstadt
Bogucka, Maria 195
Böhmisch Leipa 169
Bologna 102
Bonhoeffer, Dieterich, Hans 209

Bosl, Karl 147
 Boso, Kg. 229
 v. Boucquoy, Gf. Georg 106 – Isabella 105, 106,
 108 – Karl Bonaventura (de Longueval)
 91, 92
 v. Bourbon-Parma s. Sixtus, Zita
 Boxberg 212
 v. Boxberg, Guta 10 – Konrad 12
 Brandeis a. Elbe 113
 Braun, Louis 226, 253, 254 – Philipp 70 –
 Reinhold 226
 Braunau 86
 Brauneck 241
 Braunsbach 247
 Bregenz 107, 129
 Breit, Ernst 253
 Breitenbach, Anton d. Jg. 55, 72
 Bremen 93
 Brenz, Johannes 208, 214
 Breslau 142, 158, 171, 182
 Bresnitz 106
 Brienne 101
 Britton, Cath. 140
 Brokoff, Johannes 106
 Bronnbach 11, 12, 213
 Bruchsal 220, 221
 Brückenau 155
 Bruegel, Peter 248
 Brühl 66
 Bruneck 49
 Brünn 100–103
 Brunner, Sebast. 156
 Brüssel 118
 Buch 228
 Buchenbach 247
 Buczek, Karol 186
 Budapest 100, 141, 159, 170
 Büdingen 223
 Budweis 91
 Buenos Aires 116
 Bujak, Franciszek 183
 v. Bülow (Fst), Bernhard 135
 Burghausen 86
 Burglengenfeld 86
 Busch, Wilhelm 251
 Butterworth 125
 Bütthard 67

 Caderon 58
 Canische 95
 Cannstatt 228
 v. Carstanjen, Valerie 171
 v. Castell 8 – Rupert 10
 Castelletto de Berenzano 116
 Celsus, P. 67
 Chamberlain, Neville 120
 v. Chambord, Gf. Heinrich 168 (v. Bourbon)
 Clodwig, Kg. 229
 Chlotacher, Kg. 229
 Chotek, Gf. Karl 129, 173 – Sofie 129
 Christian Fst. Anhalt 92

Chrudim 159
 Churchill, Winston 120
 Clam-Gallas, Gf. Christian Chf. 102
 Clam-Martinitz, Gf. Heinrich 147
 v. Clary-Aldringen, Fst. Alfons 120, 122
 Cleveland 204
 Coburg 212
 v. Coburg, Hg. 161
 Colloredo-Mansfeld, Gf. Hieron, 101
 Colonna v. Fels, Leonhard 91
 v. Condé, Prinz Ludwig II. 96
 Conze, W. 238, 246
 Cotta 216
 v. Coudenhove, Gf. Max 146
 Crailsheim 215, 247
 Cramburg, P. 71
 Cranach, Lukas 68
 Creutzfelder, L.F. 95
 Criesbach 36
 v. Cumberland, Hg. Ernst August 135
 Cuvillies, François 213
 Czegléd 107
 Czernin, Gf. Ottokar 111, 147, 148, 152, 175 –
 Rudolf 170 – Victoria 111

Dabrowski, Jan 181
 Dachau 210
 Dalkingen 228
 Damaskus 230
 Danzig 182, 188
 Decker-Hauff, Hansmartin 7, 254
 Deggendorf 86
 Delft 93
 Dembińska, Maria 191
 Dietenhausen 11
 Dietrich, Wolf 36
 Dillingen 219, 242
 Dingelstedt, Franz (Frhr. v.) 138
 Dinkelsbühl 15, 63, 66, 86, 209
 Diwald, Hellmut 91
 v. Döllinger, Ignaz 142
 Dominik, P. 57, 64
 Donaueschingen 165
 Donauwörth 52
 Doerstling, Steffen 14, 16, 22-27, 29, 30, 32, 33,
 37, 43
 Doerr, Karl 226
 Döttingen 23, 25, 32
 Dresden 95, 101, 114, 164
 Dubicza 156
 Duino 165–167
 Dulles, Allan 118, 122, 125, 126
 Duse, Eleonore 167
 Dušek 167
 Düsseldorf 36
 Dux 105

Eberbach s. Abt Alberich
 Eberhard II., Bf. Bamberg 226 – E.v. Friauf 229
 Ebersdorf 93
 Echter v. Mespelbrunn s. Julius

- Echterdingen 210
 zu Eckh und Hungerspach, Frhr. Markward 48
 Edelfingen 53, 54
 Edessa 142
 Eger 96, 99, 118, 126
 v. Ehrenberg s. Philipp Ad.
 Eibelstatt 10
 Eichstätt 247 – Bf. 70
 Eidlitz 109, 111, 117, 118, 126
 Eisenberg 128
 Elisabeth, Hl. 55 – E. v. Bayern, Kaiserin v.
 Österreich 134, 176
 v. Elkershausen gen. Knüppel, Gg. Wilh. 62, 66
 Ellingen 52, 83, 85
 Ellwangen 94, 154, 241, 247
 Elsener, Ferd. 227, 253
 Elser, Friedr. 239
 Embricho, Bf. Würzburg 6, 10
 Emden 93
 Emehard, Bf. Würzburg 6
 v. Endsee 8
 Enns 170, 171
 Epinal 253
 Erding 86
 Erhard s. P. Angelikus 67
 Erlangen 246, 247
 Erlenbach 65
 Ernst August, Hg. Cumberland 135
 Eschental 253
 Esslingen 219, 245, 246
 v. Esterhazy Gfn. Franziska, Gf. Moritz 141
 Eugen (Beauharnais), Vkg. Italien 101
 v. Eulenburg, Fst. Philipp 135
 Evert-Kappesown, Helena 195
 Exner, Franz 209

 Fahr, Luise 254
 v. Falkenhausen, Alexander 118
 Famars 161
 Faust, Johann 207
 Feine, Hans Erich 205
 Feistritz 144, 152
 Fendrich, Thomas 23, 25, 37, 45
 Ferdinand II. Kaiser 91–94, 138 – III. Kaiser
 94 – Ks. v. Österreich 103 – Ehg. (Ghg.
 Toskana) 100, 101
 Fernandez de Cordoba, Gonzalo, s. Hg.
 v. Arion
 Ferrara 66, 67
 Festeticz v. Tolna, Gfn. Alexandra 152
 Feuchtwangen 209
 Fichtel s. Sigismund
 Finsterlohr 217
 Firmont 102
 Fischer 118 – Adolf 162
 Fleck, Walter Gerd 25
 Fleischhauer, Werner 14, 25
 Forchtenberg 43, 45
 Fortunat, P. 58
 Franco, Francisco 126
 Frank, K.H. 121, 127

 Frankfurt a.M. 29, 53, 206, 213
 Franz v. Assisi, Hl. 47, 51, 54–56, 61, 73, 77, –
 F. II. Kaiser 99, 100, 102, 161, 162 – F. Ferd.,
 Ehg. 129, 143, 146, 175 – F. Josef, Kaiser v.
 Österreich 112, 113, 131–139, 143, 146, 147, 150,
 156, 165, 171 – F.V., Hg. v. Modena 126, 143 –
 F. (v. Hatzfeld), Bf. Würzburg, Bamberg
 54, 57, 58 – F. Ludwig (v. Pfalz-Neuburg),
 HM 70, 71
 Franz, Günter 147
 v. Freeden, Max H. 22, 37, 253
 Freiburg i. Br. 48, 161, 180, 241, 248
 Freiligrath, Ferd. 223
 Frickenhofen 251
 Friedberg 57
 Friedberger, Veltin 19
 Friedrich I. (Barbarossa), Kaiser 8, 10–12, 226,
 230 – II. Kaiser 3, 9, 14, 230 – d. Schöne,
 Kg. 231 – II. (d. Große), Kg. v. Preußen
 158 – I. Kg. v. Württemberg 100, 101, 154 –
 V. (v.d.Pfalz), Kg. v. Böhmen 32, 92, 93 –
 F. v. Rothenburg, Hg. 8, 11 – F. Ehg. v.
 Österreich 150 – F. Karl (v. Schönborn), Bf.
 Würzburg 68 – F. Wilh. II., Kg. v. Preußen
 161 – F. Wilh. IV., Kg. v. Preußen 107
 Friedrichsruh 119
 Friedstein b. Niederhofen 139–141, 152
 Fries, Gf. Moritz (Vater u. Sohn) 155, 171
 Fuchs v. Dornheim s. Joh. Georg II.
 Füger, Fr. Heinr. 162
 v. Fugger, 94, 129, 233
 Fünfkirchen 96
 v. Fürstenberg 111 – Lgfn. Friederike 101, 103 –
 Friedr. 101 – Ira 128

 v. Gabelstein, Frhr. Ferdinand, Kraft A. 170
 v. Gaboyan, Michael Hl. 155
 Gabrielahütten 106
 Gaeta 142
 Gaildorf 251
 Gamazo, Gf. Claudio (Mgf. Soto Aller) 128
 Gantz, Jo. Matthäus 68
 Ganzhorn, Gerhard 253
 Garnberg 247
 Gastein 133
 Gausch v. Frankenthurm, Frhr. Paul 145
 Gebhard, Bf. Würzburg 8, 10
 Geizenauer 103
 Genf 121
 Georg (v. Hohenlohe), Bf. Passau 88 –
 G. Wilh. (Wittmann), Bf. Regensburg 156
 v. Georgii-Georgenau, E. 216
 Gerabronn 29, 33
 Geremek, Bronislaw 195, 196
 Gieysztor, Aleksander 179, 181, 190, 194–196
 Gisser 226
 Glatz, Albine, Alfred 128
 Gmünd (Schwäb. G.) 86, 209, 228, 243, 244
 Gnadtental 241, 253
 Gnesen 190
 Gockheler, Melchior 245

- Godesberg 171
 Goethe, J.W.v. 161, 207
 v. Goluchowski, Gf. 135
 Gonobitz 115
 Göppingen 219
 Gördeler, K.Fr. 118
 Göring, Hermann 123–125
 Górski, Karol 192
 Görz 146, 169, 170
 Gotha 171
 Gotteszell (Schw. Gmünd) 244
 Gottfried II. Bf. Würzburg 8, 9 – G. III. (v. Hohenlohe), Bf. Würzburg 9 – I. (v. Spitzenberg) Bf. Würzburg 9 – G., Kantor 9
 Göttingen 158
 Grabski, Andrzej 195
 Gran 88, 90, 95, 154
 Gratzin 106
 v. Gravenegg, Frhr. Philipp 52, 79
 Graz 97, 102, 104, 145, 152, 234
 v. Greiffenclau, s. Jo. Phil.
 Greiz 159, s. Reuß
 Grembling v. Jungingen, Jakob 49
 Grodecki, Roman 183
 Grodek 156
 Groningen 98
 Gröningen (b. Crailsheim) 247
 Großaltdorf 209
 Großpriesen 129
 Großwardein 153, 155, 171
 Grulich 90
 v. Grumbach 8 – Markward 10, 11
 Gruscha, s. Anton
 Guldasse 99
 Günther, Agnes 249
 Gunzenhausen 212
 Gurr, Lorenz 54
 Gustav Adolf, Kg. v. Schweden 50, 65, 94, 96, 165
 Gutenstein 171
 Gwatkin, Frank Ashton 121
 v. Gyulay, Gf. Ignaz 101

 den Haag 158
 Haarlem 99
 v. Hadik, Gf. Janosz 111 – Iléna 111, 116
 Hagensdorf 106
 Hailfingen 210
 Halecki, Oskar 182
 Halifax, Gf. Edward 120
 Hall (Schwäbisch) 15, 36, 178, 180, 207–211, 214, 219, 220, 226, 233, 238–242, 247, 250, 251, 253, 254
 Hall (Tirol) 107, 129, 233
 Hallstatt 233
 Haltenbergstetten 23
 Hambach 206
 Hamburg 95, 99, 170, 205
 Handelsman, Marceli 181, 195
 Hannover 99
 Hantschel, F. 135
 Harburg 242
 Hardegg, Gf. Jo. Heinr. 102, 103
 v. Harras s. Herzan
 v. Hatzfeld, Hermann, Lucia, Marie El. 163, s.a. Bf. Franz
 Hauenstein 106
 Hauptmann, Gerhart 144
 Hauser, Kaspar 238
 Hauska 169
 Hebbel, Friedr. 137
 Hebel, J.P. 226
 Heck, Phil. 205
 Heidelberg 161, 220, 246
 Heidenheim 241
 Heilbronn 52, 59, 60, 214, 215, 219, 226, 239, 247
 Heimpel, Herm. 233
 Heinrich VI. Kaiser 230 – (VII), Kg. 7, 15 – IV. Kg. Frankreich 90 – H.d. Löwe, Hg. 220, 230 – H.I.d. Bärtige, Hg. Schlesien 192 – H. Bf. Würzburg 6, 8, 11
 Heinzmann, Adam 43
 Henlein, Konrad 120, 121, 127
 v. Henneberg, Gf. 8
 Hensel, Witold 184, 195, 196
 Hepp, F.C. Th. 205
 Herding, Otto 226
 Hermann Prinz v. Sachsen-Weimar 226
 Hermann, Michel 43 – Sebastian 36
 Hermannstadt 160
 Hermersberg 33
 Herold Bf. Würzburg 11
 Herwig, Jo. Justin 88
 v. Herzan-Harras, Gf. 105
 Herzberg 26
 Hesse, Hermann 241
 Hessental (Schw. Hall) 210, 211
 Hettstadt 11
 v. Heunberg, Gfn. Elisabeth, Gf. Ulrich 88
 Hewel, Walter 123
 Himmler, Heinrich 125, 126
 Hindsberg, Leopold 89
 Hirsau 6, 8, 10, s. Abt Wolfram
 v. Hirschberg, Gg. K.A. 85 (Anm. 300)
 Hirschlanden 222
 Hirschwang 140
 Hitler, Adolf 118, 120, 122–126, 240
 Hlawitschka, E. 229
 Höchstadt 86
 Hodža, Milan 120
 Hofmann, H.H. 147
 v. Hofmannsthal, Hugo 167
 Hohenberg 10, 241
 Hohenelbe 150
 Hohenleipa (b. Dittersbach) 121
 Hohenlohe (Hohlach) 5, 8
 v. Hohenlohe (in Klammern Geburtsjahr) 9, 14 – Adelheid, 4 – Albert 3–5, 7, 12 – Andreas 4, 5 – Friedrich 5 – Georg 15, vgl. Bf. Georg – Gottfried 3, 5, 7, 9 – Hedwig 3 – Heinrich 3–5, 7, 12 – Heinrich

- (HM) 3, 5, 7, 9 – Konrad 3, 5, 9
- v. Hohenlohe-Bartenstein 89 – Christian 163 – Ludwig Aloys 163, 164 – Ludwig K.Ph.L. 163
- v. Hohenlohe-Ingelfingen – Adolf K.F. 107 – Christian Kraft 156 – Friedr. K.W. 156, 157, 160 – Friedr. Ludwig 156, 162 – Friedr. W.E. 107 – Karl 99 – Kraft K. 107
- v. Hohenlohe-Kirchberg 89 – Christian 158 – Eberhard 158 – Friedr. K.L. 162 – Friedr. Wilh. 158–162, Karl Aug. 158
- v. Hohenlohe-Langenbourg 89 – Adelheid (1864, Chotek) 107, 129, 173 – Alexander (1922) 116 – Alfonso (1924) 128, 173 – Beatrix (1935, Arion) 128 – Christian (1726) 96, 97, 173 – Christian Aug. (1768) 97 – Christian Kraft (1925) 128 – Christof (1956) 128 – Elisabeth (1927, Iguell) 128 – Ernst (1794) 173 – E. (1863) 173 – E. (1817) 102, 103 – Friedrich Eberh. s. Hohenlohe-Kirchberg – Friedr. Aug. (1740) 97 – F. Ernst (1750) 97, 98, 173 – Gabriele (1883, Auersperg) 107, 129 – Gottfried (1860) 106–110, 114, 117, 120, 126, 129, 173 – G. (1897) 118, 173 – G. (1924) 116 – Gustav (1777) 97–103, 173 – G.Ad. (1764) 97 – Heinr. Fr. (1625) 40 – Hermann (1832) 129, 173 – Hubertus (1959) 128 – Joach. Albr. (1619) 40 – Johanna (1926) 116 – Isabella (1891, Windischgrätz) 111–116, 118 – Karl (1762) 173 – K. (1903) 109, 111, 119 – K. Fr. Leop. (1866) 107 – K.Ph.E. (1781) 97, 100 – Konstantin (1893) 97, 108, 109, 111, 114, 116–119, 126, 173 – Konstanze (1792, Schillingsfürst) 172, 173 – K. (1824, Blankenstein) 102, 103, 106, 110 – Kraft (1935) Fst. 129, 133 – Ludwig (1696) Fst. 96, 173 – L. (1823) 102–104, 106, 107, 129, 173 – L. (1892) 111, 114, 116 – L. (Louis, 1926) 116 – L. Chn. Aug. (1774) 97 – L. Gfr. (1742) 97 – L. Kraft (1613) 33 – Marie Franziska (1922) 128 – M. Theresia (1895) 129 – Max Egon (1897) 109, 111, 114, 118–128, 173 – M. Eman. (1931) 128 – M.K.Jos. (1901) 107, 173 – M.K.R. (1861) 107, 129, 173 – Ottokar (1953) 111 – Philipp Ernst (1584) 14, 17, 18, 27–30, 32–34, 40, 42, 44, 45, 94 – Rudolf (1903) 109, 111, 119 – Wilh. F.G. (1736) 97 – Wolfg. Albr. (1659) 96
- v. Hohenlohe-Neuenstein 88 – Albrecht (1543) 15, 16, 19 – Friedrich (1553) 15–17, 25, 26, 37, 43 – Kraft (1582) 32, 92, 94–96 – Ludwig Kasimir (1517) 15, 19, 46 – L.K. (1578) 95 – Philipp (1550) 15–17, 90, 95 – Wolfgang (1546) 15–19, 22, 23, 25–27, 29, 30, 32, 36, 43, 90 – W. Julius (1622) 96
- v. Hohenlohe-Öhringen 89 – August (1890) 7. Fst. 171 – Ferd. Alex. (1867) 170 – Hans (1858), 6. Fst. 170 – Hugo, 4. Fst. (1816) 170 – Kraft (1861) 170 – K. (1925) 171 – K., 8. Fst. (1933) 171, 253 – K. Alex. (1896) 170
- v. Hohenlohe (Waldenburg)-Schillingsfürst 89 – Alexander (1862) 168 – Alexander (1918) 152 – vgl. Bf. Alexander – Alfred (1889) 140, 152, 172 – Chlodwig (1819) 115, 130–132, 135, 141, 143, 153, 171, 172 – Erwin (1890) 152 – Franz K. (1745) 154 – Franz Josef (1787) 130, 153, 172, 173 – Franziska (1897, Österreich) 113, 147, 153 – Gottfried (1867) 144, 150–152, 172 – Gustav Adolf (1823) 131, 133, 135–137, 141–144, 166, 168, 172 – Hans (1882) 115, 116 – Hubert (1893) 95, 152, 164 – Konrad (1863) 140, 144–148, 150–152, 172 – K. (1919) 152 – Konstantin (1828) 107, 131–141, 143, 144, 153, 156, 165, 166, 172 – Ludwig Gustav (1634) 163 – Marie Dorothee (1872, Lamberg) 144, 152, 176 – Marie Franziska (1895, Mayr) 153 – M. Therese (1779, Fries) 155, 171 – Philipp Ernst (1853) 141 – Philipp M. (P. Konstantin) (1864) 144, 149, 150, 172 – Viktor (I. Hg. Ratibor, 1818) 115, 131, 143, 171, 172 – V. (1847, 2. Hg.) 115 – V. (1879, 3. Hg.) 115 – V. (gb. 1922) 140, 152
- v. Hohenlohe-Waldenburg 88–90 – Albr. Egon (1877) 169 – Chlodwig (1848) 141, 172 – Eberhard (1535) 15 – Egon (1819) 165, 172 – E. Alex. (1879) 169 – E. Karl (1853) 164, 166, 169, 172 – E. Moritz (1853) 171 – Franz (1879) 141 – Friedrich (1850) 165 – Fr. Karl (1814, Fst.) 130, 172 – Fr. K. (1846, Fst.) 172 – Fr.K. (1908) Fst. 172 – Fr.K. (1933) 95, 152, 164, 253 – Georg Friedr. II (1595) 163 – Karl (1818) 172 – K. Albr. I. (1719) Fst. 88, 89 – K. Albr. II. (1742, Fst.), 89, 130, 154, 155, 172 – K. Albr. III. (1776) Fst. 130, 164, 171, 172 – K. Egon (1882) 141 – Marie Amalie (1888, Hoyos) 171 – M. Elisabeth (1855, Thurn T.) 131, 137, 164–169, 172 – Vera (1882, Czernin) 169, 170 – Zdenko (1891) 171
- v. Hohenlohe-Weikersheim, Georg Friedrich (1569) 32, 40, 44, 88, 90–96, 165
- v. Hohenlohe-Wernsberg, Heinrich 88
- Höhn, Reinhard 123
- Höhne, Heinz 126
- Holheim 242
- Hollenbach 247
- Honigen 101
- Horazdiowitz 89
- Horn, Gustav 53
- Hornberg 241
- Horneck 52, 57
- Hörnes, Josef 212
- Horold, Augustin 90
- v. Horthy, Nikolaus 116
- HoBkirch 111
- v. Hoy 60
- v. Hoyos, Gf. 133 – Josef 134, 171 – Rud. A. 171
- Hugolin, P. 57, 60, 61
- Humbert I. Kg. Italien 133

- Hund v. Lauterbach 53
 v. Hunyadi, Gf. Josef 148
 Hus, Jan 241
 Hyso, Konrad 27, 28, 30, 32

 Jagiellonen 193, 194
 Jagstberg 94
 Jagstfeld 29
 Jeger, Lutz 46
 Jerusalem 8
 Iglau 100, 103
 Iguell, Bertran 128
 Ingelfingen 15, 30, 32, 119, 156, 247 –
 s.a. v. Hohenlohe
 Innsbruck 49, 50, 53, 129, 150, 155, 171
 Joachimsthal 90
 Johann Baptist (Sproll), Bf. Rottenburg 227 –
 J. Friedr., Hg. Württemberg 95 – J. Georg I.
 Kf. Sachsen 93 – II. (Fuchs v. Dornheim),
 Bf. Bamberg 52 – J. Gottfr. (v. Aschhausen),
 Bf. Würzburg 93, 94 – J. Kaspar (v. Amprin-
 gen) HM 61, 64 – J. Ksp. (v. Stadion) HM
 47–55, 57, 58, 64–66, 68, 69, 72, 73, 77 –
 J. Mich. (Sailer), Bf. Regensburg 154, 156 –
 J. Phil. (v. Schönborn), Bf. Würzburg, Kf.
 Mainz 60 – J. Phil. (v. Greiffenclau), Bf.
 Würzburg 70
 Jooss, Rainer 214
 Josef I. Kaiser 70 – II. Ksr. 65, 138, 159, 160 –
 J.P. 83
 Josefine (Beauharnais), frz. Kaiserin 238
 Ischl 133
 Isidor, P. 54
 Italien s. Kg. Humbert
 de Iturbe, Mgn. Belvis de las Naves, Marie
 Piedad 109, 120, 126, 127
 v. Judt 68
 Jugoslawien s. Prinz Paul
 Juhnke, Leo 63
 Julius (Echter v. Mespelbrunn), Bf. Würzburg
 23, 208
 Jungbunzlau 90
 v. Jungingen 180
 Iwanowska, Karoline (Sayn) 136, 137, 141, 166

 Kaaden 121
 Kaiserslautern 161
 Kalice 106
 v. Kalley, Frhr. 135
 Kallich 106
 Kamnitz 120, 121
 Kapfenburg 52
 Karl III. Kaiser 229 – K. Iv. Ksr. 231–233, 253 –
 K. VII. Ksr. 89 – K. I. Ksr. v. Österreich
 111–113, 139, 146–148, 152, 175 – K. III. Kg.
 Spanien 120 – K. Ghg. Baden 238 – K. Ehg.
 Österreich 99, 163
 Karlsbad 96, 150, 159
 Karlsruhe 171
 Karlstadt 72, 86
 Karlstadt (Andreas Bodenstein) 248, 249

 Karlstein 165
 Kaschau 156, 159
 Kasimir d. Gr., Kg. Polen 188
 Kassner, Rudolf 167, 168
 Katharinenberg 106
 Kattowitz 182
 Katzenberger, Baltasar 32, 33
 Katzenstein 253
 Kauffmann, Jakob 26, 29, 30, 33, 34, 38, 43–46
 v. Kaulbach, Wilh. 137
 v. Kaunitz, Gf. Albr. Vinz. 169 – Gfn. Maria
 169, 170, 172
 Kehl 180, 219, 220
 Keilberth, Josef 120
 Kempfennagel, Kilian 214
 Kern, Eduard 205 – Georg 29, 30, 44 –
 Michael 43
 Kerner, Justinus 156
 Ketterburg 213
 Kiew 136
 Kilian, Hl. 48
 v. Kinsky, Gfn. Maria 111, 176 – Gf. Ulr. Ferd.
 120, 121 – Prz. Zdenko 121
 Kirchberg a.J. 15, 17, 26, 33, 36, 119, 158, 160,
 162, 247 – s.a. Hohenlohe-Kirchberg
 Kitzingen 11, 12, 86
 Klagenfurt 163
 Klebel, Ernst 242
 Klemens VII. Papst 47 – K. XI. 71 – K. XII.
 68 – K. Aug. v. Bayern, HM Ebf. Köln 63,
 66–68
 Kloczowski, Jerzy 190
 Knüppel s. Elkershausen
 Koch, Ulrich 36
 Koczy, Leon 182
 Kohleisen, Otto 129
 Kohlhaus 19
 Kokoschka, Oskar 167
 Kölle, Fr. 226
 Köln 57, 58, 68, 143, 219, 232 – s. Ebf. Klem.
 Aug., Rainald
 Komburg (Schw. Hall) 8, 10, 86, 214, 241, 245, 247
 v. Komburg, Gf. 8 – Heinr. 8
 Komotau 106, 111, 114, 118, 126, 128
 Königgrätz 103, 104, 106, 107, 129, 132, 138, 173
 v. Königsegg 111
 Königshof (b. Beraun) 159
 Königshofen 72, 86
 Konrad III., Kg. 7, 8, 254
 Konstanz 219, 241
 Kopernikus, Nikolaus 194
 Koschentin 107
 Kosmanos 90
 Kossinna, Gustav 228
 Krakau 100, 101, 179, 182, 194
 Kramář, Karel 146
 Kranichfeld 89
 Krautheim 212, 241
 v. Krautheim, Gottfried, Richza 9
 Kremer, Jo. Mich. 70
 Kremsier 107, 133

- Kressbach 246
 Kronweißenburg s. Weißenburg
 Krug v. Nidda, Roland 107
 Krummau 91
 Küblis 48
 Kuczyński, Stefan 192
 Kuhn, Hans 36, 40, 44, 46 – Heinrich 35,
 36, 40, 44
 Kukus 159
 Kula, Witold 181, 196
 Kulm 187
 Künzelsau 15, 23, 94, 226, 247, 248
 Kupferzell 89, 141, 154, 165 – K.-Bauersbach
 253
 Kuterschitz (b. Bilin) 113
 Kutrzeba, Stanisław 183
 Kuttenberg 159, 232

 Labuda, Gerard 181, 185, 191, 195
 Ladislaus Ellenlang, Kg. Polen 188
 Lalik, Tadeusz 186
 v. Lamberg, Gf. Vollrath 152
 Lammasch, Heinrich 148
 Lamprecht, Karl 190
 Landshut 71, 86, 158
 v. Langenberg 14
 Langenburg 13–46, 89, 94–97, 99, 100, 116, 119,
 129, 130, 241, 247, 253 – s.a. v. Hohenlohe-L.
 Langensteinach 12
 Lauben 169
 Lauda 211
 v. Lauda, Heinrich 6
 v. Laudon, Gideon Ernst Frhr. 158, 159
 Lausanne 129
 Lautschin 166, 176
 Laxenburg 147, 153
 Lechhausen 94
 Leciejewicz, Lech 195
 Leeuwarden 98
 v. Leibling, Gf. Franz Ludw. 83
 Leipzig 101
 Leitmeritz 150, 159
 Lelewel, Joachim 180
 Lemberg 156
 Lenckner, Georg 16
 Leningrad s. St. Petersburg
 Leo XIII, Papst 143, 144
 Leoben 144, 150
 Leofels 29, 241, 253
 Leonberg 210, 222
 Leopold I. Kaiser 96, 165 – II. Ks. 160 – L.V.,
 Ehg. Österreich 49 – L.Wilh., Ehg. HM 49,
 59–61
 Leuthen 158
 Lewicki, Tadeusz 195
 v. Liechtenstein 126 – Andreas 105 – August
 Oswald (v. Li(e)chtenstein) 57, 59–61 –
 Dominica 105 – Johannes 170
 Limmerich, Stefan (Kalkstoffel) 25, 33, 40,
 45, 46
 Limpurg s. Schenk

 Lindau 170
 Lindenbronn 23
 v. Lindenfels, Billung 213
 Linlin, Wächter 19
 Linz 155, 159
 Lipnitz 165
 Lissabon 126
 Liszt, Franz 136–138, 141, 143, 166, 167
 v. Lobkowitz, Georg Popel 105 – Leopoldine
 171 – Polyxena 149
 Lochgarten 10
 Lodgman v. Auen, Rudolf 127
 Łódź 182
 Löffelstelzen 67
 Lorch 7
 Lothar Franz (v. Schönborn), Bf. Bamberg,
 Kf. Mainz 70
 Löwe, H. 229
 Löwen 150
 v. Löwenstein-Wertheim, Leopoldine 89, 213
 Lübeck 187
 Lublin 182
 Ludwig Bosonides, Kaiser 229 – IV. d. Bayer,
 Kaiser 231, 233 – XIV Kg. v. Frankreich
 96 – XVIII. Kg. Frankreich 164 – I. Kg.
 Bayern 155, 237
 Ludwigsburg 62, 224
 Luitpold, Prinzregent v. Bayern 135
 Luka b. Pistyan 129
 Lunéville 164
 Lupflich, Johannes 205
 Luther, Martin 208, 249
 v. Lüttichau, Gfn. Victoria 152
 Lützen 94
 Luxemburg 161
 Łowmiański, Henryk 181, 185, 195

 Mac Donald of Edinburgh, Mina 122
 Madrid 117, 125, 126, 128, 129
 Magdeburg 93, 158, 187
 Mahl, Oscar 207, 254
 Mailand 8, 168
 Mainau 49
 Mainhardt 253
 Mainz 22, 23, 30, 37, 45, 63, 102, 161, 170, 213,
 228, 247 – s. Kf. Jo. Phil., Lothar Fr.
 Maier v. Berg, s. Wolftram
 Makart, Hans 138, 139
 Małowski, Marian 181, 195
 Mandry, Gustav 205
 Mannheim 238
 Mansfeld, Gf. Ernst 91
 Manteuffel, Tadeusz 181, 195, 196
 Marbella 114, 128
 Marburg 65
 Maria Henriette, Ehgn. v. Österreich 150, 151 –
 M. Theresia, Kaiserin 55, 89, 97, 130, 158,
 159 – M. Ther. (v. Österreich-Modena),
 Kgn. Sardinien 102
 Masaryk, Thomas 146
 Mathey, J.B. 105

- Matthias, Kaiser 90, 91, 96
 Maucher, Franz Josef 71
 Mauerbach (b. Wien) 107
 Maulbronn 213
 Maurer, H.M. 44, 243
 Maximilian I. Kaiser 234 – M. I. Kf. Bayern
 92, 94 – M., H.M. Ehg. Österreich 48 –
 M. Ehg. Österreich 113, 132, 147, 148, 153 –
 M. Franz, H.M., Ehg. Österreich 55, 65
 Mayerling 134, 171
 Mayr v. Melnhof, Franz 153
 Medina, Gfn. Anna Luisa, Gf. Rafael 128
 Medinaceli, Hgn. Vict. Eug. Fernandez de
 Cordoba 128
 Mergentheim 32, 47–56, 58–87, 118, 211–215,
 220, 226, 235, 240
 v. Mergentheim, Ebo, Goswin 10
 Merian, Matth. 212
 Merklingen 222
 Mersberg 10
 Mertin (Torwart) 19
 Merzbacher, Fr. 243
 Metternich, Fst. Klem. Wenzeslaus 156
 Mexiko 128
 Meyer, Gustav 212
 Meysztowicz, J. 182
 Michael, P. 53
 Michel (v. Wittighausen) 154
 Michelbach a. Bilz 247
 Mieszko I., Hg. Polen 190
 Miltenberg 23, 45, 213
 Minderoffingen 242
 v. Modena s. Hg. Franz V.
 Modzelewski, Karol 189
 Molitor, Franz Simon 52
 Montgelas, Gf. Maximilian 237
 Moosburg 86
 Morand, P. 74
 Morstein 247
 v. Morzin, Rudolf 105
 Moskau 127
 Mozart, Wolfg. Amad. 138
 München 55, 56, 83, 86, 111, 116, 121, 126, 142,
 154, 165, 168, 210
 Münster i.W. 205, 227, 235
 Murrhardt 247

 Nagelsberg 94, 247
 Namur 161
 Napoleon I., Kaiser d. Frz. 100, 101, 136, 238 –
 N. III. Ks. 238
 v. Nassau-Saarbrücken, Eleonore 96
 Natzweiler 210
 Naufer, Lienh. 23
 Naujoks, Eberhard 206
 Naumburg s. Bf. Udo
 Neapel 102
 Nebinger, Gerhart 223
 Neckargartach 210
 Neckarsulm 47, 50, 56–63, 65, 67, 70–73, 78, 86
 v. Nenningen, Gebhart 52

 Neresheim 253
 Neudorf 106
 Neuenstein 15–17, 25, 27, 30, 32, 33, 40, 90,
 95–97, 119, 162, 232, 241, 247, 253 – s. a.
 v. Hohenlohe-Neuenstein
 Neuhaus 171, 214
 Neumann, Balt. 213
 Neumarkt 64, 86, 187
 Neuschloß 169, 170
 Neustadt 86
 Neuville 161
 New York 240
 Niederhofen 160
 Nikolaus II. Zar 150
 Nizza 107, 153
 Nördlingen 40, 54, 253
 Nürnberg 18, 23, 52, 60, 63–65, 82, 85, 232,
 233, 253
 v. Nürnberg, Vgf. Konrad 11 – vgl. Zollern

 Obergrombach 220
 Oberickelsheim 212
 Oberkirchberg 94
 Oberrot 251
 Obersontheim 209
 Oberwittighausen 211
 Oberzell 11
 Ochsenfurt 70, 72, 86
 Ödenberg 116
 Odoaker 228
 Ofen 95 s. Budapest
 Öhringen 30, 43, 89, 118, 119, 214, 238, 247 –
 s.a. v. Hohenlohe-Öhringen
 Olbricht, Friedr. 118
 Olmütz 95, 153, 154
 de Ondarza, Augusta M.E. 170
 v. Oranien, Prinz (Friedrich?) 164
 Orsowa 160
 Osnabrück 227, 235
 v. Österreich s. Anton, Franz. Ferd. Karl,
 Leop., Maria, Matthias, Maxim., Rudolf
 Öttingen 242
 v. Öttingen, Marie Magd. 94
 Otto III. Kaiser 190 – O. (v. Lobdeburg), Bf.
 Würzburg 5
 Öxner, Paul 68

 Pacificus, P. 66
 Padua s. Antonius
 v. Pappenheim, Gf. 94
 Paris 57, 101, 107, 109, 116, 117, 143, 161, 164,
 166, 168, 179, 191, 196
 Parkstein 86
 Parler 232
 v. Partenheim, Hans Wolf 52
 Passau 57, 68, 88, vgl. Bf. Georg
 Paszkiewicz, Henryk 182
 Paul, Prinzregent v. Jugoslawien 114 – P., P.
 49 – Paulus, Meister 37
 Pendl, Erwin 138
 Pernau 165

- Pest 159 s. Budapest
 Peto, Geoffrey 121
 Pfefferkorn, W. 44
 Pfitzer, Nik. 207
 Pfitzingen 6
 v. Pfitzingen, Albert 6, 7, 10–12 – Berengar
 6, 7, 10, 11 – Gundelo 6–8, 10 – Heinrich
 5–7, 11 – Konrad 5–8, 10, 11
 Pflug, Jo. Bapt. 226
 Pfullingen 219
 Pfym a. Thur 99
 Philipp Adolf (v. Ehrenberg), Bf Würzburg
 42, 48, 52
 Philippsburg 156, 220
 Pignatari, Frc. 128
 Pilsen 99, 100
 Pius VII, Papst 102, 155 – IX. Papst 133, 136,
 142, 168
 Planck, Dieter 253 – Paul 33
 Plachcińska, Anna 191
 Plato, Achim 214
 Pleinfeld 212
 Ploetz 241
 v. Podewils, Gf. Klem. 135
 v. Polen, s. Kg. Kasimir, Ladislaus, Hg.
 Mieszko
 v. Pölnitz, Götz 233
 v. Poniatowsky, Fst. Josef Ant. 101
 Poppe, Andrzej 195
 Posecker, Willy 10
 Posen 101, 182
 Postelberg 106
 Potschapel 109
 Potsdam 118, 161
 Poth, Sebast. 83
 Prag 65, 88, 90–93, 96, 99, 102, 105, 107, 114,
 121, 127, 129, 130, 144, 148, 150, 152, 158, 159
 161, 162, 169, 170, 231, 232
 Preßburg 92, 163
 Prestwick 140, 152
 Pronner, Klaus 19
 Proßnitz 100
 Ptašník, Jan 184

 Radetzky, Gf. Josef Wenzel 132
 Radkersberg 67
 v. Radziwill, Stefanie 141
 Rajewski, Z. 184
 Rain a.L. 94
 Rainald v. Dassel, Ebf. Köln 226
 Ranke, Leopold 223
 Raschin, Alois 146, 147
 Rathenow 158
 v. Ratkersheim, Embricho, Konrad 10
 Ratibor 171
 v. Ratibor und Corvey 132 s. Hohenlohe-
 Schillingsfürst
 Rauden 115, 143, 171
 Raudnitz (b. Leitmeritz) 171
 Ravensburg 234
 Rechenberg 247

 Redlich, Josef 147
 Regenbach s. Unter-R.
 Regensburg, 86, 96, 100, 156, vgl. Bf. Gg. W.,
 Jo. M.
 Reichartsroth 8, 12
 Reichenhall 141, 233
 Reichertshausen 246
 Reicholzheim 211
 Reinhard, Bf. Würzburg 11, 12
 Reinerth, Hans 228
 v. Reisach 69
 v. Reiser, s. Wilhelm
 Remigius, P. 50, 51, 54, 57
 Renner, Georg 26
 v. Reuß-Greiz, Jeannette 159
 Reuter, B. 213
 Reutlingen 253
 Reuttner v. Weyl, Beat, Frhr. 65
 Reval 118
 v. Revertera, Gf. Friedr. 144
 v. Reviczky, Juditta 89, 154–156
 v. Ribbentrop, Joachim 125
 Richard, P. 64
 Ried 86
 v. Riedheim, Maxim. 67
 Ries, Georg 212
 Rilke, Rainer M. 131, 164, 166–169, 176
 Robin, Georg 22, 23, 27, 30, 37, Sohn 45
 (Anm. 24)
 Ringelnatz, Joachim 251
 Rom 57, 70, 71, 102, 105, 133, 135–137, 140, 142–
 144, 146, 150, 152, 154, 166, 168, 249
 Roncaglia 8
 Ronda 117
 Roosevelt, Frank 123, 126
 Rosalino, Gg. Adam 63
 Rosenheim 86
 Roślanowski, Tadeusz 178–180
 Rossbrunn 11
 Rötelsee (Welzheim) 228
 Rotenberg 220
 Rotenburg (Fulda) 136, 141
 Rothenburg o.T. 12, 15, 25, 209, 211, 215, 242
 Rothenhaus 105, 106, 108–111, 113, 114, 117, 120,
 121, 126–128
 Rottenburg s. Bf. Jo. Bapt., Wilh.
 Rothmund, Albert 253
 v. Rottenhan Gf. Alexander 105 – Heinr.
 Frz. 105, 106
 Rubinstein, Anton 138
 Rückershagen 33
 Rudolf II, Kaiser 90 – R. Kronprinz 134,
 135, 169, 171
 v. Rümelin, Max 205
 Runciman, Leslie 120–122, 127
 Rußland s. Alexander, Nikolaus
 v. Rutingen, Adelbert, Gerold, Richmunt 10
 Rutkowski, Jan 181, 183

 Saar (Mähren) 121
 v. Saar, Ferd. 137

- Saarbrücken 33, 215
 v. Sachsen s. Albert, Hermann, Jo. Gg. I.
 Sachsenhausen (Frankfurt) 63, 64
 Ságħ 141
 Sagrado (Toskana) 166, 168
 Sailer s. Jo. Mich., Bf.
 Saint Germain 130, 146
 Saint Privat 107
 Salzburg 54, 114, 129, 140, 152, 171
 Samsonowicz, Henryk 195
 Sankt Gotthard a. Raab 96
 Sankt Petersburg 150
 Sankt Pölten 129
 Sankt Wendel am Stein 247
 San Sebastian 128
 Sarajewo 129
 Sardica s. Bf. Alexander
 v. Sardinien s. Maria Theresia
 Sauling, Jo. Gfr. 70
 v. Sayn-Wittgenstein, Ludw. A.P. 136 –
 S.-W.-Berleburg, Karoline 107, 129 –
 Ludwig 141 – Marie (∞ Konstantin v.
 Hohenlohe) 107, 131, 135–141, 144, 165 –
 Marie (∞ Clodwig v. Hohenlohe) 141 –
 Nikolaus 136
 Seckau 150
 Sedan 107
 Seiferthann 164
 Semper, Gfr. 138
 Seraphim, P. 49
 Serejski, Marian 195
 Sesselbach 10
 v. Siebenbürgen s. Bethlen Gabor
 Sieber, Konrad 34 – Otto 36, 38
 Sienkiewicz, Henryk 181
 Sigismund, Kaiser 88 – S. (Fichtel), Abt
 Schöntal 52 – S., P. 66, 67
 Sixtus v. Bourbon-Parma 147, 148, 152, 175
 Siglingen 246
 Skyrl 106
 Smend, Rudolf 205
 Solferino 130
 v. Soll, Jo. Eustach 48, 55, 75, 83
 Söllner, Jo. Melch. 61, 69
 v. Solms, Gf. Jo. Albr. 91, 93
 Sommerach 67
 Sonnewalde 29, 34
 Sulzbach a.K. 251
 Sulzdorf (Schw. Hall) 208, 209
 Susterman, Justus 28
 Sydow, Jürgen 186
 Szymański, Jozef 194

Schack 43
 Schaffhausen 99
 Schäftersheim 11, 94
 Schall, F.B. 253
 v. Schallenberg, Gfn. Josefa 101
 Schärding 86
 Schefer, Wendel 19
 Schellenberg, Walter 122, 124–126
 Schenk v. Limpurg, Susanna 227
 v. Schenk, Eduard 154
 Scheuerberg 59
 Schickele, René 169
 Schiller, Friedrich 236
 Schillingsfürst 89, 119, 130, 141, 143, 163, 171,
 s.a. v. Hohenlohe-Schillingsfürst
 v. Schinen, Hans Heinr. 49
 Schländers 57
 v. Schleswig-Holstein, Hg. (Fr. Ferd.) 135
 Schmidt, Gerhard 25, 36
 Schmierenberg 88
 Schnerrer, Matthes 16
 v. Schoeller, Felicitas 140
 v. Schöenberg 40, 42
 v. Schönborn, Gf. Karl Jo. 170, s.a. Jo. Phil.,
 Lothar Frz. – v. Sch.-Buchheim, Gfn. Anna
 107, 108, 111, Erwin 113, Franziska 147
 Schöenberg 247
 Schongau 49
 Schöntal 6, 11, 52 s. Abt. Sigismund
 Schorndorf 245
 Schörzingen 210
 Schramm, Ines 111
 Schreiber, Thomas 235
 Schrezheim 253
 Schröder, Horst 205
 Schrozberg 15, 119
 Schumacher, Jakob 25
 Schumm, Karl 253
 Schwäbisch Gmünd, Hall: s. unter Gmünd,
 Hall
 Schwabsberg-Buch 228
 Schwandorf 86
 Schwarz, Paul 253
 v. Schwarzenberg 121 – Karl Phil. 100 –
 Mathilde 155
 Schweden s. Gustav Adolf
 Schweicker, Thomas 214
 Schweickher, Heinr. 21, 22
 Schwend, Christof, Karl, Ludwig 239
 Schwetzingen 161

Spanien s. Karl III.
 Speidel, Wilh. 214
 Speyer 64, 161
 v. Spitzenberg s. Gottfried
 Sproll s. Jo. Bapt.

 v. **Stadion** . Jo. Kaspar
 Stälin, Chf. Fr 3
 Stalingrad 124
 Staltach 210
 Standorf 241
 Staray, Gf. 99
 v. Staufen, Sofia 7, 8
 Staufer 220, 230, 242
 Stegle, Georg 25, 32, 44
 v. Stein, K. Frhr. 237, 238
 Stephanie (Beauharnais), Ghgn. Baden 238
 Stetten (Schloß) 241

Stockholm 125
 Stoll, Heinrich 205
 Storz, Gerhard 240
 Stoß, Veit 194
 Straßburg 39, 40, 44, 63, 65, 94, 95, 220
 Straubing 86
 Stroh, Konrad 64
 Stumpf, Zacharias 55
 Stuppach 10
 Stürgkh, Gf. Karl 146
 Stuttgart 25, 32, 101, 132, 143, 165, 205, 214,
 216, 219, 224, 247
 Tabor 92
 Taddey, Gerh. 253
 Tannenburg 241
 Tarant 111
 Tarnopol 89
 Tauberbischofsheim 11
 Tegernsee 111
 Teplitz-Schönau 120, 121, 144, 147, 153
 Tetschen 150
 Thaler, Jo. Bapt. 50
 Theis, Adolf 206
 Theoderich, Kg. 228
 Theodor, P. 55, 56, 60
 Thionville 161
 Thocrn 179, 182, 196
 v. Thudichum, Friedr. 205
 Thumb v. Neuburg, Christof 49
 v. Thun-Hohenstein, Gf. Ladislaus 106
 v. Thurn, Gf. Heinr. Matthias 91, 92, 165
 v. Thurn-Hofer und Valsassina, Gf. Jo.
 Baptist, Gfn. Therese M.B. 165
 v. Thurn und Taxis, Fst. Alexander 166, 168,
 172, 176
 Tierberg 23, 119, 249
 v. Tierstein, Susanna 227
 Tilly, Jo. Tserclaes Gf. 93-95
 Tivoli 143
 Toblach 107, 129
 Tokio 204
 Toms, Anton, Elfriede 127
 Topolsky, Jerzy 196
 Toronto 152
 della Torre 165, 168
 v. Trandorf, Aug. Ad. 59, 60, 82 Anm. 197
 Traunstein 86
 Trauschkowitz 106
 v. Trauttmannsdorff-Weinsberg, Gfn.
 Gabriele 104, 106 – Gf. Jo. Nepom. 105,
 106 – Maxim. 64
 Trawkowski, Stanislaw 195, 196
 Trient 155
 Trier 161
 Triest 145-147
 v. Trimberg 8 – Heinr., Poppo 11
 Trithemius, Johann 248
 Troppau 150
 Trost, Andreas 139
 Troyes 164

v. Trüdingen 8 – Albrecht, Friedrich 10, 11
 Tübingen 154, 178-180, 204-206, 219, 223, 227,
 253
 Tüchelhausen 10
 Tullau 29
 Türkheim 86
 Tymieniecki, Kazimierz 181, 183, 185, 195
 Tynrau 86, 154

Überlingen 219
 Udenheim 220
 Udo Bf. Naumburg 11
 Udwitz 106, 109, 111
 Uffenheim 212
 Uhland, Ludw. 226
 Ullmann, Klaus 236
 Ulm 52, 83, 94, 99, 100, 219, 233, 238, 244, 245,
 247, 249
 Ulmann, Heinrich 234
 Umberto s. Humbert
 Unsinnig, Ulrich 43
 Unterböbingen 228
 Untergröningen 247
 Unterreggenbach 19
 Urban VIII, Papst 69

Vaihingen a.E. 210
 Valmy 161
 Valparaiso 223
 Veherbronn 246
 Vellberg 247, 253
 v. Vellberg, Konz 22
 Venedig 102, 165-169, 206
 Verdugo 93
 Verdun 229
 Verona 102
 Vetulani, Adam 196
 Villers-Cotterêts 99
 Vilsbiburg 86
 Vilshofen 86
 Virnsberg 52
 Vischer G.M. 139
 Vitelo 192
 Vohenstrauß 86
 Vöslau 155, 171

Wagenhauber, Jodokus 48, 52
 Wagensberg 113
 Wagner, Richard 137, 138
 Wagram 164
 Walchen 107
 Waldenburg 15, 241, 253 – s.a. v. Hohenlohe-
 Waldenburg
 Waldassen 213
 v. Waldstein (Wallenstein), Gf. 105 – Gfn.
 Eva 90, 94
 Walkersdorf a.K. 116
 Wallenstein, Albrecht, Hg. Friedland 90, 92,
 165
 Wallerstein 43, 242
 Warschau 100, 101, 179, 181, 182

- Wasilewski, Tadeusz 195
 Wasserburg 86
 Waterloo 101
 Weber, Raimund E. 253
 Weiden 86
 Weikersheim 5, 7, 15–17, 25–27, 29, 30, 32, 33,
 36, 40, 43, 45, 90, 93–95, 97, 111, 113–115,
 117–119, 209, 247 – s.a. v. Hohenlohe-
 Weikersheim
 v. Weikersheim 9 – Adelbert 4, 5, 7, 11, 12 –
 Heinrich 3–7, 10, 11 – Konrad 3–8, 10–12
 Weimar 137
 Weinsberg 208, 217, 239, 242
 v. Weinsberg 246
 Weiß, Sigismund 48, 58
 Weißbach 30
 Weißenburg (Elsaß) (Kron-W.) 83
 Wekerle, Alex. 146
 Weller, Karl 3, 5, 8, 9
 v. Werdnau, Veit Gfr. 52
 Wernsberg 88, s.a. v. Hohenlohe-Wernsberg
 Wertheim 211, 213
 v. Wertheim, Boppo 12 – Gerhard 8, 11
 v. Wettin 10
 Wetzlar, Karl Fr. G. 154
 Wibald v. Stablo 226
 Widmann, G.R. 254
 Wien 49, 60–62, 65, 66, 70, 88–92, 96, 97, 101–
 103, 107, 109, 111–114, 128–130, 132, 133, 135,
 137–141, 143, 144, 146, 147, 150, 152–156, 159,
 160, 164–168, 221, 245 – s.a. Anton Josef
 Wiesbaden 218
 Wiesner, Martin 253
 Wilbrandt, Adolf 138
 Wild, Rupert 253
 v. Wilczek, Gf. 133
 Wildegg 132
 Wilhelm I. Kaiser 107, 133 – II. Kaiser 135,
 143, 168 – W. (v. Reiser), Bf. v. Rottenburg
 71 – W. Nik., Hg. Württemberg 107
 Wilson, Woodrow 148
 Wimpfen 57, 58
 v. Wimpffen, Franz 101
 Windischbuch 212
 v. Windisch-Graetz 141 – Fst. Alfred 109, 113–
 115, 118 – Christiane 114 – Hugo Werand
 114 – Josef 135 – Karl 152 – Marie
 Gabrielle 115, 116
 Windsheim 209
 Wittenberg 249
 Wittighausen 154
 Wittmann s. Bf. Georg Wilh.
 Wojciechowski, Zygmunt 181
 Wölchingen 241
 Wolfenbüttel 93
 Wolfram, (Maiser v. Berg), Abt Hirsau 227
 v. Wolkenstein, Gf. Adam 52
 Wolwega 97
 Worms 94, 226
 Woronince 107, 136
 v. Württemberg s. Friedr. I, Jo. Friedrich.,
 Wilh. Nik.
 Wunder, Gerd 220, 253, 254
 Wurzbach, Konstant 156
 Würzburg 8–12, 42, 48, 50–52, 55, 57, 60, 61,
 69, 70, 86, 94, 96, 155, 207, 211, 213, 227,
 248 – Bf. s. Emehard, Embricho, Franz,
 Friedr. K., Gebhard, Gottfried, Heinr.,
 Herold, Jo. Gfr., Jo. Phil., Julius, Lothar
 Fr., Otto, Phil. Ad., Reinhard
 Wyhlen 217
 Ypsilanti, Przn. Chariclée 141
 Záblat 91
 Zähringen 241
 Ziegler, W. 241
 Zientara, Benedykt 192, 195, 196
 v. Zimmern 8 – Siegeboto 10–12
 Zippendorf 170
 Zita v. Bourbon-Parma, Kaiserin v. Öster-
 reich 111–113, 148
 Zittau 158
 Znaim 100
 v. Zollern, Friedr. 6, 9
 Zriny, Gf. (Peter) 96
 Zürich 138
 Zweig, Stefan 167
 Zwier van Heren, Magd. Adriane, Onno 97

Mitarbeiter dieses Bandes

Schriftleitung:

Dr. Gerd Wunder (Wu), Postfach 100664, 7170 Schwäbisch Hall

Dr. Kuno Ulshöfer (U), Stadtarchivdirektor, Hebelweg 4, 7170 Schwäbisch Hall

Verfasser der Beiträge:

P. Dr. Bernhard Demel O.T., Direktor des Zentralarchivs des Deutschen Ordens,
Singerstraße 7, A 1010 Wien I.

Dr. jur. Dr. phil. Wilhelm Pfeifer, Unterlimpurgerstraße 4, 7170 Schwäbisch Hall

Dr. Dr. T. Roslanowski, stellvertretender Direktor des Instytut Historii Kultury
Materialnej der Polnischen Akademie, ul. Swierczewskiego 105, 00-140 Warszawa

Dr. Gerhard Taddey, Oberstaatsarchivrat, Eschelbacherstraße 4, 7113 Neuenstein

Verfasser der Buchberichte:

Hermann Bayer, Elisabethenstraße 7, 7171 Gottwollshausen

Herta Beutter (Be), Archivamtmännin, Hagenbacher Ring 210, 7170 Schwäbisch Hall

Martin Blümcke, Redakteur, Eningerweg 47, 7417 Pfullingen

Wilfried Brückner (brü), Dipl. Ing., Grauwiesenweg 35, 7170 Schwäbisch Hall

Horst Clauß, Rektor, Keltenring 52, 7173 Mainhardt

Eberhard Göpfert (Gö), Oberstudienrat, Konradweg 4, 7170 Schwäbisch Hall

Dr. Carlheinz Gräter (CG), Oberes Flürlein 6, 6970 Lauda

Dr. Elisabeth Grünenwald, Fstl. Archivrätin, Schloßstraße 1, 8867 Oettingen

Walter Hampele, Oberstudiendirektor, auf dem Galgenberg 7, 7170 Schwäbisch Hall

Fritz Georg Kern, Talstraße 1, 7179 Hopfach

Michael Sylvester Koziol, Redakteur, Berlinerstraße 44, 7170 Schwäbisch Hall

Dr. Ferdinand Magen, Klosterberg 20, 8918 Dießen (Ammersee)

Günter Mann, Innenarchitekt, Schertlinstraße 26, 7060 Schorndorf.

Bruno Stern (St), 2 South Pinehurst Av., New York, NY 10033

Raimund J. Weber, Wiss. Assistent, Ziegelwiesenstraße 33, 7072 Heubach

Otto Windmüller, Raiffeisenstraße 48, 7170 Schwäbisch Hall

Dr. Andreas Zieger (Zi), Oberstudienrat, Memelstraße 29, 7160 Gaildorf

Inhalt

Seite

Gerd Wunder: Die Edelherren von Weikersheim und Pfützingen und die Anfänge des Hauses Hohenlohe.	3
Gerhard Taddey: Neue Forschungen zur Baugeschichte von Schloß Langenburg.	13
1. Der Anlaß.	13
2. Schloß Langenburg und die inneren Verhältnisse der Linie Hohenlohe-Neuenstein im 16. Jahrhundert	14
3. Die Quellen zur Baugeschichte Langenburgs	17
4. Die Baugeschichte Langenburgs bis 1610	18
5. Der Schloßbau unter Graf Philipp Ernst ab 1610	27
6. Tod und Beisetzung von Graf Philipp Ernst.	40
Zusammenfassung der Ergebnisse	43
Bernhard Demel: Der Deutsche Orden und die Kapuziner in Mergentheim (1628-1809) und Neckarsulm (1638/63-1805).	47
Wilhelm Pfeifer: Die Hohenlohe in Böhmen, Mähren und Österreich.	88
Georg Friedrich zu Hohenlohe-Weikersheim und seine Brüder.	90
Wolfgang Julius zu Hohenlohe-Neuenstein	96
Die Hohenlohe-Langenburg	96
Die Hohenlohe-Schillingsfürst	130
Hohenlohe-Ingelfingen	156
Hohenlohe-Kirchberg	158
Hohenlohe-Bartenstein	163
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst	164
Hohenlohe-Öhringen	170
Stammtafeln	172/3
Tadeusz Roślanowski: Mittelalterforschung im Nachkriegspolen (mit besonderer Berücksichtigung der Stadtgeschichte).	178
Vorbemerkung von Jürgen Sydow	178
Text	180
Neue Bücher.	204
Die Universität Tübingen 1477-1977	204
Aus Franken	207
Weitere Bücher	215
Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken 1978.	253
Orts- und Personenregister	255